Recon. Steinmüller

1649 – 2

<36635573500011

<36635573500011

Bayer. Staatsbibliothek

m

Acc 1649-2

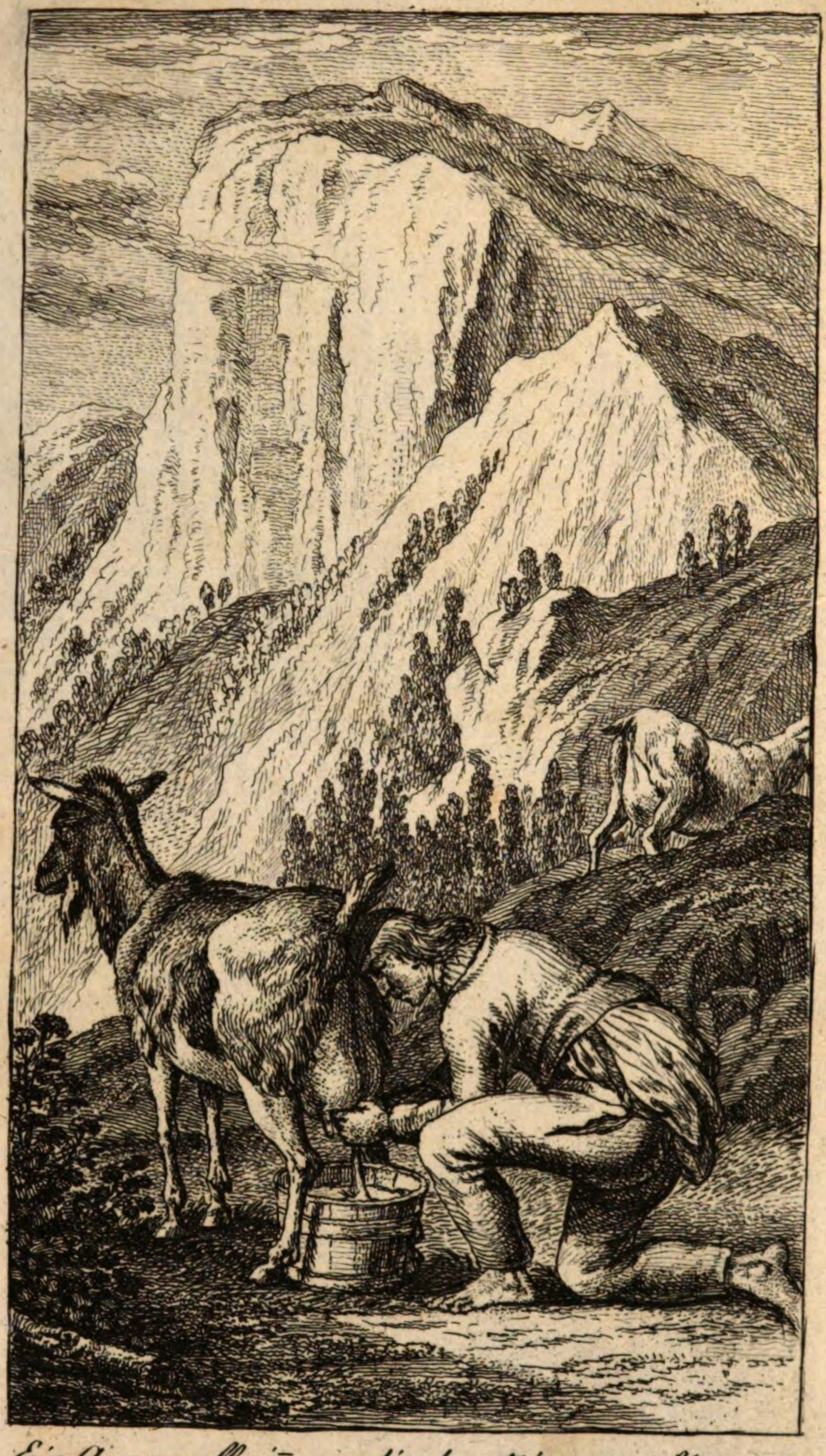
R

Decon.

Scriptores Decem. singulari regione.

p. 76.

Oec: gen: N° 178.



Ein Appenzell-inerrodischer Ziegenmelker.

Beschreibung
der
schweizerischen
Alpen- und Landwirthschaft,
nach den
verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone.

Nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen.

Von

Johann Rudolf Steinmüller,

Pfarrer der evangel. reform. Gemeinde Gaiß im Kanton Appenzell, und ausserordentl. Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich.

Zweytes Bändchen,

welches die Alpen- und Landwirthschaft des Kantons Appenzell und der St. Galler Bezirke Rheinthal, Sax und Werdenberg enthält.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung 1804.

339

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Bey der Erscheinung dieses zweyten Bändchens über die Alpen und Landwirthschaft der Schweiz habe ich nur sehr weniges in der Vorrede zu bemerken. — Ich bin dabey völlig meinem schon im ersten Bändchen bekannt gemachten Plane getreu geblieben, und übergebe daher meinen Lesern wiederum einige landwirthschaftliche Lokalbeschreibungen einzelner Gegenden der Schweiz, die alle — ungeachtet ihrer aneinander grenzenden Lage und des gegenseitigen täglichen Verkehrs ihrer Bewohner, dennoch sehr von einander abweichen. — Obschon ich hin und wieder mehrere Winke über die nöthigen und möglichen Verbesserungen, die man dabey anbringen sollte und könnte, mit einfliessen liesse, so besteht dem ungeachtet meine Hauptabsicht bey diesen Beschreibungen vorzüglich darin: vorerst die Behandlungsart der Alpen- und Landwirthschaft, so wie sie an jedem Orte die üblichste ist, einzeln zu beschreiben, und auf diese Weise nach und

nach eine vollständige Schilderung des Ganzen in seinen verschiedenen Theilen zu Stande zu bringen. Besitzen wir einst diese wirklich, und gelingt es mir, vermittelst der freundschaftlichen Unterstützung und Mitwirkung meiner literarischen Freunde, meine Arbeit zu vollenden, so darf ich mit Zuversicht hoffen, daß die Vergleichung der Methoden jeder Gegend und ihrer Abweichungen von einander, sowohl einerseits dem wirklichen Landwirth, der Belehrung wünscht, mannigfaltigen Stoff zu nüzlichen Versuchen und Verbesserungen darbieten, als aber anderseits sowohl diesen als jeden andern in den Stand setzen wird, den grössern oder geringern Grad der Kultur des Alpen- und Landbau's in jeder Gegend so wie im Ganzen richtig beurtheilen zu können.

Einen heissen Wunsch kann ich hier unmöglich unterdrücken, der sich mir sehr oft, während der Beschreibung der Landwirthschaft im Rheinthale und im Werdenbergischen aufdrängte, und dieser besteht darin: daß sich doch im Kanton St. Gallen eine naturforschende Gesellschaft bilden möchte, die sich damit beschäftigte, das Volk auf wohlthätige Verbesserungen in ihrer Landwirthschaft aufmerksam zu machen, dazu zu ermuntern und dabey zu unterstützen! — Wie unbeschreiblich segenvoll — namentlich für das Landvolk, waren

und sind hierin die ächtpatriotischen Bemühungen der Landwirthschaftlichen Gesellschaften in Zürich und Bern, und, wahrlich — im Rheinthal, Sax, Werdenberg und Sargans würde sich einer solchen Gesellschaft auch ein ähnlicher edler Wirkungskreis eröffnen. Hülfsgesellschaften entstehen, und durch sie werden Hülfskassen errichtet, aus denen reichliche Unterstützungen und milde Beyträge aller Art an Hülfsbedürftige abgegeben werden; — wer freut sich nicht über solche menschenfreundliche Anstalten! — Aber ach — diese Gaben sind gewöhnlich nur, was wenige Wassertropfen gegen eine brennende Feuerflamme werden, und ihr Einfluß ist sehr oft nur augenbliklich und vorübergehend. Nur da, wo man ein Volk auf seine wahren wesentlichen Reichthümer, auf Reichthümer der Natur, und auf seine eigenen Kräfte, sie sich zuzueignen, aufmerksam macht; da wo man das Landvolk zu Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht, zur bessern Benutzung der Allmenten und unangebauten Felder, und zur Vervollkommnung des Landbau's ermuntert; da wo man Thätigkeit, Erwerbstrieb und eine kluge Hauswirthschaft bey ihme wekt und befördert; nur da wird wahre und wesentliche Hülfe geleistet, Noth Armuth und Dürftigkeit verschwinden auf immer, und Wohlstand und Ueberfluß sind die unausbleiblichen glük-

lichen Folgen davon. — Möchte mir doch in der Folge die angenehme Ueberzeugung zu Theil werden, zur Erreichung dieses wohlthätigen Endzweks auch ein nicht ganz geringes Schärfchen beygetragen zu haben! — Dieß wäre der schönste Lohn für meine schwachen Bemühungen in diesem Fache, den ich mir von ganzem Herzen wünsche.

Gaiß, den 22. Brachmonat 1804.

Steinmüller.

Innhalt.

Erster Abschnitt, welcher die Alpen- und Landwirthschaft des schweizerischen Kantons Appenzell Aus- und Innerrooden enthält.

Seite.

Litteratur über die Appenzeller Alpen- und Landwirthschaft . . . 3.
Von den Appenzeller-Gebirgen und Alpen überhaupt . . . . 5.
Von der Abtheilung der Appenzelleralpen in Ansehung ihrer Lage . 7.
- - ihrer Grösse derselben . 12.
- - ihrer Besitzer . . 14.
Von den Allmenten . . . 33.
Treuer Rath an den lieben Landmann bey diesen theuren Zeiten . . . 42.
Zweyter Rath an den lieben Landmann . 46.
Ankaufspreis und Lehenzins der Alpen . 49.
Ueber den Wieswachs und den Feldbau im Appenzellerland . . . 54.
Von der Bauart der Appenzeller Häuser und Ställe . . . . 71.
Von der Gewinnung des Salpeters . 74.
Mögliche und nöthige Verbesserungen des Alpen- und Wiesengrundes . . 75.

Seite.

Von dem Zustande der Waldungen im Appenzellerlande . . . . 78.
Vom Torfe . . . . 83.
Von dem Rindvieh im Appenzellerlande . 100.
Von den Appenzeller Schaafen . . 145.
Von den Ziegen oder Gääßen . . 146.
Nachricht von Gaiß und von dem daselbst üblichen Gebrauch der Ziegenmolken, von Doktor Ernst in Winterthur . . . 155.
Von der Schweinzucht . . 166.
Von der Pferdzucht . . . 168.
Von der Bienenzucht . . 171.
Beschreibung der Sennhütten . . 179
Die Alpengeräthschaften . . 183.
Von dem Appenzeller Aelpler und seinen Belustigungen . . . . 188.
Von den Geschäften und Nahrungsmitteln der Aelpler . . . . 195.
Von dem Appenzeller Käse und Butter . 201.
Anhang der ein Verzeichniß der Alpen des Appenzellerlands enthält . . . 209.
Naturschönheiten der Alpen des Appenzellerlands 222.
I. Beylage: Verzeichniß des in Appenzell Ausserrooden befindlichen Viehes, hochobrigkeitlich aufgenommen im Christmonat Ao. 1796. 249.
II. Beylage: Ein sogenannter Appenzeller-Kühreihen ꝛc. . . . 251.

Zweyter Abschnitt, welcher die Alpen und Landwirthschaft des schweizerischen Rheinthals enthält.

	Seite.
Litteratur über die rheinthalische Alpen- und Landwirthschaft	263.
Ueber die Lage des Rheinthals	263.
Die Alpenwirthschaft des Rheinthals	265.
Von der Rindviehzucht	275.
Von den Pferden	277.
Schaafe und Ziegen	280.
Schweine	280.
Von den Wiesen	281.
Von den Allmenten	287.
Von dem Ackerbau	292.
Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart und den Wohlstand der Rheinthaler überhaupt	300.
Von der Baumzucht	306.
Von dem Most oder Obstwein	315.
Von dem Weinbau	327.
Von den eigenthümlichen und Gemeinwaldungen	338.
Vom Torf	339.
Von der Bienenzucht	341.
I. Beylage: Tabelle über den Milzbrand im August und September Ao. 1802.	342.
II. Beylage: 3 Verordnungen über die Vertheilung der Gemeindsgüter im Rheinthal	343.

Dritter Abschnitt, welcher die Alpen- und Landwirthschaft der ehemaligen Landvogteyen Sax, Gambs, Werdenberg und Warthau enthält.

Seite.

Litteratur, die bey diesem Theile meiner Beschreibung benuzt werden konnte . . 361.
Von der Lage dieses Thälchens und seiner Alpen 361.
Von den verschiedenen Alpen dieser Gegenden und ihren Benennungen, und von der Art wie sie benuzt werden . . . 364.
Von der Rindviehzucht . . 389.
Von der Pferdezucht . . . 395.
Von der Schaafzucht . . . 399.
Schweine . . . . 401.
Ziegen . . . . 404.
Von den Wiesen . . . 404.
Von den Allmenten . . . 415.
Von den Rheindämmen in dieser Gegend . 429.
Ueber die Verbesserung der steinigten und sumpfigen Wiesen . . . 438.
Von dem Ackerbau . . . 539.
Von der Baumzucht . . . 555.
Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart, Kultur und Industrie dieses Volks . 465.
Von dem Weinbau . . . 470.
Von den Privat- und Gemeinwaldungen . 480.

Die nachstehenden, wegen der Entfernung des Verfassers vom Drukorte, eingeschlichenen Drukfehler, beliebe sich jeder Leser gefälligst zu verbessern.

Seite	6	Zeile	14	lieſe	Schwägalp	anſt. Schwügalp.
-	14	-	17	-	ſemptnet	- ſempenet.
-	14	-	29	-	Schwägalp	- Schwügalp.
-	16	-	4	-	Abzählen	- Abzollen.
-	22	-	31	-	Gloggern	- Gloggen.
-	35	-	21	-	Land her	- Landherr.
-	42	-	7	-	Hautli	- Heütli.
-	50	-	5	-	Rindvieh	- Rindfleiſch.
-	50	-	7	-	und die	- die.
-	52	-	9	-	das	- des.
-	63	-	3	-	Trienzlen	- Trienzten.

- 88 Da ich eine Stelle von Herrn Breitenbach anführte, vergaß ich den nachstehenden Titel seiner Schrift anzuführen: Unterricht in der Gewinnung des Torfs und der Steinkohlen, von Philipp Franz Breitenbach; durchgesehen und verbessert von dem Herrn Prof. Gotthardt zu Erfurt. Leipzig 1801.

S.	93	Z.	7	lieſe	brennet	anſt. brennen.
-	100	-	3	-	Bleicke	- Bleiche.
-	105	-	26	-	Kälblijättli	- Kälblizättli.
-	108	-	28	-	Hälfte	- Halfte.
-	108	-	31	-	öfters	- ofters.
-	110	-	21	-	Lihm	- Lemi.
-	122	-	24	-	2 bis 3	- 32.
-	140	-	30	-	Riten	- Stiten.
-	148	-	26	-	um	- Um.
-	170	-	1	-	ſolcher	- ſolchen.
-	170	-	26	-	daher dies	daher er.
-	171	-	24	-	Gonten	- Genten.

Seite	187	Zeile	17	lieſe ſ	anſtatt z.
▪	192	▪	30	▪ Soll	▪ Sell.
▪	193	▪	18	▪ Alpſiegel	▪ Alpſigek.
▪	198	▪	20	▪ Habick	▪ Häbick.
▪	203	▪	7	▪ kleinen Körnern	kleinen.
▪	207	▪	1	▪ durch den	▪ durch.
▪	213	▪	13	▪ Känner	▪ Käüner.
▪	225	▪	12	▪ vor ſich liegen	ſich biegen.
▪	239	▪	29	▪ eingeſenkt	▪ eingeſchränkt.
▪	243	▪	26	▪ Triebern	▪ Treitern.
▪	245	▪	1	▪ nun	▪ nur.
▪	258	▪	12	▪ nüd	▪ und.
▪	258	▪	21	▪ Fuſterli	▪ Fenſterli.
▪	306	▪	6	▪ muß	▪ muß getrennt.
▪	311	▪	3	▪ deſtillirt	▪ diſtillirt.
▪	314	▪	12	▪ Roßeletten	Reßeletten.
▪	314	▪	17	▪ Liſimadambirnen	anſtatt Löſimodambirnen.
▪	318	▪	6	▪ Maaßen	▪ Maaſen.
▪	375	▪	17	▪ Thalbewohnern	anſt. Thalbewohner.
▪	376	▪	11	▪ wieder	▪ wird.
▪	387	▪	27	▪ Die Tage	▪ Der Tag.
▪	408	▪	5	▪ wovon	▪ worvon.
▪	447	▪	29	▪ ſtark	▪ ſtar.
▪	454	▪	13	▪ Türkiſchkorn	anſtatt Türkiſchkor.
▪	457	▪	8	▪ einige	▪ eine.
▪	457	▪	9	▪ pfropft	▪ pfroft.
▪	461	▪	23	▪ Brathelen	▪ Brathelm.
▪	463	▪	14	▪ Birnenſchnitze	anſtatt Birnenſchnitte.
▪	471	▪	19	▪ Gelenke	▪ Gelenken.

Erster Abschnitt,

welcher die Alpen- und Landwirthschaft des schweizerischen Kantons Appenzell Aus- und Inne Rooden enthält.

Literatur
über die
Appenzeller Alpen- und Landwirthschaft.

Obschon die Appenzeller-Gebirge in den letzten 20 bis 30 Jahren von Fremden und Schweizern mehr bereist worden sind, als ehedessen vielleicht in hundert Jahren, so besitzen wir dennoch sehr wenige Beschreibungen derselben. Die meisten von diesen waren Kurgäste, welche auf dem Fuße der Alpen die Ziegenmolke tranken, und meistens einzig um eine Alpenreise gemacht und schöne weitläufige Aussichten genossen zu haben, selbige bestiegen. Seltener sind die, die sie zur Erweiterung der Naturkenntnisse besuchten, und noch seltener die, welche ihre Entdeckungen dem Publikum mitgetheilt haben. — Dieses 2te Bändchen meiner Alpenwirthschafts-Beschreibung besteht daher ebenfalls, wie sein Vorgänger, mehr aus eigenen Besbachtungen, häufig eingezogenen und genau geprüften mündlichen Nachrichten, und aus alten mit größter Mühe und Zeitaufwand gesammelten Archivs-Dokumenten, zu deren Benutzung ich von dem Justizminister der helvetisch. Regierung die Erlaubniß erhalten hatte; als aus schon gedruckten Beschreibungen. Ich hoffe daher desto zuversichtlicher: jeder billige und sachkundige

Beurtheiler werde wenigstens das Vollständige und Richtige meiner Arbeit nicht ganz verkennen.

Nachstehende Druckschriften, welche meinen zu beschreibenden Gegenstand mehr oder weniger berühren, keinen Theil desselben aber weder vollständig noch völlig richtig beschreiben, prüfte und benutzte ich; nämlich:

Gabriel Walsers neue Appenzellerchronik oder Beschreibung des Kantons Appenzell der innern und aussern Rooden. St. Gallen. 1740. 8. 750 S.

Die sehr magere Fortsetzung dieser Chronik vom gleichen Verfasser durchlas ich ebenfalls. Die ehemalige Landesobrigkeit kaufte demselben diese Handschrift ab, verschob den Druck davon, und legte sie in ihr Archiv, weil es den sogenannten Landhandel vom Jahr 1732, nämlich eine innere Zwistigkeit der Landleute unter einander, die aus einer Entzweyung der Landesobrigkeit unter sich selbst entstand, und sehr unreine Quellen zum Ursprung hatte — beschrieb, und die man lieber vergessen, als aufs neue bekannt gemacht wünschte (*).

Beschreibung der Appenzeller Gebirge von P. Clemente, Capuziner in Appenzell, welche Scheuchzer seiner Oreographia S. 254—259 einverleibte, und die Walser größtentheils nur abschrieb.

Bemerkungen von dem Wildkirchlein oder St. Michaels-Kapelle und Ebenalp in dem Kanton Appenzell.

(*) S. Ebels Schilderung des Gebirgsvolks von Appenzell. S. 318—325. Lebensgeschichte Joh. Kaspar Eschers, Burgermeisters der Republik Zürich. 8. Zürich 1790. S. 148—173.

Mit einem illuminirten Kupfer. 8. St. Gallen. 1786. 46 S.

Aus den Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. 1. Thl. S. 114—132. Die dort abgedruckte kurze Beschreibung des Acker- und Feldbaues im Land Appenzell, von Laurenz Zellweger, Med. Doct. zu Trogen, und seine nicht minder wichtigen und merkwürdigen physikalisch- und medizinischen Betrachtungen ebendaselbst. 2ter Th. S. 309—360.

Hartmanns Bemerkungen in ein Paar Appenzelleralpen; ist abgedruckt in seinem Archiv kleiner zerstreuter Reisebeschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz. 2ter Bd. St. Gallen. 1802. S. 239—256.

Bemerkungen über die Alpenwirthschaft, auf einer Reise durch die Schweiz gesammelt von L. W. Medikus. 8. Leipz. 1798. 174 S.

Ebels Schilderung des Gebirgvolkes vom Kanton Appenzell. Mit 6 Kupf. gr. 8. 1798. S. 478. Wobey ich mich vorzüglich wunderte, daß der gelehrte Verfasser von keinem seiner Correspondenten auf Walsers Appenzellerchronik aufmerksam gemacht wurde, die ihm ganz unbekannt zu seyn scheint, daher er ebenfalls in seinem Verzeichniß der Schriftsteller dieses Landes mangelt.

Die übrigen Schriftsteller, deren Schriften in diesem Bändchen benutzt wurden, sind an ihrem Orte genennt.

Von den Appenzeller Gebirgen und Alpen überhaupt.

Die Lage der Appenzeller Gebirge hat Walser in seiner Chronik S. 10 u. 11 — wie Hartmann ganz rich-

tig bemerkt — sehr unbestimmt angegeben. Freylich ziehen sich die höchsten Felsenfirste in drey Reihen von Morgen gegen Abend, aber an ihren Abhängen nach den Thälern liegen die meisten und beßten Alpweiden stufenweise bis in die Thäler selbst, und diese Weiden hat Walser bey seiner Aufzählung mit den eigentlichen Gebirgen sehr untereinander geworfen. Die Bergreihe, die dem bewohnten Lande am nächsten liegt, oder wie Walser sie nennt, die dritte Reihe der hohen Alpen, erhebt sich eigentlich mit Bodmen, über diesen Berg hebt sich Ebenalp empor, dann folgt der Zösler u. s. w. Aber der nördliche Abhang dieser Gebirge ist Garten, Filtern, Hundslanden, Burstbühel, Botersalp, Schwügalp ꝛc. und Treibern, Augsten, Lehmen, Kohlhütten, Löwinnen, Pendlj ꝛc. machen, wie schon oben bemerkt worden ist, eigentlich das Thal aus, welches nördlich gegen das bewohnte Land noch mit einer Reihe Voralpen eingeschlossen ist, die mit den hohen Felsen parallele Richtung haben; zu dieser Reihe gehört unter andern der Kronberg.

An dem mittägigen Abhang obgenannter Felsenreihe liegen Aescher, Wiesen, Altenalp, Meßmer und Melchgruben; in dem Thale aber zwischen diesen und der zweyten Reihe hoher Gebirge sind Auen, Gätteri, Käulbett, hier erhebt sich das Thal in die Seealp hinauf, und wendet sich hernach, gegen Abend, um den Berg Roßmatt herum, nach dem untern und obern Meßmer, bis er von dem hohen Säntis begrenzt wird.

Doch meine Beschreibung hat nicht sowohl die Ge-

birgsreihen und Gebirgsstöcke zum Vorwurfe, als vielmehr die fruchtbaren Alpen, d. h. diejenigen Theile derselben, welche während einem Theile des Sommers von dem Schnee entblöst, dem grössern und kleinern Rindvieh, den Pferden, Schafen und Ziegen zu einer reichen und kräftigen Weide dienen, und von den zu Besorgung dieses Viehs nöthigen Hirten oder Sennen bewohnt werden.

Die meisten hiesigen Viehalpen liegen am Fuße, in der Mitte und auf den Gipfeln derjenigen Gebirgskette, die das Appenzellerland gegen Mittag vom Oberland, d. h. von dem Sarganserland und dem Toggenburg unterscheidet, und daher heißt der Appenzeller seine Alpen Berge, und wenn er in die Alpen gehen will, so sagt er: in die Berge gehen. — Einige wenige liegen auch in der Mitte des Landes auf kleinen Hügeln, und diese heißt man alsdann gewöhnlich Wäähden (Weiden).

Von der Abtheilung der Appenzeller Alpen in Ansehung ihrer Lage.

Die Berge der Appenzeller werden auf verschiedene Weise abgetheilt, welches vorzüglich von ihrer Lage abhangt, deren mehrere oder mindere Höhe die Alpen zähmer oder wilder, fruchtbarer oder unfruchtbarer macht. Es giebt daher

1) Vorberge, Vorsömmerig, welche im Frühling, wenn das Winterfutter aufgebraucht ist, und die höhern Alpen entweders noch nicht vom Schnee entblöst oder noch nicht mit genugsamem Gras überwachsen

sind, desgleichen zu Ende des Sommers, wenn das Vieh von den hohen Alpen abzieht, jedesmal etwa 3 bis 5 Wochen lang davon abgeweidet werden. Diese liegen dann gewöhnlich unten am Fuße der Alpen, und haben daher auch das längste Gras. Weil es hier überhaupt viel mehr kleinere Alpen giebt als im Glarnerland, und die grössern etliche Eigenthümer haben, und daher keine Abtheilung in obere, mittlere und untere Stäfel, wie dort, statt findt, so muß jeder, der die höhern Alpen benutzt, solche Vorberge haben, indem er in dem erstern nicht länger als 6 bis 8 Wochen Aufenthalt findet. — Zu Ende des Mays fährt man mit dem Vieh in die Vorberge; diese verläßt man zu Anfange des Heumonats; 6 bis 8 Wochen bleibt man dann in den wilden Alpen; nachher kommt man wieder (nachdem das Gras nachgewachsen) in diese herab, und bleibt darin bis an die Appenzeller Kilbi, die auf den 22. Herbstmonat fällt, wo man alsdann noch das Gras auf den Wiesen im Thale abätzt, und darauf das Winterquartier bezieht. Die

2te Art von Alpen machen die zahmen Berge aus, auf denen das Vieh von dem Anfange des Brachmonats bis in die Mitte des Herbstmonats, also den ganzen Sommer hindurch, bleiben kann. Diese Art von Alpen sind hier zu Lande die häufigsten, und zugleich auch die fruchtbarsten, obwohl eine die andere an Güte übertrifft, und ein grosser Unterschied unter denselben statt findet. Diejenigen nämlich, welche am meisten sumpfigen und versauerten Boden haben, sind die schlechtesten; diejenigen hingegen, die ziemlich hoch liegen, wenig sumpfige und desto mehr fettgemachte Plätze haben, und

auf denen daher, wegen ihrer höhern Lage, die niedern aber butterreichen Alpenpflanzen wachsen, sind die beßten.

Diese beyden Arten, nämlich die Vorberge und die zahmen Berge, werden auf einigen Plätzen, die am ebensten und auch nicht sehr weit von der Hütte oder dem Kühstall entfernt sind, gedüngt. Man hat nämlich auf gar allen Appenzeller Alpen Kühställe, in welche man die Kühe die Nacht durch und einen Theil des Tages hineinbindet, und dadurch Dünger gewinnt. Weil auf jeder zahmen Alp sumpfiger Boden ist, der nichts als Riethstreue hervorbringt, so wird dasselbe abgemäht, und dem Vieh damit gestreut. Der auf diese Weise erhaltene Dünger wird darauf vor den Stall herausgeworfen und im Frühling oder Herbst — oft auch den Sommer durch, auf einige Plätze in einer Mistbotte herausgetragen, oder mit Pferden, die man Thummpferde nennt, (Düngen heißt man Thummen) in einem kleinen Mistwagen oder Bing hinausgeführt, oder von den Sennen in einem Stoßkarren ausgestossen, und entweder ganz dick und unordentlich über den Rasen hingeworfen, oder aber auf kleine Häufgen, einige Schuhe weit voneinander verlegt, welches alsdann gerade so aussieht, als wenn die Maulwürfe daselbst ihre Erdhäufchen aufgestossen hätten. Dies nennt man stoaphlen, und den gedüngten Theil der Alp den Stoaphel, den andern Theil der Alp oder der Weiden hingegen nennt man alsdann Ruchwääd. — Diese Art zu Düngen ist zwar sehr auffallend, weil das Vieh die fetten Grasbüschel, die an den Stellen, welche obige Misthäufchen bedeckt hat-

ten, nicht gerne, sondern erst zuletzt, wenn alles Gras rings herum aufgefressen ist, genießt; allein die Bauern entschuldigen diese Methode damit, daß sie behaupten: die magern Weiden werden dadurch fetter, indem man dann das 2te Jahr neue Düngerhäufchen zwischen die des ersten Jahrs hineinwerfe, wo dann die Plätze, wo das vorhergehende Jahr die Düngerhäufchen gelegen, auch alsdann noch sehr fett seyen, und das Gras, welches dort wachse, dannzumal vom Vieh begierig weggefressen werde. Diese Methode wird auch in den sogenannten Hähmathwääden (welches kleine Weiden, in denen das Wohnhaus des Bauern steht, oder einzelne kleine, durch Zäune unterschiedene Theile von Wiesen im Thale sind, die nicht abgeheuet und abgeöhmdet, sondern den Sommer hindurch von einzelnen Kühen — deren Milch meistens zum täglichen Hausgebrauch dient — abgeätzt werden) fast allgemein angewendet.

Für die Vorberge und zahmen Berge sind erträgliche Winter, die wenig Schnee werfen, die beßten. „Ringe Winter, ringe Sommer", sagt der Bauer. — Die

3te Art von Alpen sind die wilden Berge, welche das Vieh nur in dem hohen Sommer 6 bis 8 Wochen beherbergen können, und die auf dem Rücken der höchsten Gebirge, in Appenzell Inner-Rooden (*) lie-

---

(*) Der Kanton Appenzell wurde nämlich bey der alten Staatsverfassung in zwey Theile, in Appenzell In- und Appenzell Außer-Rooden eingetheilt. Ersteres war reformirter und letzteres katholischer Religion.

gen. Hier findet man zwar die äusserst butterreichen eigentlichen Alpenpflanzen; allein der Alpengrund ist hier hin und wieder mit Schuttkegeln und abgerissenen Felsenstücken überschüttet; auch wird daselbst — aus Mangel an Streue — wenig Dünger gesammelt, und dieser nur um die Hütten herum unregelmäßig zerstreut und zerworfen. Diese Alpen nennt man immer und im eigentlichen Sinne Berge, da hingegen die ersten zwey Arten bisweilen noch Wäähden (Weiden) heissen. —

Einige von diesen Alpen liegen ganz ob der Region des Holzwuchses, wie z. B. Fählen, Wiederalp, Altenalp, Meglisalp, Meßmer; die Sennen müßen daher das Holz eine Stunde und noch weiter auf dem Rücken hinauftragen. Auf dem Fählensee können sie es durch den Wind eine Viertelstunde weit flößen. — Die

4te Art von Alpen machen diejenigen aus, die auf kleinen Hügeln in der Mitte des Landes, und also nicht in der Gebirgskette liegen, die man durchaus niemals Berge, sondern schlechtweg nur Wäähden nennt, so wie überhaupt auch jeder Grasboden im Thal diesen Namen trägt, der den Sommer durch vom Vieh abgeäzt und also nicht eingeheuet wird.

Auf diesen verschiedenen Alpen werden den Sommer durch viele Zentner Spizblackenwurzeln (Rad. Rhebarb. Monachorum), die gerne an fetten Orten um die Hütten herum wachsen, und Germäder (Veratrum album L.) die auf entgegengesetzten Plätzen gedeihen, theils von Innländern, theils von Wurzelgräbern aus dem Schwaben- und Thurwäldlerland, gegraben.

Auch grabt man in Appenzell Innerrooden alljährlich

viele Entzenwurzeln (Rad. gentiana lutea et magisteria L.), aus denen im Herbst, wenn das Vieh aus den Alpen ist, in den Käshütten der sogenannte Entzengeist gebrannt wird, den die Bauersleute auch in diesen Gegenden sehr gerne trinken.

Von der Abtheilung der Appenzeller Alpen in Ansehung der Grösse derselben.

Eine jede einzelne Alp hat ihren eigenen Namen, wodurch sie vor einer andern unterscheiden ist. Ist die Alp nicht groß, so daß nur eine einzige Sennhütte, die Käshütte, Zimmer oder Zimmerig heißt, dort steht, und also nur eine einzige Sennerey, die aus 12. gewöhnlich aus 20. bis höchstens aus 30. Kuhrechten besteht, dort Unterhalt findet, so hat die Sennhütte und der ganze Platz der Alp den Namen derselben. Es giebt aber auch ein Paar Privatalpen, welche etliche Sennthum Vieh ernähren, und die daher in grössere oder kleinere Abschnitte oder Weiden eingetheilt, obwohl nicht von einander unterschlagen noch verzäunt sind; diese haben neben dem Hauptnamen der Alp immer noch einen Zunamen, und es findet sich auf einem jeden solcher Theile eine Sennhütte, so wie diese verschiedenen Eigenthümern zugehören. Gewöhnlich hat ein Senn 2, 3 oder 4 solcher Abtheilungen, entweder eigenthümlich oder gemiethet, und zwar frühere und spätere, um sein Vieh immer aus einer in die andere treiben zu können. — Wenn nämlich einer 12, 18, 20 bis 30 Stück Rindvieh hält, so heißt er ein Senn, und er hat alsdann ein Sennthum Vech, oder einen Huffen Vech,

der gewöhnlich aus 24 Stück Kühen besteht; hat einer aber 3. 4. Huffen Vech, also 50 — 70 Stück, so heißt es dennoch nur ein Sennthum. In Appenzell Innerrooden heissen nur einige Kühe, unter der Zahl eines Huffens, ein Schüppeli Vech.

Obige kleinen Privatalpen, wie auch die Unterabtheilung der grössern, wo gewöhnlich ein jedes Sennthum auf dem Alpenplatz weidet, worauf die Hütte und sein Kühstall steht -- obschon sie nicht durch Zäune dazu genöthigt sind, und durchaus nicht auf die Weide getrieben, sondern sich selbst überlassen werden müssen, sind äusserst vortheilhaft. Solche kleine Alpen werden nicht nur besser bearbeitet, gereinigt, gedüngt ꝛc. sondern das Gras bleibt nothwendig reiner, und wird mit grösserm Appetit abgefressen, als da, wo das Vieh ganze grosse Weidstriche für sich offen stehen hat; auch hat es, weil sich das Gras in einer Abtheilung alsdann, wann es in der andern weidet, immer wieder erholt, viel mehr frisches Gras, weßwegen daher der Aelpler von denselben weit grössern Nutzen zieht, als wenn er eine grosse aber magere Alp bezogen hätte.

Herr Medikus billigt diesen Vorschlag sehr, da er sagt: „Die Abtheilung einer Alp in mehrere Theile oder „Schläge würde ebenfalls von den heilsamsten Folgen „seyn, wenn man dieses leichte Mittel gehörig anwen„den wollte". Allein darin irrte er sich sehr, wenn er sagt: „daß dies in der ganzen Schweiz nirgends anzu„treffen sey". — Die vielen kleinen Alpen und die grössern Privatalpen im Appenzellerlande, sind das beynahe ganz, was Herr Medikus wünschte, aber in der Schweiz überall vermißte.

Von der Abtheilung der Appenzelleralpen in Ansehung ihrer Besitzer.

Die Alpen haben auch in diesem Lande verschiedene Eigenthümer.

1. Das hinten abgedruckte umständliche Verzeichniß aller Alpen des Landes zeigt deutlich, daß weit die meisten davon nur 1 oder 2 Sennthum Vieh übersommern können, und beynahe alle von diesen sind Eigenthum, d. h. sie gehören einzelen Privateigenthümern zu, die über dieselben nach ihrem Wohlgefallen verfügen können, nur daß sie nicht an Auswärtige verkauft werden dürfen, welches sogar bis zur Zeit der helvetischen Revolution zwischen Ausserrooden und Innerrooden und umgekehrt, statt fand. Sowohl die Benutzung dieser Art Alpen, als aber die folgenden verlehnt der Eigenthümer öfter an andere, denn nicht jeder der Alpen besitzt sempenet selber, d. h. treibt selbst Sennenwirthschaft.

2. Eine zweyte Gattung von Alpen machen die grössern Privatalpen aus, welche man kuhg'rechtete Alpen nennt, die zwar — wie ich schon oben zeigte, viele Abtheilungen und Besitzer haben, und von einem jeden nach Willkühr an Appenzeller Landleute verkauft werden können, aber wobey die Besitzer unter sich selbst Gesetze machen, selbige in ein sogenanntes Alpbüchli zusammenschreiben, und einen Alpmeister erwählen, der über die Befolgung der Gesetze wachen muß. Solche Alpen sind die Bottersalp, Alpsigel, Sämtis, Schwügalp ꝛc. — Alle drey Jahr legt der Alpmeister seine Rechnung ab, wo er die Unko-

sten für Brückenbau, Wegverbesserungen, Botenlohn u. dgl., das alles aus der gemeinschaftlichen Kasse bezahlt wird, aber auch die Einnahmen für Holz aus dem in der Alp sich befindenden Gemeinwald, und für gebrannten Kohl gegen einander rechnet, und das vorschiessende Geld unter die Alpbesitzer austheilt, oder das Rückstehende von denselben fodert. (Die Hütten und Ställe solcher Alpabtheilungen, muß jeder Besitzer derselben bauen und bezahlen.) Bey einer solchen Alprechnung, der bey 10 Batzen Buß jeder Theilhaber beywohnen muß, wird der Alpmeister auf's neue erwählt, auch werden daran die alten Gesetze und Verordnungen bestättigt oder verändert, oder zugleich neue entworfen; diejenigen hingegen, welche die Gräser nur entlehnt haben, können bey solchen Zusammenkünften weder Sitz noch Stimme haben. (Ein Gras heißt nämlich soviel, als Futter für eine Kuh.) -- Er hat 3 Gräser in Lehen empfangen, d.h. er empfieng für eine gewisse Geldsumme eine Sommerweide für 3 Kühe.) Bey dem obigen Anlasse wird auch über die gemeinschaftliche zur ganzen Alp gehörige Waldung verfügt, und erkennt: ob, und wie viel Holz man daraus verkaufen oder verkohlen lassen wolle; auch ob ein Harzer -- wenn er's begehre -- harzen dörfe, in wiefern, oder nicht? Jeder Alpmeister soll fünf Kuhgräser zu Lohn haben, d.h. er soll fünf Kühe auf der Alp unentgeldlich sommern können; „hinge„gen soll der Alpmeister die Alp in Ehren halten, „schützen und schirmen, wie sein eigen Gut; auf „die Ungehorsamen fleissig Achtung geben, und sie mit „Ernst abstrafen; und so er ihnen schonen würde, oder

„hinlässig wäre, so soll er 1 Pfund Den. Buß zu ge„ben schuldig seyn, oder nach Gestalt der Sache oder„des Fehlers noch höher abgestraft werden". — Zum Abzollen des Viehs, d. h. zur Aufsicht: ob Niemand mehr Kühe in einem jeden Alptheil habe, als das Gesetz erlaubt, ist ein besonderer Alpgenoß von der Alpgemeind ernennt, der dafür eine besondere Belohnung hat. Auch darf keiner kein fremd Vieh in eine solche Alp treiben, ausgenommen mit dem Bedinge des Zugrechts der andern Alpgenossen, bis man den Alpgatter beschlossen hat, d. h. bis man mit dem Vieh in die Alp gefahren ist. — Um einen deutlichen Begriff von der innern Einrichtung einer solchen Alp zu verschaffen, so setze ich hier einen Auszug aus einem sogenannten Alpbüchli her, welches die Gesetze der Schwügalp enthält, wobey wirklich der ehmalige grosse Landrath ein Gesetz gemacht hatte, das jetzo noch in Kraft ist: „daß er „alles das, was die Alpgenossen miteinander auf- und angenommen haben — in „billigen Sachen — schützen und schirmen „wolle". — Die Hauptsache obiger Gesetze ist in folgenden Punkten enthalten:

1. Welcher mit seinem Vieh vor Tages Anbruch in die Alp fahrt soll Buß geben 2 Pfund Denier, das ist 2 Gulden.

2. Wenn man in die Alp fahrt, so soll jeder, der keinen eigenen Alptheil hat, dem Alpmeister sagen, von wem er die Gräser in Lehenzins genommen habe, und so er's nicht sagen könnte, so soll sein Vieh sogleich

aus

aus der Alp getrieben, und der Besitzer desselben auf jedes Stück um 20 Kreuzer gebüßt werden.

3. Soll ein jeder der in die Alp fährt jährlich auf 5 Kühe einen Tag werchen, d. h. arbeiten, nämlich: an Verbesserung von Brücken und Wegen, an Ausreutung und Verbesserung solcher Plätze, die mit Gesträuchen ꝛc. überwachsen, oder von Waldronsen und Bergzerklüftungen mit Schuttkegeln überschüttet werden, jedem Ungehorsamen auf 5 Kühe bey 30 Kreuzer Buß. Jeder zu dieser Arbeit Bestimmte, soll um 1 Uhr Mittags vorhanden seyn, bey 30 Kreuzer Buß. Auch müßte jeder 3 Batzen zahlen, der früher von der Arbeit lauffen würde, als der Alpmeister erlaubt hätte.

4. An dem Tag, woran die Botersälpler in die Botersalp fahren, so soll auch in die Voralp gefahren werden, und dann sollen alle Sennen Nachmittag um 1 Uhr daselbst zusammen kommen, um den Tag zu bestimmen, wenn man in die grosse Alp fahren wolle.

5. Niemand soll kein Roß in der Alp des Nachts laufen lassen, ausgenommen wenn allzuheisses Wetter eingefallen wäre; sollte aber einer für Verbesserung seiner Hütte Holz herführen müssen, so soll er von 10 Kühen, Ein Roß eine Nacht mögen laufen lassen.

6. Wenn die Sennen mit dem Vieh 3 Wochen in der Alp gewesen sind, so soll jeder 2 Thumm Roß -- (Pferdte zum Dünger in der Alp zu verführen) mit dem Vieh dörfen weiden lassen, doch sollen sie denselben das Alpzeichen aufbrennen lassen, ohne dieses wäre 3 Batzen Buß auf jedes Stück gelegt.

7. Wer Zimmern, d. h. eine neue Hütte bauen

will, der soll das Holz spätestens im Maymonat auf den Platz gebracht haben; würde es später geschehen (wodurch natürlich der Alpenboden beschädigt würde) so soll von jedem Roß, das dazu gebraucht wird, täglich 10 Batzen Buß bezahlt werden.

8. Wer mit den Alpgräsern grempten würde, d. h. wer mit in Lehenzins genommenen Alpkührechten handeln, und sie theurer verkaufen wollte, als er sie an sich gekauft hatte, soll schuldig seyn Buße 2 Gulden.

9. Wer etwas anders miethen würde, (miethen heißt dem Vieh Salz geben) als pures, unvermischtes Salz, der soll von meinen Herren und Obern — d. h. von der Obrigkeit abgestraft, und ohne Gnade mit seinem Vieh aus der Alp gejagt werden; man soll daher nichts anders miethen als mit rechtem Salz, und zwar alsdann, wenn man die Kühe in Stall bindt, unter der Thür.

Anmerkung. Die Bauern behaupten nämlich: daß man mit vermischtem Salz verschiedene Kunstgriffe brauchen könnte; so sagen sie z. E. wenn ein Senn eigene und entlehnte, oder fremde Kühe in seiner Alp hätte, und er würde den erstern Salz mit Knoblauch vermischt zu lecken geben, so würden die andern nichts mehr von denjenigen Plätzen fressen, worauf die erstern geweidet hätten. Die gleiche Würkung würde die Vermischung des Salzes mit Hühnermist machen, weßwegen in den Alpen keine Hühner geduldet werden.

10. Keiner soll sein Vieh austreiben — d. h. in der Alp in diese oder jene Plätze jagen, sondern er soll

dem Vieh den freyen Lauf lassen, bis es 8 Wochen in der Alp gewesen ist, bey 10 Batzen Buß und Austreibung seines Viehs aus der Alp — auch soll er nirgends anderswo hüten dörfen, als bey dem Gatter, durch den man in die Alp fährt.

11. Jeder soll auf 5 Kühe eine Burde Streue einsammeln, und selbige im Herbst zum Stall führen, und den Misthof, (so nennt man den Platz ausser dem Stall, wohin man den Dünger wirft) damit einfassen; wer dies nicht thäte, so solls der Alpmeister, auf des Ungehorsamen Kösten hin, thun lassen. Wer sich auch erfrechen würde, Streue aus der Alp hinweg zu führen, der soll als ein Dieb angesehen werden. — Auch soll der Alpmeister jedem, ehe er die Alp verläßt, diejenigen Plätze mit Stecken auszeichnen, die gedünget werden müssen (doch wo möglich nicht mehr in die alten Plätze) und wer's alsdann unterlassen würde, im Herbst zu düngen, der solls im Frühling vor mitten im Maymonat thun, bey 2 Gulden Buß, oder bey Verlust des Alprechts.

12. Es soll keiner keinen Stier in die Alp nehmen, der mehr als einmal geschoben hat, bey 3 Batzen Buß und Austreibung desselben aus der Alp. Geheilte Stier in der Alp zu halten, ist gänzlich verboten. Zwey ungeschobene Hauptvieh mag einer wohl in die Alp treiben, die als ein Kuhrecht gerechnet werden können, so wie ein geschobener Stier auch für eine Kuh angesehen werden soll.

13. Jeder, der in die Alp fahret, der mag wohl auf ein Zimmerig oder auf 20 Kuhrecht 2 Geissen laufen lassen; wenn einer aber mehr hätte, der soll so-

gleich am ersten Tag dem Alpmeister von einem jeden Stück 6 Batzen bezahlen, oder sie wieder von der Alp jagen; und wenn ein Kitzi ein Jahr alt ist, so soll es für eine Geiß gerechnet und mit 6 Batzen bezahlt werden, dem Ungehorsamen bey 1 Gulden Buß.

14. Die Alp soll von dem Alpmeister und andern Alpgenossen geschützt werden, wie eigenes Gut, vor fremdem Vieh, Pferdt, Rindvieh oder Geissen, was es immer für Namen haben möchte, im April, May und Brachmonat. Alle fremden Roß, welche das Alpzeichen nicht haben, sollen auf Hundweil geführt und zwar nicht eher zurückgegeben werden, bis die Eigenthümer derselben alle deßwegen aufgelaufene Zehr- und Versäumnißkosten ersetzt haben; hingegen wenn einer ein gezeichnetes Roß würde herum reiten, der soll dem, welchem das Roß gehört, 24 Kreuzer Buß bezahlen. — Auch ist erkennt: daß die Geißbauren oder Geißbuben zu keinen Zeiten, weder im Frühling noch im Herbst, in der Alp weder einthun noch käsen mögen, auch alle Ungehorsamen vor die Obrigkeit zitirt und abgestraft, oder aber die zehente Geiß ihnen weggenommen werden solle. Auch solle jeder Alpgenoß, der Kitzi in die Alp nehmen würde, von einem jeden 12 Kreuzer zu erstatten haben.

15. Jedem, der Holz- und Streuedieb, welche die Alp beschädigten, anzeiget, soll der Alpmeister 1 Gulden geben.

16. Es solle Niemand mögen Betthen, d. h. solches Heu worauf die Sennen anstatt der Pflaumfedern schlafen, mähen, als die Sennen selbst, oder doch ein Senn für den andern, bey 2 Gulden Buß.

Alle diese Satzungen sollen alle Jahre bey der Alpfahrt den Sennen vorgelesen, und von ihnen genau beobachtet werden, worauf ein jeglicher dem Alpmeister die Hand bieten solle. — Die

3te Art von Alpen gehörte dem ehmaligen Landschatz, und ist jetzo Nationalgut, die vorhin vermuthlich solchen einzelnen Bauern zugehörten, die von der Obrigkeit peinlich abgestraft wurden, oder die sich selbst entleibten, oder die keine Leiberben hinterliessen, deren hinterlassenes Vermögen also in die Staatskasse verfiel, und deren Alpen daher Herrengräser heissen, d. h. solche Alpen, welche der Landesobrigkeit zufielen. Zur Seltenheit verkaufte die Obrigkeit solche Alpantheile; gewöhnlich aber verlehnte sie ihre Landalpen auf 1 oder mehrere — meistens 6 Jahre, an dürftige und haushälterische Sennen, denen sie dieselben um einen wohlfeilen Preis in Pacht gab. Anno 1776 ward erkennt: „Daß die „Herrengräser oder Wähden ein jeweiliger „Ammtsmann (so nennte man den Landam„mann) bis zu seiner Zeit verlassen möge, wem „und wo er will".

4. Einige Alpen sind auch durch fromme Stiftungen an Kirchen, Spitäler, Einsiedeleyen und Klöster gekommen, die ebenfalls um den Lehenzins verpachtet werden. — Die

5te Art von Alpen machen die eigentlichen Gemeinalpen aus, wie z. E. Meglisalp, Seealp, Meßmer, Ebenalp, Garten, Klus, Wiesen, die alle auf der Gebirgskette liegen. Ebels Angaben hierüber, der die Botersalp fälschlich zu diesen rechnet, sind sehr unrichtig und unvollständig, so

wie er überhaupt auch zwischen den Kühgerechteten und Gemeinalpen keinen Unterschied kannte. Auf diesen Alpen sind 10, 20, 30 Hütten und eben so viele Ställe neben einander angebracht (12 Kühe auf eine Hütte und einen Stall gerechnet) und der Anblick solcher kleinen Sennendörfchen ist für jeden Thalbewohner sehr auffallend.

Wahrscheinlich sind alle diese Alpen in den ältesten Zeiten aus der obrigkeitlichen Kasse gekauft worden, und gehörten daher allen Landleuten des Landes Appenzell. So steht z. B. in den Jahrzeitbüchern: — „Anno 1381 haben Rudolf Wartenbergers Erben die „Meglisalp denen Herren von Appenzell um 18 Pfund „Konstanzer Währung verkauft". — Sie scheinen mir aber gleich vom Anfange an vorzüglich zur Unterstützung der Armen bestimmt gewesen zu seyn, das Land behielt daher zwar die Ansprüche auf diesen Alpenboden, allein die Obrigkeit verschenkte die Hütten und Ställe an arme Bauern, die keine eigenen Alpen hatten, oder erlaubte ihnen eine gewisse Anzahl Hütten zu bauen, sie erblich als Eigenthum auf ihre Nachkommen fortzupflanzen, und den Boden — unter gewissen vorzuschreibenden Bedingnissen, wie ihr Eigenthum zu benutzen. Von jedem Eigenthümer dieser Sennhütten mußte von jeher von jedem Stück Vieh, das darin gehalten wird, 6 bis 8 Kreuzer Einschreibgeld bezahlt werden; jetzt aber, wer nicht 1000 Gulden Vermögen besitzt, zahlt 10 Kreuzer — wer darüber hat vom Stück 20 Kreuzer, das ebenfalls in die Armenkasse kommt. Ao. 1787 ward sogar erkennt: „wegen der gemeinen Alp „Gloggen soll das Einschreibgeld den Armen

„gegeben werden, sie werde mit Schaf, Geiß oder „sonst Vieh geätzt". — Auch wenn die Obrigkeit einzelne Theile von den Gemeinalpen verkaufte, so fiel das erlöste Geld stets in die Armenkasse zurück. So fand ich z. E. in alten Rathsprotokollen: „Ao. 1649 ist wegen „des grossen Jöcklis Theil in Meglisalp er„kennt: daß selbiger wieder zur Alp Fählen gehö„ren solle, wenn Hs. Fritschi 100 Pfund in Ar„menleutenseckel zahlt". Ao. 1656 wurde erkennt: „die Alpgenossen in Wiesen sollen am Escher „(eine kleine Alp für 6 Küh und einige Stück Gelt„vieh, am Fuß der Ebenalp) keine Ansprach haben, „wenn Hans Buhler in Armenseckel 30 Gulden „giebt". — In Erwägung obiger Gründe mag daher Anno 1767 der obrigkeitliche Schluß gemacht worden seyn: „Wer von 2000 Gulden Nutznieſſung sein oder „Weibergut hat, der soll von gemeinen Alpen abge„wiesen seyn".

In den gemeinen Alpen dörfen überall nicht mehrere Hütten gebaut werden, als von Alters her darauf stahnden, obwohl auf einer jeden dieser Alpen eine hinreichende Anzahl Hütten und Ställe vorhanden sind; auch darf einer nicht mehr, als des Jahrs eine Hütte mit Vieh besetzen, hat er daher mehrere eigenthümlich, so muß er die übrigen verlehnen oder verkaufen, welches letztere für 50 bis 80 Gulden, also nur für den Werth der Hütte, und nicht des Bodens geschieht; verlehnt er sie aber, so muß man ihm den Boden nicht, sondern nur den Hütten- und Stallzins bezahlen, von der Kuh 15 bis 30 Kreuzer. — Auf diese Weise besitzen daher oft 4 bis 6 arme Bauern, die nur 1 oder 2 Kühe

auftreiben, eine Hütte, und schütten bisweilen den Sommer ihre Milch zum Käsemachen zusammen, daher das obrigkeitliche Gesetz von Ao. 1679: „Alle diejeni„gen, so in den gemeinen Alpen zusammen käsen, „sollen eingeschrieben und abgezählt werden, als ob die „Haab eines allein wäre".

Ueber diese Gemeinalpen wird alle Jahr durch Stimmenmehrheit an der Alpgemeind, d. h. von der alpgenössigen Bauernversammlung ein Alpmeister erwählt, der Wege und Brücken im brauchbaren Stande erhalten, und über die Beobachtung der alten Alpenverordnungen wachen muß, welche man alle Jahr, nach Gutdünken bestättigt, oder aber mit kleinen Zusätzen verändert. Da im Anfange des Frühlings, sobald der Schnee weggeschmolzen ist, jedermann nach Belieben Geissen und Schafe in die Gemeinalpen treibt, so ist des Alpmeisters Pflicht, 3 Wochen vor der Alpfahrt, allem aus der Alp zu bieten, und die Ungehorsamen anzuzeigen. Dagegen darf der Alpmeister gleich im Frühling mit 2 Kühen, 22 Ziegen und 6 Gitzchen unentgeldlich in die Alp fahren, und hat 10 Gulden Jahrlohn. Um die Gunst der Bauern, von denen seine Bestättigung im künftigen Jahre abhängt, beyzubehalten, besorgt der Alpmeister — vor der Alpfahrt — auch in eine jede Hütte gedörrtes Alpenheu, zum Nachtlager, und bekommt dafür von den meisten ein kleines Geschenk.

Nachstehendes ist die Hauptsache der ältern und neuern Verordnungen, welche sich auf alle Gemeinalpen beziehen:

Auszug aus einem alten sogenannten Alpbüchli der gemeinen Alpen: Seealp, Meglisalp und Garten von Ao. 1546.

Es soll einer nicht mehr in die Alpen thun, denn 6 Kühe; und was einer mehr darein thut, denn 6 Gemmeli Küh (Gemmeli heißt ein kleiner Kühstall) bis auf 15 Küh, so soll einer von jeglicher Kuh geben 1 Schilling Pfennig; und wer mehr denn 15 Küh darein thut, ist zur Buß verfallen: von jeglicher Kuh 1 Pfund Pfennig, und wer es weiß, solls laiden, und dem soll werden 5 Schilling Pfennig.

Und wenn die drey Alpen gehaget werden, so sollen sie ein Schutz und Schirm seyn, und welcher über dasselb seine Roß und Veech dorthin thut, vor und eh, daß Zeit ist, so oft einer dies übersieht Buß 1 Pfund Pfennig. Und so die Zeit kommt, daß man hineinfahrt, so sollen die Alpen nicht länger gefreyt seyn, denn 6 Wochen. Auch soll denn, während der Alpzeit keiner weder Ochsen, Rosse noch Uebersteller (d. h. mehr Stück Vieh, als erlaubt ist und einer Alprecht hat) darein thun, bey obiger Buß. Nach 6 Wochen der Alpfahrt mag wohl ein Bidermann seine Roß und Veech dorthin thun; und soll jeder dem andern das Sein gohnlon. (Dieses Gesetz ist jetzt noch in Kraft: Ao. 1680 wurde erkennt: wenn Mitte Augst und unserer Frauentag vorhanden, so sollen die Roß, Schaf und Geiß in den Alpen nicht mögen verjeucht werden.)

Aus der Buß soll der Alpmeister in der Alp Steg und Weg machen; das übrige soll in seinen Seckel dienen.

Nachstehendes ist der wörtliche Inhalt eines neuern Alpbüchlis, das verlesen worden den 22ten July 1608.

Kund und zu wissen sey allermänniglichen in unserm Land Appenzell, dieweil nun jetzunder etliche Jahr her ziemlich grosse Klag kommen, wie daß das Mandat, die gemeinen Alpen betreffend, so gar schlechtlich seye gehalten worden, und auch etliche vermeint haben, wenn es nicht alle Jahre verlesen werde, daß es vielleicht nicht mehr in Kräften seyn solle, darum denn die gemeinen Alpen gar ungleichlich genutzt und gebraucht, auch etliche, so das Mandat haben wollen halten, von den andern viel verkürzt werden, hat derowegen Herr Landammann und Rath verschienenen Mittwuchen den 18. Brachmonat dies 1608. Jahrs das alte Mandat von wegen der g'meinen Alpen wiederum bestättiget und zu lesen erkennt, und auch geordnet, daß es fürterhin allwegen gelten und gehalten werden solle, ob es gleich nicht alle und jedes Jahr verlesen würde, bis und so lang, bis es von einem grössern Gewalt, der es denn auch gemachet, wiederum wird abgethan oder geändert werden.

1. Sollen die 3 g'meinen Alpen mit samt dem Beerstein und Ahorn, alle Jahr bis an den nächsten Tag nach unser lieben Frauen Himmelfahrtstag zu mitten Augsten gefreyt seyn, daß niemand vorhin keine Roß darein thun solle, man fahre gleich mit dem Vieh früh oder spat dahin, und soll man denselben jetz ermeldten grossen Festtag — Fahrens halb (d. h. in Ansehung des Viehtreibens in die Alpen) ruhig lohn, und sich zum

Gottesdienst befleissen, bey der Buß, wie das alte Landbuch vermag und usweißt.

2. Welcher dieses und andre Jahr mit seinem Vieh in die g'meine Alp fahren will, der soll sich nach altem Brauch bey dem Landschreiber lassen einschreiben, und soll allwegen, so viel müglich, der Alpmeister dabey seyn, der es dann zuvor am Sonntag in der Kirche rüffen lassen solle, auf welchen Tag man einschreiben werde, damit der Alpmeister nicht alle Tag nachen lauffen und das Sein versäumen müsse.

3. Welcher sich in die g'meinen Alpen will einschreiben lassen, der soll von jeder Kuh Eßends geben 2 Kreuzer, was einer unter 10 Küh hat, bis auf die zehende Kuh. Wenn aber einer mehr denn für 10 Küh Eßends dahin thut, der soll von jeder Kuh Eßends geben 5 Batzen; jedoch soll überall keiner mehr denn für 15 Küh Essends auf ein Jahr; es soll auch keiner auf ein Jahr in eine G'meinalp mehr Geltvieh thun und treiben, denn für 2 Küh Eßends, und auf der Beerstein und Ahorn soll auf ein Jahr nicht mehr, denn für 10 Küh Eßends dargethan werden. Sonsten soll der Beerstein und Ahorn in dem übrigen den andern 3 g'meinen Alpen gleich gehalten werden, und soll ein jeder, der sich einschreiben läßt, das Geld mit ihm nehmen, denn es nit sein des Landschreibers ist, sondern was über der Alpmeistern und allerley anderer Belohnungen überbleibt, das wird alle Jahr in des Lands armer Leuten Seckel gleit, und ordentliche Rechnung darum gegeben; es soll sich auch ein jeder vor demjenigen Tag, an welchem man in die g'meinen Alpen fahrt, einschreiben lassen, von wegen vielen Unrichtigkeiten, denn man

an selbigen Tagen niemands mehr einschreiben wird, darum syg ihm jeder selbst vor Schaden.

4. Welcher 2 Kuh oder 2 Roß Sommerig vermag, und dieselbigen von ihme lasst, der solle gar keine G'meinalp oder Gmeinmerk (so heissen die Allmenten) das selbige Jahr nutzen und brauchen, wie es der alt Artikel vermag und ausweißt, und soll niemand mehr denn 2 Küh und gar kein Geltvieh aussert und vorem Land her nach laut des alten Artikels in die g'meinen Alpen verdingen oder empfangen bey der Buß 3 Pfund 5 Schilling Denier, so oft es beschieht, und soll selbiges Vieh noch dazu abgetrieben werden, und der, so solches übergangen 3 Jahre lang der g'meinen Alpen beraubt seyn, darum syge ihm selbst jeder vor Schaden.

5. Sollen allwegen die Anstösser und die Alpen, wie es dann austheilt ist, g'mein hagen, und dermassen die Häag machen, daß niemand dadurch kein Schaden wiederfahre. — Und soll ein jeder auf ein Jahr nur Eine G'meinalp nutzen und brauchen, jedoch wird Seealp und der Meßmer für Eine g'meine Alp gehalten.

6. Soll keiner, so in die g'meinen Alpen fahrt, kein Vieh von dem andern empfahen und verdingen, allein, als lang die Alpfahrt währet; wenn ers nicht den ganzen Sommer hat ghan, und weiter han will, auch sunst kein List brauchen, denn wo einer erfunden würde, der die Alpen mit Vieh nit also nutzte und brauchte, wie er dann für giebt, auch sich in solchem und anderm ungebürlich hielte, B'schiß, Trug und List triebe, sich auf die Tag, wie man dann ruffen wird, nit einschreiben liesse, oder das Alpengeld nit erlaite,

oder wie vorg'meldt mehr dann 2 Küh oder etwas Geltviehs vorm Land her in die g'meinen Alpen empfienge, der ist zur Buß verfallen 3 Pfund 5 Schilling Denier, so oft es beschieht, und soll selbiges Vieh noch dazu abtrieben werden, und des Grás 3 Jahr lang beraubt seyn. Es soll auch niemand im Birg heuen (wildheuen) bis nach St. Jakobs Tag, bey der Buß 1 Pfund Denier. — Weiter soll auch niemand im Birg lauben, so lang, wie es der alt Brauch ist, bey der Straf die drauf glait ist.

7. Letztlichen sollen die Alpmeister ein gut fleissigs Aufsehen han, und wo einer solliches, wie g'meldt, nit hielte, anzeigen, damit der Ungehorsam g'straft werde, und einem g'scheche, wie dem andern, denn, wenn es die Alpmeister nit anzeigten, so würd' man es bey ihrem Haab und Gut suchen, darnach wüße sich jeder zu verhalten.

In den neuern Zeiten litten obige Gesetze Nachstehende Veränderungen oder Vermehrungen:

Ao. 1613 hat ein grosser zweyfacher Landrath in obigem geändert: daß nämlich niemand mehr Vieh furohin in eine gemeine Alp thun solle, denn für 12 Küh Eßends, bis auf 8, zu 8 Kreuzer und was über 8 wäre, zu 5 Batzen.

Ao. 1629 wurde erkennt: alle diejenigen, so Viech in Seealp und Meglisalp thun, und nit, als wie geruffen worden, dort g'werchet, sollen 1 Pf. Den. zu Buß verfallen seyn, und welcher Zimmer von ihm verlaßt, solls andingen, daß der Bau aushin thun werde, oder muß das Jahr hernach der Alp beraubt seyn.

(Unter dem Wort Werchen werden die Gemeinwerke verstanden, welche jeder Alpbenutzer, zu Säuberung und Verbesserung des Alpbodens ꝛc. verrichten muß.)

Ao. 1682 wurde dieses Gesetz erneuert und erkennt: es soll ein jeder, der ein Zimmer in g'meinen Alpen hat, einen Tag kommen gen säubern und steinen, bey der Buß 1 Pf. Den., und soll noch dazu der Alp beraubt seyn. — (Dieses Gesetz ist in den jetzigen Zeiten so verbessert worden, daß der Besitzer von 6 Kuhrechten zwey Tage Steine an kleine Häufchen zusammen zu lesen verpflichtet seyn soll, welches sehr nützliche Gesetz in Meglisalp besser als in Seealp beobachtet, und bey dem trägen Sennen mit viel strengerer Schärfe gehandhabt werden sollte.)

Ao. 1633 wurde erkennt: es solle in allen G'meinalpen jeder sein Vieh einthun, wenn der Landschreiber kommt gen abzählen, bey der Buß 1 Pf. Den. — (Nachdem nämlich das Vieh in die Alpen getrieben worden ist, so gehen der Landschreiber, der Alpmeister und ein Vorgesetzter selbst auf die Alpen, um zu sehen, ob die Sennen nicht mehr Vieh in dieselben getrieben haben, als sie angaben, und als das Gesetz erlaubt.)

Ao. 1634. Es sind die Alpgenossen in Seealp vor Rath g'syn, und haben klagt: daß diejenigen, so auf den Meßmer fahren wollen, sich viel zu lang in Seealp aufhalten — erkennt: daß sie sich nicht länger denn 12 Tag in Seealp aufhalten sollen, es sey dann: daß man des alten Schnees halber oder Rüche nicht könnte, oder daß er mit neuem Schnee überschneyet wäre, und soll kein List noch G'fahr darin gebraucht werden. (Seealp wird nämlich im Anfang mit mehr Vieh besetzt, als

sie während der ganzen Sommerszeit ernähren könnte, daher also ein Theil davon die Weiden des hohen Meßmers — an dessen Fuß die Seealp liegt — bezieht. In den jetzigen Zeiten ist obiges Gesetz verändert worden, daß diejenigen, welche auf den Meßmer fahren wollen, in Seealp nicht länger als 10 Tage verweilen dörfen.)

Ao. 1635 ward erkennt: Wenn einem in einer Gmeinalp unter dem Vieh etwas Straucheten oder Krankheit wurde, soll er angänz aus der Alp fahren, und dasselbe auf dem Seinigen erhalten.

Ao. 1637 ward erkennt: es soll ein jedwederer Alpengenoß schuldig seyn, einem andern guten Landmann, so ers begehrt, auch in sein Gaden und Zimmer, um ein gebührliches Geld zu ihme zu lassen, wenn er je Weite und Gelegenheit hat. — Und welcher mehr denn für 12 Küh Essends in eine g'meine Alp treibt, und das Mandat übertritt, wann der Landschreiber kommt, und die übertriebene Haab noch in der Alp ist, so soll der, so das Mandat übertreten, mit aller seiner Haab aus der Alp fahren und noch 3 Jahre lang des Gräs und der Alp beraubt seyn. (Dieß Gesetz ist jetzo noch immer in seiner Kraft.)

Ao. 1768 wurde der Artikel bestätigt: wer Sommerig oder Weiden verlaßt (verlehnt), soll aus g'meinen Alpen gewiesen seyn; hingegen ohne Ansehung der Mitteln fahren mögen, wer will, auf jede Hütte 12 Kühe. Nimmt einer auch einen Zuchtstier mit in die Alp, so darf er anstatt zwölf, dreyzehn Kühe in dieselbe treiben. Wo doppelte B'stallung, soll es von andern mögen b'setzt werden, um den Preis von der Kuh 15 kr. — (Dieses und Nachstehendes ist jetzo noch in Kräften.)

Ao. 1776 wurde das Alpbüchli bestätigt, mit dem Anhang, daß man laut Alpbüchli fürohin nur 2 ausländische Kühe, fremde galtgehende Haab aber gar keine zu Milchmieth, solle in g'meine Alpen mögen empfangen oder aufgetrieben werden; und eigne Kälblj drey für eine Kuh gerechnet und eingeschrieben werden.

Ao. 1794 bis 96 ward erkennt: denjenigen, so Gräser oder Sommerig empfangen, und zu Lichtmeß noch kein eigen Vieh haben, soll jeder Landmann, der eigen Vieh hat, selbe Gräser oder Sommerig um den gleichen Preis ziehen mögen.

Auf den meisten wilden Alpen wird an denjenigen Orten, die für das Vieh unzugänglich sind, auch Wildheu eingesammelt, das man, wenns gedörrt ist, in Heugarnen über die Felsen hinabwirft, in den Alpen aufbewahrt und im gleichen Jahr daselbst, gewöhnlich alsdann dem Vieh vorlegt, wenn ein eingefallener Schnee oder Hagel das Gras verderbt, oder wenn sonst nicht mehr viel Futter in der Alp zu finden ist. Beynahe in jeder zähmern Alp hingegen trifft man ein sogenanntes Aekkerlj an, d. h. den ebensten und fruchtbarsten Platz der Alp eingezäunt und gedüngt, worin dann das Heu gemäht, gedörrt, und zu obigem ähnlichen Endzweck aufbewahrt wird.

Die Alpen sind bisweilen durch Waldungen, Bergklüfte oder Töbler, Waldwasser, meistens aber durch Latten- und Steckenzäune von einander unterschieden, und man wundert sich um so mehr: daß die trockenen

steinernen Mäurchen nicht allgemein angewendet werden, da überall eine Menge Felsenstücke herumliegen, die den Alpenboden unfruchtbarer machen.

Von den Allmenten.

In Appenzell Ausserrooden hat man sehr wenig, in Appenzell Innerrooden hingegen viel mehr Gmeinmerk, d. h. Allmenten, worunter man aber auch zugleich gemeine Waldungen versteht.

In Ausserrooden hat die kleine Dorfschaft Riedtle, welche zur Kirchgemeinde Gaiß gehört, eine schlechte Gemeinweide, wohin jeder Haushalter 6 Wochen lang 2 Kühe treiben kann, welches in den Gemeinden Teuffen und Schwellbrunn ebenfalls der Fall ist.

Die Gemeinde Urnäschen hat auch längs den beyden Ufern der Urnäsch eine solche Allment, worauf ein jeder Haushalter durch den ganzen Sommer eine Kuh unentgeldlich weiden lassen kann.

Die Allmenten liegen sehr nahe an den Dörfern, weßwegen jeder Kuheigenthümer selbige selbst melken, und die Milch jedesmal nach Haus tragen kann.

Nachstehende sind die vorzüglichsten Gmeinmerke in Innerrooden:

Die Alp Bärstein gehört dem Dörfchen Schwarzenegg in der Pfarrey Brülliſau.

Mettlen ist eine gemeine Kuhweid für alle Innerrooder, so auch Kräzeren, Gmeinhölz u. a. Wälder.

In der Foren, welches noch vor wenigen Jahren

eine gemeine Kuh- und Roßweid für alle Innerrooder war, jetzt aber mit Feldfrüchten angepflanzt und ausgetheilt ist.

Das Mändli ist eine gemeine Roßweid, worin alle Innerrooder Roß und Kühe treiben können. Auch die Gemeinde Gaiß hat von Alters her das Recht, 18 Roß oder 36 Kühe dorthin zu treiben.

Das Rieth ist eine beträchtliche Kuhweid für das Dorf Appenzell gewesen, wird itzt aber auch zum Anpflanzen verschiedener Feldfrüchte besser benutzt.

Gewöhnlich ist über die meisten Allmenten ein Bannwart (Aufseher) gesetzt, der die Küh und Pferdte, welche auf der Allment das Weidrecht haben, zeichnet, Brücken in gutem Stande erhält, Abzugsgräben öffnet u. dgl. und daher von einem Pferdt 10 und von einer Kuh 5 Kreuzer zur Belohnung erhält.

Ueber diese Gmeinmerke und die Art, wie sie benutzt werden sollen, macht die Kantonsobrigkeit, Landammann und Räth, alle Jahr Gesetze und Verordnungen. Die Hauptsache davon — welche meistens jetzo noch in Kräften sind, bestehet in folgendem:

Ao. 1611 ward der Gmeinmerker halb erkennt: es soll niemand in unserm Land, weder Reich noch Arm, in einem Jahr mehr, denn ein Gmeinmerk nutzen und brauchen, und selbiges, welches einem jeden am allergelegensten ist. Und welcher Anfangs seine Roß und Küh auf ein Gmeinmerk schlagt, der solls dasselbig Jahr in kein anders Gmeinmerk thun, ohne eines Landammanns und Raths Bewilligung. Es soll auch eine Haushaab nit mehr denn Ein Roß auf das Rieth schlon und zeichnen lassen, und auf die andern Gmein-

merker mehr nit denn 2 Höpter, als 1 Roß und 1 Kuh, oder 2 Küh und nit 2 Roß.

Es soll auch niemand weder Roß noch Viech unzeichnet auf das Gmeinmerk schlägen, und ein jeder sein Fuder Bau auf das Riedt führen, oder das Geld dafür geben, denn wer solches in einem oder andern übergienge, der soll ohne Verzug um 1 Pfund Den. g'straft werden, und dasselbige Jahr der Gmeinmerker beraubt seyn.

Welcher auch 2 Küh oder 2 Roß Sommerig vermag, und dieselbige von ihnn laßt; und welcher mehr denn 2 Kühe Zmilchmieth empfaht — die alle sollen gar kein Gmeinmerk dasselbige Jahr nutzen und brauchen; aber in sein Eigenthum mag er Viech empfangen, so viel er will.

Der Fülinnen halt: wenn ein Füli vor der Lichtmeß worden ist, so soll es zeichnet und zollt werden; wenn es aber nach der Lichtmeß worden ist, so soll es unzeichnet mit dem Feldroß laufen mögen.

Der Milchmietheren halben soll niemand mehr denn 2 Kühe ausser dem Landherr in die g'meinen Alpen und Gmeinmerker empfahen, und überall kein Geltviech, bey der Buß 3 Pfund 5 Schilling Den. und soll 3 Jahr lang der Alpen und Gräs beraubt seyn, und dasselbig Viech nützit desto weniger abgetrieben werden.

Welcher auch G'fahr, List und Neu-Fund hierinnen brauchen würde, der soll gleicher Gestalt um 3 Pfund Den. gestraft werden.

Beyneben soll man den Mist und Bau auf allen Gmeinmerkern auf'em Waasen liegen lassen, und

nicht darabtragen und nehmen, ausgenommen ab g'meinen Straſſen und Brücken mag einer wohl auf das Sein thun.

Ao. 1615 wurde erkennt: alle Gmeinmerker, als: Mettlen, Foren, Mändli, Bronnen, Waſſer aus und ein, Rikenbach und Krázeren, ſoll keiner nutzen, welcher mehr denn 1000 Pfund Eiges beſitzt, weils den Armen g'ſtiftet iſt. — Ao. 1767 wurde dieſes Geſetz beſtättigt; mit der Erläuterung: daß wenn ein Landmann mit ſeiner Haushaab an Liegend- und Fahrendem 1000 Gulden vermag, ſoll er das Rieth nicht nützen mögen, auch ſoll keine ſäugende Stutte mehr auf dem Rieth geſtattet werden. Die aber meynen, daß eint oder andere mehr oder 1000 Pfund haben, ſollen vor Obrigkeit mit Ehr und Eyd befragt werden, und laut Artikel abgewieſen ſeyn.

Ao. 1623 wurde erkennt: welcher Küh auf dem Rieth hat, darf nicht käſen, ſondern ſoll, ſo er übrige hat, ſelbige die Maß um 6 Denier geben.

Ao. 1631 wurde erkennt: daß man kein Haab auf die Gmeinmerker thun, bis am Meyen Abend; ferners: es ſoll niemand vor St. Gallen Tag auf dem Rieth Streue mähen oder heuen, und ſollen nit vor Ave Maria am Morgen nach St. Gallen Tag anfangen mähen, der vor anfangt, ſoll zur Buß die Streue verwirkt haben; wer zu reich iſt, ſoll nit dörfen mähen oder das Rieth nutzen.

Ao. 1695 wurde erkennt: daß man auf die Gmeinmerker gar keine fremde Haab treiben dörfe, bey 10 Pfund Denier Buß.

Dieſe Gmeinmerke, die in Innerrooden ſo uner-

meßlich grosse Strecken Landes enthalten, wurden schon seit uralten Zeiten zu nichts anderm, als zu Viehweiden benutzt, hingegen dasjenige, was vorzüglich den Armen sehr zu statten gekommen wäre, nämlich die Anpflanzung derselben mit allerley Feldfrüchten, wurde, die 2 letzten Jahre abgerechnet — gänzlich vernachlässiget, und ist jetzo noch bey weitem nicht so allgemein wie sie — nach den gemachten Erfahrungen — seyn sollte. Viel lieber ziehen ganze Familien in den vermöglichern Dörfern Ausserroodens herum, um zu betteln, oder retten ihr Leben kümmerlich Wochenlang pur allein mit Schotten, als daß sie sich anschickten zu arbeiten und das Feld anzupflanzen. Dieser natürliche Hang zur Trägheit, der jedem Hirtenvolk eigen ist, ist die Hauptursache, warum so viele patriotische Aufforderungen einzelner Privaten sowohl, als aber der ehmaligen Obrigkeit fruchtlos verhallten.

In der grossen Theure des Jahrs 1771, woran vorzüglich so viele Ausserrooder des elendesten Hungertodes starben (*), (die Innerrooder wußten sich mit ihrer Schotten gegen den Hungertod besser zu schützen) wurden geschriebene obrigkeitliche Auffoderungen unter dem Volke herumgeboten, die dasselbe zum thätigern Anpflanzen ihrer Kuhweiden und Gmeinmerker und zur sorgfältigeren Viehzucht auffoderten.

(*) Im ganzen Appenzell Ausserrooden wurden in diesem Jahr 899 Kinder geboren, und 4238 Menschen beerdigt, die Anzahl der Bewohner wurde also — meistens durch den Hungertod um 3339 Menschen vermindert! —

„Vielleicht" — so lautet die Hauptsache dieser Auffo-
derung — „Vielleicht ist die gegenwärtige Theurung
„und Mangel für Euch — liebe Männer von Appen-
„zell! ein wahres Glück, und der rechte Weg, den
„Reichthum unsers Landes zu erkennen. Weder Gold
„noch Silber sind wahre Reichthümer eines Staats;
„die edlen Früchte, womit die Erde unsre Arbeit be-
„lohnt, sind es allein. Die Erde ist unsere Ernährerin;
„von ihr sollen wir unsere Erhaltung suchen, dann alles
„Geld der Reichen kann uns, wo Nahrung fehlt, nicht
„einen Augenblick den Hunger stillen".

„So laßt uns denn unsere Erhaltung im Schooß der
„Erde suchen! Ein jeder von uns soll Früchte ansäen:
„Korn, Roggen, Gersten, Hafer, Bohnen, Erdäpfel,
„Rüben, Gemüse und was an jedem zur Zeitigung ge-
„langen mag. Keiner von uns soll ungebautes Land
„haben, und wer keinen liegenden Grund hat, soll seine
„Gmeinmerksplätze benutzen und seinem Nachbar helfen,
„oder von ihm um einen billigen Zins Boden in Em-
„pfang nehmen — und wer dieses nicht thut, der soll
„von uns verachtet, und als ein unnützes Mitglied un-
„serer Gesellschaft angesehen werden. — Sehet, liebe
„Männer! wie viel gutes Erdreich noch unangebaut
„und öd in unserm Lande liegt, und bedenket: wie viel
„Kräfte ihr von Gott empfangen habt, dasselbe frucht-
„bar zu machen. Dieses soll also euer erstes Augen-
„merk seyn, denn es ist das einzige Mittel euch von
„euern Nachbarn unabhängig zu machen und euch ge-
„gen den Hunger zu schützen".

„Da bisher auch die Viehzucht vernachlässiget wor-
„den, so daß man nur selten junges Vieh auferzogen,

„und sich gänzlich darauf verlassen hat alle Jahr das „junge Vieh in benachbarten Ländern einzukaufen, so „fragt es sich: woher werdet ihr jetzt, da die Nachbarn „den Paß versperrt haben, Vieh nehmen, daß euere „Alven und Sommerweiden genutzet und euer Heu „verzehrt werde? Und wenn es euch sowohl an Milch „als an Mastvieh fehlet, wenn euer Gras ungenutzt, „und euer Heu verstehen bleibt, woher sollen wir „Milch, Schotten, Butter und Käse nehmen, daß wir „leben können? Woher das Fleisch? und woraus soll „man die Zinse erstatten? Denken wir uns zu diesem „allem noch Mangel an andern Lebensmitteln — Muß „dann nicht daraus ein entsetzlicher Hunger entstehen? „— Müßten nicht die Hälfte unserer Mitlandleute ihr „Brod ausser dem Vaterlande suchen? —. Würden „nicht die Güter ihren Preis um die Hälfte ver„lieren"? ꝛc.

Wie schlecht diese und ähnliche Auffoderungen damals befolgt wurden, läßt sich aus nachstehendem Mandat schliessen, das die Obrigkeit den 18. Sept. 1771 verlesen ließ, nachdem sie im Frühjahr vorher jeder Haushaltung in den Gemeinmerkern Plätze zum Anpflanzen zugetheilt hatte: „Nachdem mit nicht geringer Empfind„lichkeit zu vernehmen, auch dessen eine unaufhörliche „Klag gewesen, daß hin und wieder auf dem gemei„nen Wesen armen Leuten Gärten und Braachen „anzubauen zu Erleichterung ihrer grossen Noth zutheilt „worden — die aber meistentheils verliegen blieben „und man nur Heu darauf wachsen lasse; als haben „wir — denen das Wohlseyn und Aufnehmen des Lands „jederzeit für ihr erstes Augenmerk zu haben, obliegt,

„in Beherzigung jetzmaliger Zeiten, für höchst nöthig „und Landesväterlich gethan zu seyn erachtet, wenn „um den Eifer derer, so dem Feld- und Ackerbau er„geben, noch mehr zu schärfen, alles Ernstes geboten „werde, und zwar, wie hiemit beschiehet, durch ein „öffentliches Mandat, daß alle diejenigen, denen „Braachen auf dem Rieth oder Foren und an„dern Gemeinmerken dermal zutheilt worden, „auch die, so Braachen bis dahin gehabt haben, in „Zeit einem Monat, bey Verlust der Braachen, die „Braachen umthun sollen, und damit diesem desto „ehnder nachgelebt werde, als solle den Hauptleuten „des Bezirks scharf anbefohlen seyn, solch ödstehende „Braachen andern, die es bauen werden, mitzu„theilen".

Die Obrigkeit ließ es ebenfalls nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit Auffoderungen an das Landvolk ergehen zu lassen.

Ao. 1604 und 1671 hat man alle und jede ermahnet, Bäume jeder Art und Gattung im Land zu setzen, insonderheit sollen diejenigen, welche Gmeinmerker nutzen, auf dieselben Bäume zu setzen schuldig seyn, mit dem Versprechen, daß diese gepflanzten Bäume, jedem der sie setzt eigenthümlich zugehören sollen, auch werde die Obrigkeit ihnen gut Schutz und Schirm gegen Diebe von Saaten- und Baumfrüchten anwerden lassen. Ao. 1771 wurde sogar erkennt: solche Felddiebe sollen so wie Blaichediebe, also mit der Todesstrafe, gebüßt werden.

Seit der letzten Theure der Jahre 1799 und 1800 wurden die Innerrooder hierin viel klüger, und man sieht nun eine Menge Gemeinplätze und Privatboden,

mit Feldfrüchten aller Art angepflanzt, so daß man hoffen kann, diese Beyspiele werden in der Folge nicht nur nicht vergessen, sondern immer grössere und allgemeinere Nachahmung finden. — So wurde z. B. die vorhin magere Gemeinweid auf der Foren, wo vorher etwa 350 Haushaltungen aus dem Dorf in Appenzell das Recht hatten, ihre Kühe einige Monate daselbst unentgeldlich weiden zu lassen, eigenthümlich unter dieselben ausgetheilt, und wird nun auf das vortheilhafteste mit Gerste, Hafer, Erdäpfeln ꝛc. angepflanzt. Auch das Riedt, ebenfalls eine Gemeinweide — wo vor 5 Jahren im Sommer etwa 90 Kühe weideten, ist nun beynahe ganz in einzelne Gemeindstheile eingetheilt, welche ebenfalls angepflanzt werden, aber nicht Eigenthum, sondern Gemeindsgut bleiben. — Wer 1000 Gulden eigenes Vermögen besitzt, hat an diesem Gemeindsgut keinen Antheil. — Vorzüglich wirkte auch das Beyspiel des Herrn Pfarrer Burgstallers in Brülliſau sehr wohlthätig auf seine Gemeindsgenossen. Er verlangte nämlich von den vermöglichern Bauern daselbst: daß sie ihm unbenutzten Weidboden auf eine so lange Zeit überlassen möchten, als er ihr Pfarrer sey, und versprach ihnen den ihm auf diese Weise abgetretenen Boden einst fett und fruchtbar zurückzulassen. Schon seit diesen ersten 2 Jahren sahen nun seine Gemeindsgenossen viele solcher verschenkten Plätze, die sie vorher nichts nützten und achteten, in die fruchtbarsten Aecker verwandelt, und jeder Fremde, der in diese rauhe Gegend, welche am Fuß des Kamors und des hohen Kastens liegt, kommt, muß hier von den wohlthätigen Folgen dieses Beyspiels über-

zeugt werden, indem man auf vielen vorher unbenutzten Bergsabhängen die schönsten Feld- und Saatenfrüchte erblickt.

Nachstehende gemeinnützige Auffoderungen an das Innerrooder Volk, welche den vortrefflichen Herrn Doctor und alt-Kantonsverwalter Heutli in Appenzell zum Verfasser haben, und die er Ao. 1799 und 1800 unter das Volk austheilte, verdienen hier wörtlich eingerückt zu werden.

Treuer Rath an den lieben Landmann bey diesen theuren Zeiten.

Erdäpfel zu pflanzen.

Es ist Jedermann bekannt, wie grosser Mangel an Brod, Musmehl, Gersten, Erdäpfeln im Land seye, und wie wir alle diese benannte Lebensmittel nothwendig aus fremdem Lande um einen so gar hohen Preis kaufen müssen, und daß zu besorgen ist, daß die Theurung noch mehr zunehme, so daß das Land allgemein darunter leidet, und viele aus Mangel des Gelds kaum mehr im Stand seyn werden, sich diese Lebensmittel anzuschaffen, weil der Gemeine und der Arme schon lang diese Theurung erlitten haben.

Was ist in diesen mißlichen und harten Zeiten zu thun, damit der allgemeinen grossen Noth abgeholfen, und die grossen Ausgaben an Geld, das ausser Lande kommt, vermindert werden? Das einzige Mittel ist, wenn wir im Allgemeinen auf bevorstehendes Frühjahr trachten selbst Feldfrüchte anzupflanzen, so würde der grossen Noth nach und nach abgeholfen, und der

Mangel an Lebensmitteln vermindert, so daß in wenig Jahren unser liebes Vaterland in einen gesegneten Wohlstand versetzt würde.

Ich will mich aber für dießmal nur in das Nothwendigste einlassen, nämlich auf die Anpflanzung der Erdäpfel. Von ihrem Nutzen bleibt mir wenig zu sagen übrig, indem man allgemein und überall dessen überzeugt ist, daß die Erdäpfel eine gute, gesunde Nahrung sind, die zu allen Speisen gebraucht werden kann, und womit man im Lande wohl die Hälfte Brod in manchen Haushaltungen ersparen könnte; ja man hat seit der letzten Theurung (1771) ersehen, daß durch selbe bey gänzlichem Mangel an Getreide einer allgemeinen Hungersnoth einzig könnte abgeholfen werden.

Hier folgt also eine kurze Anleitung, wie man die Anpflanzung der Erdäpfel behandeln möge.

Die Erdäpfel erfodern trocknen, sandigen Boden, auch (Seviboden) der nicht zu mager ist, daher kommen sie am beßten in gebirgigten Landen fort, wo sie besonders gut und schmackhaft werden, wozu also unser Land sehr vortheilhaft ist. Hingegen muß man keine Erdäpfel in Leimboden, oder an nasse niedrige Orte pflanzen, weil sie dort nicht gut fortkommen, und zum Essen ungesund werden. Zum Stecken soll man Saamen von guten Erdäpfeln auswählen. Es giebt aber dreyerley Sorten, weisse, rothe, wie auch die bey uns sogenannten Züricher-Erdäpfel, die weissen oder gelben Erdäpfel, so bey uns die gemeinsten sind; diese sind rund, haben eine feine, glatte, nicht gar zu dünne Haut, und wenig Treibaugen. Diejenigen Erdäpfel, so eine gar zu dünne Haut haben, sind gern wässerig,

Die rothen Erdäpfel, welche ehemals die beßten waren, sind dermal etwas ausgeartet, doch kommen sie noch am beßten im Bergland. Sie sind rauchhäutig, bekommen durch das Liegen einen rothen Reif, wodurch sie etwas rächelig und im Sieden mehlicht werden. Von diesen bemeldten Gattungen giebt es nun runde Erdäpfel, oder lange; letztere nennt man auch Nudeln.

Dann giebt es noch sogenannte Züricher-Erdäpfel. Sie sind rund, werden aber grösser als die gewöhnlichen. Sie brauchen lange Zeit, bis sie gesotten sind, und sind hart und unschmackhaft zum Essen; hingegen aber sind sie zur Mastung für das Vieh sehr vortheilhaft und ergiebig. Die schlechtesten, ungesundesten Erdäpfel sind diejenigen, die inwendig gelbe, grüne oder blaue Maasen oder Streifen haben, die auf einem schlechten wässerigen Boden gewachsen. Diese erkennt man an dem äusserlichen Ansehen, wo man dergleichen Streifen, oder Maasen bemerken kann. Endlich soll man auch keine gefrorne Erdäpfel zum Saamen nehmen; diese sind, so lange sie gefroren sind, hart wie Stein, wenn sie aufgefrieren, zerfallen sie zu Wasser. Wenn sie aber nur von dem Frost überschossen worden, so sind sie von aussen zu mürbe und weich. Diese Kennzeichen muß man sich beym Einkaufen der Erdäpfel merken, weil ohne deren Kenntniß schon mancher ist angeführt worden.

Zum Stecken der Erdäpfel nimmt man von guten Erdäpfeln die kleinsten Stücke, etwa in der Grösse einer welschen Nuß; hat man grössere Stücke, so zerschneidet man sie, daß sie etwa noch so groß sind als ein Hühnerey. Man steckt die Erdäpfel in der Mitte oder gegen Ende des Aprils, wenn der Boden etwas trocken

geworden. Man macht etwa anderthalb Schuh allweg auseinander 5 bis 6 Zoll tiefe Löcher, steckt in jedes Loch 3 höchstens 4 Stück von dem Saamen, und drückt die Erde darüber fest zu. Wenn das Kraut alsdann etwa eine halbe Spanne hoch hervorgewachsen ist, so reutet man das Unkraut um selbe fleißig aus, und häufelt die Erde an sie an. Dies Anhäufeln ist ein Hauptpunkt, wenn man recht viel Erdäpfel bekommen will; man muß also auch noch den Sommer hindurch dasselbe nicht vergessen, so wie das Kraut höher wächst, bis die Erde etwa einen halben Schuh hoch von dem Boden angehäufelt ist, weil dadurch das Wachsthum der Frucht ungemein befördert wird; auch muß man das Unkraut niemals überhand nehmen lassen, und so wird man die Freude haben, die Erdäpfel schön angewachsen zu sehen, und so Gott den Segen dazu giebt, sollte man wenigstens siebenmal so viel, ja in guten Jahren zehnmal so viel erhalten, als man gesteckt hat, so daß man auf einem kleinen Stück Land aus fünfzig Pfund fünf Centner Erdäpfel erhalten kann.

Man nimmt die Erdäpfel im Weinmonat aus der Erde bey gutem, trockenem und warmem Wetter; wenn man dieselben zu frühe einsammelt, so werden sie zum Liegen nicht dauerhaft; je länger man selbe aber im Boden läßt, desto länger kann man sie auf den Frühling aufbehalten. Man nimmt die Erdäpfel mit der Erde, die an ihnen klebt, ehe diese vertrocknet ist, bringt sie in trockne Keller, und verwahrt sie bey zunehmender Kälte durch Zudecken mit Stroh vor dem Gefrieren.

Lieber Landmann! laß dir diese Anleitung wohlgefallen, und nimm Schaufel und Haue an die Hand, und

Gott wird dich segnen, und den Hunger von dir und deinen unschuldigen Kindern abwenden. Es ist ja so viel unfruchtbarer Boden und anderes Land, was keinen Nutzen bringt, diesen wende dazu an. Die Vermöglichern werden die Armen hoffentlich mit Geldvorstreckung zum Ankauf des Saamens gerne unterstützen. Der Senn wird viele Zeit in den Weiden, wenn er nichts anderes zu thun hat, mit Nutzen zubringen, wenn er auch ein Stücklein rauhen Boden umgräbt, und Erdäpfel pflanzet; und wenn man allgemein Erdäpfel im Lande pflanzet, so wird der Nutzen für dasselbe auch um so grösser seyn, weil die Kost vermehrt, und das Brod gespart wird. Gott gebe den Segen dazu!

Sollte diese Anleitung Beyfall finden, und einigen Nutzen schaffen, so werden mehrere nützliche Anleitungen zur Anbauung anderer nützlicher Feldfrüchte unentgeldlich dem lieben Landmann gegeben werden.

Zweyter Rath, an den lieben Landmann.

Im letztverflossenen Frühjahr habe ich dem lieben Landmann eine ausführliche Anleitung zum Erdäpfelpflanzen mitgetheilt; und mit Freude ersehe ich die beträchtliche Vermehrung derselben im Lande. Viele arbeitsame, arme und gemeine Landleute haben, ungeachtet der so harten Zeit, den Boden mit grossen Unkosten, mit harter Mühe und Schweiß zugerüstet, und um theures Geld Saamen erkauft und so viel angepflanzt, daß sie den Winter hindurch lange davon leben können.

Auf dem Ried und in dem Gemeinmerk haben die

Hausarmen besonders ein herrliches Beyspiel mit Pflanzen im Lande gegeben, da sie die schönsten Brachen nicht nur mit Erdäpfeln, sondern auch mit Hafer, Gersten, Korn angelegt haben, welches auch so gut und so ergiebig gewachsen ist, wie in den beßten Fruchtlanden. Möchte dieses schöne Beyspiel recht viele Nachfolger haben; möchten die Vermöglichern, besonders jene, welche eignen Boden haben, auch Hand anlegen, und allgemein jeder ein Stückchen nur von dem schlechtesten Boden seines Guts mit Früchten anpflanzen; denn kein Boden ist so schlecht, der nicht zum Fruchtpflanzen kann angewendet werden. Wie viel Geld würde dadurch im Lande erspart, und der Wohlstand unsers lieben Vaterlandes vermehrt werden? Bey der immer anhaltenden Theurung, und wo die Aussicht auf den Frühling ehender schlimmer als besser wird, sollte es jedem vernünftigen Landmann ja höchst angelegen seyn auf sich selbst zu denken, und der grössern Noth zuvor zu kommen.

Lasset euch also, ihr vermögende Landleut, bey dieser so herrlichen Herbstwitterung zwey Stück angelegen seyn. Erstens. Rüstet den Boden zu. Ist es rauher (Sevi) Boden, so schindet denselben ab, verbrennet den Wasen und alles Gesträuch zusammen, kehret den Boden um, so wird alles bis im Frühjahr mürb und gut zum pflanzen. Zweytens. Trachtet doch itzt, oder bey guter Zeit den Saamen einzukaufen, denn im Frühjahr werdet ihr selben um das gleiche Geld kümmerlich mehr bekommen! — So hat es dermal die Aussicht. Zum Pflanzen muß aller Boden schon im Herbst umgethan werden. Auf dem Neubruch erhält man im ersten Jahr

den schönsten Hafer, so der Boden trocken ist. Der Hafer braucht überhaupt die wenigste Abwartung, und nimmt mit jedem Boden vorlieb. Ist der Neubruch aber etwas feucht, und von besserer Erde, so kann man schon das erstemal Gersten darauf pflanzen, aber auf trocknem sandigem Boden geräth die Gerste allezeit schlecht. Im andern Jahr kann man wieder Hafer auf den gleichen Boden anpflanzen, aber vor dem Aussäen muß ein wenig gedüngt werden; will man aber, was noch vortheilhafter ist, andere Frucht darauf anpflanzen, so muß er etwas mehr Dung haben. Das Korn erfodert steinigten und leimichten Boden. In unserm Lande kommt der Sommerwaizen am beßten fort, und ist die ergiebigste Frucht. Der Boden muß hierzu im Herbst, und dann auch wieder im Frühjahr umgethan werden. Auf frisch gedüngten Boden muß niemal Frucht angesäet werden, sondern der ausgelegte Mist muß zuvor dürr seyn, ehe man den Boden umkehrt; alsdann kann man ansäen, dazu wählt man trockenes Wetter, und die Vormittagszeit. In schlechterm Boden säet man etwas dicker, hingegen in gutem Boden etwas dünner und weitläufiger. Nachdem man angesäet, muß der Saamen mit einer Hauen oder Eggen unter die Erde gebracht werden. Beym Korn (Fesen) und Roggen muß man auf gleiche Art zu Werke gehen.

Der Fesen giebt eine vortreffliche Winterfrucht, weil ihm die Kälte nichts schadet.

Der Roggen erfodert leichten trocknen Boden. Man braucht meist den Winterroggen, weil der Sommerroggen weniger Mehl giebt. Die Winterfrucht soll man anpflanzen, wo es keine Eisblatten giebt. Man säet sie

im

im Herbst, nachdem der Boden einige Zeit zuvor zubereitet worden. Der Haber muß vom Unkrautsaamen wohl gereinigt seyn, so wie alle Saamen, bevor sie gebraucht werden. Korn, Waizen, Roggen werden gesäet, wie sie vom Dröschen kommen; so auch Gersten und Haber. (*)

Lasset euch, liebe Landleute, diesen wohlgemeinten Rath bey dieser unausstehlichen Theurung, und noch mehr drohendem Mangel recht angelegen seyn; wendet die allgemeine Noth und den Schaden des lieben Vaterlandes durch eure Arbeit ab, und Gottes reichliches Segen belohne eure Bemühungen!

Ankaufspreis und Lehenzins der Alpen.

Bey dem Verkaufen der Alpen hätten die Appenzeller ehmals auf keine andern Gesetze Rücksicht zu nehmen, als auf dieses: daß sie ihre Alpen keinem Ausländer, d. h. keinem Nichtappenzeller, verkaufen, und dieser elende Kantonsgeist fand sogar zwischen Inn- und Ausserrooden statt. — Nach der Ao. 1798 angenommenen neuen Constitution, wodurch jedem schweizerischen Bidermann überall in der Schweiz das Bürgerrecht gegeben wurde, hob sich dieses Gesetz von selbst auf, und schon sind Am-

(*) Man thut überhaupt besser, wenn man ein kleines Stück Boden anpflanzt, und selbes gut besorgt, als wenn man grosse Stücke anpflanzet und schlecht besorget.

pferboden, Sätteli, Aelpli ꝛc. an Toggenburger verkauft worden.

Ehmals war der Ankaufspreis der Alpen und der Lehenzins derselben um die Hälfte wohlfeiler; allein weil jetzo das Rindfleisch, das Heu, und alle Milchprodukte auch mehr als die Hälfte theurer sind, als ehmals, die Bevölkerung äusserst zugenommen hat, so findet dieses erstere auch in Ansehung des Alpengrundes und des Lehenzinses davon statt.

Bey dem Ankaufe der Alpen oder Weiden nimmt man vorzüglich darauf Rücksicht: ob sie gut gelegen, d. h. ob sie nicht zu weit entfernt, und vorzüglich, ob ihre Lage so beschaffen sey, daß früh im Frühling der Schnee schmilzt, und spät im Herbst darauf fällt; ferner: ob das Vieh nicht Gefahr lauft, darin zu erfallen, und ob die Alp eben, oder bergigt und uneben sey; auch ob sie nur grobes Wiesengras oder kurzes und zartes Alpenfutter hervorbringe; man sieht überdies darauf: ob grössere oder kleinere fettgemachte Plätze, wie auch mehr oder weniger versumpfte Stellen in der Alp anzutreffen seyen; es ist dem Käufer endlich nicht unbedeutend, ob die Alp grössere oder kleinere, leicht oder schwer zu benutzende Waldungen besitze, und je nachdem alsdann die Alp diese oder jene minder empfehlenden Eigenschaften besitzt, je nachdem ist auch der Preis. — Der Alpenboden wird daher hier selten nach Gräsern (ein Stoß heißt hier ein Grás) oder Kuhrechten, sondern nur überhaupt nach seinem innern Werth und der Erfahrung des Auges verkauft.

Dem zufolge ist der Preis von einer mittelmässigen Alp für 16 Kühe Sömmerig ungefähr 2500 Gul-

den, und von einer nahe gelegenen, mit einer schönen Hütte zu 3000 Gulden, und wenn ein grosser Wald darin ist, so wird er noch mehr erhöht. Z. E.

Eine Alp für 20 bis 24 Kuhrechte im Aelpli, wo sie nicht länger, als für 15 Wochen Futter finden, gilt 26 bis 2800 fl.

Die Guggeyenalp für 36 Kuhrechte mit 2 Hütten kostete 7200 fl. — Das Alpeigenthum, welches einer Kuh den ganzen Sommer durch Futter giebt, beträgt also ein Kapital von 120, 140 bis 200 fl.

Nicht alle Landleute, welche Matten, Weiden und Alpen besitzen, betreiben selbst die Alpen- und Sennenwirthschaft, sondern sie verlehnen jeden Sommer einige oder alle ihre Alpen, und bewahren das auf ihren Wiesen eingesammelte Heu auf, und verkaufen es, zur theuersten Zeit, oder aber benutzen es mit einigen wenigen Kühen, die sie zur Sommers- und Winterszeit auf ihren Wiesen und Ställen halten. — Allein es findet sich auch der entgegengesetzte Fall, daß nicht alle diejenigen, welche Sennwirthschaften, eigene Alpen haben; ja es ist oft der Fall, daß sie derselben gänzlich entblößt sind, daher der eine Theil seine Alpen gern verlehnt und sein Futter gern verkauft, und der andere sie gern in den Lehenzins nimmt und letzteres gerne kauft.

Obschon die Weiden und Alpen nach den alten Landesgesetzen an keine Fremde verkauft werden dürfen, so darf man sie doch an Ausländer verpachten. (Man verlehnt sie nämlich nach Gräsern.) Verlehnt ein Innerrooder Gräser nur an einen Ausserrooder, oder umgekehrt, so ist das Zugrecht bis Lichtmeß (Anfangs Hornung) d. h. sobald ein Roodsgenoß

in dessen Rood der Boden liegt, sich vor dieser Zeit findet, welcher denselben um den nämlichen Preis in Pacht nehmen will, so muß derjenige aus der andern Rood davon abstehen, weßwegen man sogleich jeden Kauf von Auswärtigen öffentlich in den Kirchen bekannt macht. — Verlehnt man aber Gräser an einen Fremden, d. h. an einen Nichtappenzeller, so ist das Zugrecht bis man mit dem Vieh bey der Hütte ist, und den Alpgatter beschlossen hat, des sich schon der benachbarte Rheinthaler und Fürstenländer gefallen lassen mußte. — Eben so ist auch das Gesetz mit dem Heukaufen und Verkaufen beschaffen, nur daß man's nicht vom Stall wegführen darf, sondern daß man's da, wo es gekauft wird, aufätzen muß, damit der Dünger davon im Land bleibe. — Ao. 1776 wurden obige Verordnungen noch mit folgendem vermehrt und erläutert:

„Weilen auch groß Klägten eingekommen, wie daß „viele in unserm Land Sömmerig, Weiden, Alp„gräser, und auch Herrengräser oder Weiden „empfangen, und aber selbe wiederum verlassen, oder „aber mit fremder ausländischer Haab b'sitzen und „ätzen, welches dem gemeinen lieben Landmann zum „Schaden gereichet, — als ist darauf erkennt und be„schlossen: daß gleichwie das Heugremplen (d. h. „Heu einkaufen, um damit zu handeln) verboten, so „soll auch der Grempel mit Gräser, Weiden, Alpen, „ja, was Namens es immer seyn möchte, verboten und „abgeschaft seyn, als welcher gestalten: daß wenn einer „Sömmerig empfanget, (d. h. in Pacht nehmen) „und aber nit mit eigener Haab ätzet und b'sitzet, so soll „ein jeweiliger ehrliebender Landmann das „Recht haben, selbe um den nämlichen Preis zu ziehen".

Der Lehenzins von einem Kuhrecht ist sehr verschieden. Die kleinen Privatalpen sind von einem höhern Werth, als die grössern, welche unter der Aufsicht eines Alpmeisters stehen. Die Pacht für jede Kuh Sömmerig auf den erstern beträgt 6 bis 13 Gulden, auf den letztern hingegen nur 2 1/2 bis 2 3/4 Gulden.

Z. E. Die Flühenalp, mit 2 Hütten, für 30 Küh, kostet Lehenzins 400 fl. Die Herrenfluh für 22 Kühe 200 fl. Die untere Guggeyenalp für 16 Kühe 140 fl. Die obere Guggeyenalp für 20 Kühe 200 fl. Die Roßmaaß- und Langenekkeralp, mit 2 Hütten für 34 Kühe kosteten ehmals 2 — 300 fl. und jetzt 450 fl. Oberbodmen, eine wilde Alp, für 10 Kühe, auf 14 Wochen Sömmerig 90 bis 100 fl. Die Schwägalp, für ein Kuhrecht 2 3/4 fl.

In einem Rathsprotokoll finde ich nachstehende Anzeigen:

Ao. 1694 hat die Obrigkeit im Furglen 21 Gräser à 500 fl. verkauft.

Ao. 1710 hat die Obrigkeit die Weiden g'steigeret, d. h. dem Meistbietenden in den Lehenzins gegeben; nämlich:

Dem Flum in Bottersalp, mit 2 Hütten, eine zu 20 Kühen, und die andere zu 22 Kühen jährlich für 120 fl.

Die Stäg, samt der Verpflichtung zu b'streuen und zu hagen, jährlich für . 150 fl.

Die Rüti, Sommer Nutz, jährlich für 155 fl.

Bernli, mit einer Hütte zu 15 Kühen jährl. f. 72 fl.

Helchen, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . 75 fl.

Nord, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . 55 fl.

Neuenalp, mit einer Hütte zu 20 Kühen, jährlich für . . . 90 fl.

Düerren, mit einer Hütte zu 15 Kühen, jährlich für . . . 80 fl.

Ueber den Wieswachs und den Feldbau im Appenzellerland.

So wie im Glarnerland des Winters die Sennereyen sehr unbeträchtlich sind, und meistens von der Milch nur gebuttert, höchst selten mager, und fett gar nie, gekäset wird, indem man im Sommer sehr viele Kühe aus andern Gegenden in den Lehenzins nimmt, die man im Herbste wieder zurückgiebt, so geht hingegen im Appenzellerland das fett- und magerkäsen im Winter wie im Sommer fort, da man die Alpenkühe auch im Lande wintert. Ich muß also hier auch des Wieswachses und der Wintersennereyen erwähnen, welches mir um so leichter wird, da der berühmte Hr. Dokt. Zellweger und Hr. Ebel mir hierüber sehr umständlich und gründlich vorgearbeitet haben.

Das Volk von Innerrhoden ist ein Hirtenvolk, dessen einzige und allgemeine Beschäfftigung und Hauptnahrungserwerb in der Viehzucht besteht, und das beynahe für alles andere unempfindlich ist. Es scheint wirklich von der Natur selbst hiezu berufen und bestimmt zu

seyn, indem das ganze Thalgelände eine einzige, überall durch leichte Häge von dünnen Baumstämmen abgetheilte Wiese vorstellt, die den Kühen ein hinreichendes Winterfutter verschaffet, und an deren südlichem Ende sich eine solche Gebirgskette aufthürmet, deren begraste Abhänge und Oberfläche die Alpensennerey für den Sommer begünstiget. — Aus diesem Grunde sollte man glauben: daß hier vorzüglich Fleiß und Geschicklichkeit des Bauern den Grasertrag verdoppelt haben werde; allein so sehr man in Ausserrooden wie in Innerrooden beynahe allen neuern Verbesserungen der Wiesen vergebens nachspürt, so stehts wirklich in den erstern Gegenden hierin noch viel besser, als in den letztern. Die äusserst wirksame Natur thut hier das meiste, und der Bauer sucht ihr auf keine andere Weise nachzuhelfen, als wie es schon von seinem Urgroßvater geschah, und er ist damit höchst zufrieden, wenn er nur eine so reiche Erndte, wie ehmals jener, bekommt. Für nichts anders, als daß er ein- oder zweymal den verdünnten Kuhmist auf seiner Wiese herumstreut, hat er eine dreyfache Erndte des fettesten Grases. Im Frühjahr oder im Herbst weiden nämlich die Kühheerden, ehe sie auf den Alpen Nahrung finden, oder wenn sie von den Alpen zurückkehren, die Wiesen ab, und nachher wird das Gras gewöhnlich noch zweymal abgemähet und gedörrt.

Im ganzen ehemaligen Appenzellerland hat jeder Bauer sein Haus und Stall auf seiner Wiese stehen, daher man in demselben aller Orten einzelne Häuser antrifft, die von ferne einem Reisenden sehr auffallend vorkommen; dieß ist in Ansehung der Bearbeitung des Bodens, in Ansehung der Aufsicht, des Düngers und in vielen an-

dem Nächsthaften dauerlich benommen und verschlimmert, wobey noch dieser Mangel ist, daß jedes Haus nicht leichter Mühe einen eigenen Brunnen haben kann, durch welches Mittel auch die Hasle und die Strassen in dem Dörfern dieses Landes viel reiner erhalten werden.

Das ganze Eigenthum des Bauers wird eine Hämet (Heimath), der Boden ohne ein Haus aber ein Gut genannt. Eine Wiese, worauf Heu und Oemd wächst, heißt ein Acker. Ein Stück Boden, worauf das Vieh des Sommers das Gras wegfrißt, heißt eine Wäid. Ein versumpfter Wiesboden heißt eine Wiese, daher sagt man auch eine Riedtwies, eine Streuewies, und auch ein Streuemaas. Ackerfeld, worauf man Korn und Feldfrüchte pflanzt, heißt Baufeld und Brach, hingegen Haargärten nennt man dasjenige Ackerfeld, worin man Flachs pflanzt.

Das unfruchtbare Erdreich ist unter sich verschieden. Die eine Art bringt, neben Tannen- Lerchen- und Wachholderbäumen, einige Kräuter und mageres Gras hervor, das vom kleinem und grossem Vieh abgeätzt wird; auf dem andern aber wächst nichts als wilder Sevi (Heidekraut), und hartes, kurzes, borstenähnliches Gras, das also gar keinen Nutzen trägt, und das man Sevi- oder Burstboden nennt. —

Die Güter werden sowohl gegen der angrenzenden Nachbarn Güter, als eines jeden Acker und Werd besonders umzäunt, wobey bis dahin diese Einrichtung statt fand, daß wenn zweyer Nachbarn Aecker oder Weiden aneinander stossen, selbige den Zwischenhang oder Zaun den Marchen nach in gemeinen Kosten aufzu-

ren und unterhalten müssen, wenn aber des einen Weid an des andern Akker stoßt, ist der Besitzer der Weid verpflichtet, dem Akker — wie die Redart lautet — Schutz und Schirm zu geben, und den Haag in seinen eigenen Kosten so lange in Ehren und Bestand zu erhalten, bis er aus seiner Weide auch Aekker machet. Diese Civilordnung hat schon hie und da einen bewogen, daß er seine ruche Wääd auch zu Heuwachs verbesserte, damit er von dem beschwerlichen Haagen (Zäunen) um die Hälfte befreyt werde.

Die Zäune werden meistens von tannenen Latten und Stecken aufgeführt, und nur hie und da zwingt der immer grösser werdende Holzmangel einzelnen Bauern die viel vortheilhaftere Methode der Lebhäge auf, wozu man sich der Dorngesträuche und vorzüglich junger Tannbäume bedient, welche letztere, wenn ihre Aestchen künstlich ineinander geflochten und alljährlich geschickt beschoren werden, die stärksten, dauerhaftesten und zugleich die schönsten Häge ausmachen, deren weggeschorne Abschnitte theils zum Einheitzen, theils zum Düngen gebraucht werden können.

Die Aekker in Ausserrooden werden alljährlich theils bey ausgehendem Herbste, theils bey eingehendem Frühling, wenn das Gras anfängt zu schießen, mit dem beßten Kühmist durch Furken dünn verspreitet, überlegt, das sprähen heißt; wenn aber die eine oder andere Gegend dieses Erdreichs allzu hart und trocken ist, so daß selbige den Mist — wie der Bauer sagt — nicht an sich zieht, so wird eine solche trockene Gegend mit Kühharn, worein der auf den Weiden eingesammelte Kühmist gerührt wird, (welche

Vermischung man Blotter (*) nennt), oder auch mit Menschenharn und Koth überschüttet; allzu feuchte und wässerige Gegenden werden mit Kühharn, worein Pferdemist gerührt ist, begossen. — Wenn das Erdreich allzufett, und grosse dicke Stengel in allzugrosser Menge oder anderes grobes Kraut treibet, so wird im Frühjahr das erst anschiessende Gras von dem Vieh abgeätzt oder ein Theil des Akkers entweder den ganzen Sommer hindurch als eine Weide benutzet, oder umgepflüget und so lange in Brach verwandelt, bis man wieder das gewohnte feine Heu zu erlangen Hoffnung haben kann.

In Ausserrooden sind die Wiesen viel mehr zertheilt und zerstückelt, als in Innerrooden, welches mehr eine Folge der Vermehrung der Einwohner, als der zunehmenden Indüstrie ist. Die meisten Haushaltungen besitzen nicht mehr Wiesen, als zur Erhaltung von 2, 3 bis 4 Kühen nöthig ist. — Einen Theil davon macht man bisweilen zu einer Sommerweid, damit die Kühe darin den Sommer über ihr Futter finden; der andere grössere Theil wird zweymal abgemähet, und verschafft Heu und Oemd für den Winter. — Eine wohlthätige Folge der Vertheilung der Grundstücke ist reichlichere Düngung der Wiesen und grössere Sorgfalt für die Verbesserung derselben, die wirklich, in Ver-

---

(*) Auch der unvermischte Kuhmist auf denjenigen Alpen, wo man keine Streue hat, heißt ebenfalls Blotter, und das Loch, das man gewöhnlich vor den Kuhställen aufgegraben hat, um diesen Mist hineinzuwerfen, wird das Blotterloch genannt.

gleichung mit dem Zustand der Wiesen in Innerrooden, sehr auffallend ist. — Diejenigen Wiesen, welche den Dörfern nahe liegen, und die man daher häufig mit Mist und Mistlachen düngen kann, werden öfters jährlich zweymal abgeweidet und zweymal abgemähet. — Das gedörrte Heu und Oemd wird gar nicht genau weggerechet, sondern nur ganz oberflächlich, indem der Bauer mit Recht glaubt, der Boden werde dadurch um etwas gedüngt, und also für die Zukunft fruchtbarer gemacht. — Wenn das abgemähte Heu — es liege zerstreut oder an Schochen geschöchelt — von lang anhaltendem Regenwetter mit öfters untermischtem Sonnenschein gänzlich entkräftet, und beynahe zur Fäulniß gebracht worden ist, so wird dasselbe hernach, sobald man es gedörrt hat, in die Scheunen gesammelt, schichtenweise mit Salz besprengt, und also zu nutzbarerer Fütterung eingesalzen, welches Heu alsdann das Vieh äusserst begierig wegfrißt, wobey man aber zusehen muß, daß es sich nicht übertrinke, damit kein Bauchfluß entstehe. — In gar nassen Sommern hat das Heu im Thal wenig Kraft, daher sagt Walser: „Ao. 1763 gab es viel Heu, hatte aber wenig Kraft".

Das Heu wird auch hier nirgends mit Pferden in die Ställe geführt, sondern von Männern getragen, wobey sie rücklings auf eine ein bis zwey Zentner schwere Heulast hinliegen, und dieselbe mit einem Schwung der Arme und des ganzen Körpers auf sich hinwerfen, und es in den Stall tragen. Diese Art das Heu aufzunehmen und wegzutragen, hat schon sehr oft die nachtheiligsten Folgen für den Körper gehabt.

Jede Kuh frißt vom Weinmonat bis in April 4 1/2

bis 5 Klafter Heu (wöchentlich 1 1/2 Zentner), das Klafter auf 9 bis 10 Zentner gerechnet, je nachdem es gut oder schlecht gedörrt ist, harter oder lockerer aufeinander liegt, oder je nachdem die Kuh groß oder klein, auch je nachdem der Winter oder der Stall kalt oder warm ist. — Das Klafter Heu kostete noch vor 20 Jahren 6 bis 8 fl. und jetzt gewöhnlich 12 bis 16 fl. (Schlechte Sommer und späte Frühjahr machen bisweilen Ausnahmen hierin; so kostete Ao. 1763 das Klafter Heu 18 fl. und der Zentner 26 bz. bis 2 fl.) Die Erhaltung einer Kuh den Winter durch beläuft sich also auf 50 bis 60 fl.

Der Ankaufspreis der Matten ist, so wie fast alles übrige — in Innerrooden wohlfeiler als in Ausserrooden. Ein nicht zu abgelegenes Stück Wiesen, welches für 10 Kühe das ganze Jahr hinreichendes Futter giebt, und keine beträchtliche Waldung und kein Riethgras zur Streue für das Vieh hat, kostet an dem erstern Ort 8000 fl. In Ausserrooden hingegen würden 2 gelegene und fette Wiesen, die für 10 Kühe nur Winterfutter lieferten, gerade so viel kosten. — Die Wiesenstücke werden nämlich sowohl hier, wie im Glarnerland, nicht nach Quadratruthen u. dgl., sondern nach der Anzahl des Viehes, welches den Winter oder den Sommer und Winter hindurch hinreichende Nahrung darauf erhält, berechnet und verkauft.

Der wöchentliche Lehenzins für eine Kuh in den Wiesen ist 24 bis 32 Batzen, und in den Weiden 12 bis 18 Batzen.

Viele Bauern treiben Sennenwirthschaft, ob sie gleich auf ihren Wiesen nicht so viel Heu machen, als sie im

Winter für ihre Kühe brauchen, und noch andere sogar, die kein Grundstück, als höchstens ein Haus besitzen. — Alle diese haben überall ihre Kundschafter, um zu erfahren: wo gutes Heu zu finden ist, und wer es zu einer günstigen Zeit, ohne Regen u. s. w. eingeerndtet hat; alsdann kaufen sie das Heu hie und da nach Klaftern, und ein in jeder Gemeinde sich befindender beeidigter Heumesser muß es alsdann jedem messen, der jedesmal für seine Mühe nicht mehr als 3 Batzen Lohn bezieht. — Nachdem die Herbstgräser abgeweidet, und der Winter sich durch Schnee oder Reiff und Kälte angekündigt hat, begiebt sich alsdann ein solcher Senn, der wohl Kühe, aber kein dürres Futter besitzt, von dem einen zu dem andern Bauern (der denn sagt: ich habe den Senn bekommen) von dem er Heu gekauft hat, und zieht bisweilen in einem Winter an 5 bis 8 verschiedene Orte, nicht nur in Innerrooden, sondern auch nach Ausserrooden, und umgekehrt, ja sogar in dem Rheinthal, der alten Herrschaft Sax, und den fürstlich St. Gallischen Gegenden — mit seiner Heerde herum. — Würde man in Ausserrooden nichts als die jetzt gewöhnliche Anzahl Milchvieh halten, und nicht so viel Geltvieh mästen, so hätte man übrig genug innländisches Futter. — Bisweilen nimmt der Senn seine ganze Haushaltung, Weib und Kinder, mit sich; bisweilen geschieht es aber auch, daß wenn er Heu in der Nähe wegätzt, daß er seiner Haushaltung den Abgang vom Sennen, d. h. Molken, Buttermilch ꝛc. nach Hause trägt, und sie damit ernährt, oder daß sie es bey ihm abholen. Nicht selten trifft der Bauer, der das Heu verkauft, mit seinem Senn auch die Abred,

daß er ihm eine gewiffe Menge Milch, Zieger, Schotten, Butter, Käse ꝛc. um einen gewissen Preis — oder wenigstens doch ein gewisses Maaß Schotten unentgeldlich, täglich oder wöchentlich überlassen muß.

Ueber diese Sennenwanderungen drückt sich Ebel sehr richtig in folgenden Worten aus: „So ist das Leben „dieser Hirten eine stete Wanderung, auf welcher sie „die Reitze einer immer wechselnden Mannigfaltigkeit „schmecken, und Frohsinn, Heiterkeit der Seele, und „Gesundheit des Körpers besitzen. Freylich fliessen nicht „immer ihre Tage arkadisch ruhig und sorgenlos dahin. „Auch hier in diesem Lande der einfachen Sitten zerstört „Gelddurst und häßlicher Eigennutz des wuchernden Rei„chen das ökonomische Glück mancher Sennenfamilie, „wenn sie so unglücklich ist, ganz in den Händen solcher „hartherzigen Menschen zu seyn. Bisweilen kommt der „Frühling viel später, als gewöhnlich, und bisweilen „fällt plötzlich, nachdem die Kühheerden schon auf den „Alpen sind, so viel Schnee, daß das Vieh wieder „herabgetrieben werden muß. Diejenigen Hirten, wel„che gar kein Wiesenland besitzen, um wenigstens etwas „Heu für die Nothdurft einiger Wochen zu erndten und „für unerwartete Fälle aufzubewahren, können sich als„dann vor der Willkühr der reichen Heuspekulanten „nicht retten, und sind gezwungen, zu zahlen, was „jene verlangen. Auf diese Art stürzt oft grausame Härte „des Heuwucherers den redlichen, aber unbegüterten „Sennen in Schulden, aus denen er sich selten win„det, und die bisweilen sein gänzliches Verarmen nach „sich ziehen".

Die Weiden werden wie die Aecker (Wiesen)

mit dem beßten Kühmist gedünget, nur mit dem Unterschied, daß — wie ich schon oben bemerkte — ganze Trienzten, d. h. 3 zackigte Mistgabeln voll auf die Weiden geleget, und diese Häuflein Mist 1, 1 1/2 oder 2 Schuh weit von einander entfernt liegen, auch diese Düngung des Sommers noch ein- oder zweymal wiederholt wird. In Ermanglung dieses Mists aber werden selbige mit einer nachher zu beschreibenden flüssigen Dünge, nachdem das von der ersten Dünge erzeugte Gras aufgezehrt ist, fett gemacht. Man dünget aber insgemein nicht die ganze Weid, weil man beobachtete, daß wenn das Vieh nur fett Gras frißt, selbiges zwar den ersten Sommer an Leib und Milch merklich zu- im Winter aber wieder abnimmt, und wenn man so fortfahrt, zu kränkeln anfangt, so daß man es abschaffen muß; dahingegen, wenn das Vieh fettes und mageres, feuchtes und trockenes Gras zu fressen findet, es gesund bleibt, und reichlich Milch giebt. Man glaubt aber auch, daß wenn man dem Vieh in diesem Falle, ehe es auf die Weide geht, ein wenig Heu zu fressen giebt, und dasselbe wiederholt, wenn es von der Weide zurückkommt, man obigem Uebel vorbauen könne.

Die Riet- und Streuewiesen bestehen in versumpftem Boden, der nichts als Rietstreue tragt, welches ein grobes langes Gras ist, und auf allen Moorgründen wachst. — Sie werden nicht gedüngt, wenn man sie nicht zu Heuwachs anbauen will. Das sich daselbst befindende Wasser ertheilt ihnen die nöthige Fruchtbarkeit; manchmal aber werden selbige besonders in trocknen Sommern gewässert, da man dann öfters, wenn dies Wasser gut ist, die Rietwiesen bis auf drey-

Ao. 1776 wurde das Alpbüchli bestätigt, mit dem Anhang, daß man laut Alpbüchli fürohin nur 2 ausländische Kühe, fremde galtgehende Haab aber gar keine zu Milchmieth, solle in g'meine Alpen mögen empfangen oder aufgetrieben werden; und eigne Kälblj drey für eine Kuh gerechnet und eingeschrieben werden.

Ao. 1794 bis 96 ward erkennt: denjenigen, so Gräser oder Sommerig empfangen, und zu Lichtmeß noch kein eigen Vieh haben, soll jeder Landmann, der eigen Vieh hat, selbe Gräser oder Sommerig um den gleichen Preis ziehen mögen.

Auf den meisten wilden Alpen wird an denjenigen Orten, die für das Vieh unzugänglich sind, auch Wildheu eingesammelt, das man, wenns gedörrt ist, in Heugarnen über die Felsen hinabwirft, in den Alpen aufbewahrt und im gleichen Jahr daselbst, gewöhnlich alsdann dem Vieh vorlegt, wenn ein eingefallener Schnee oder Hagel das Gras verderbt, oder wenn sonst nicht mehr viel Futter in der Alp zu finden ist. Beynahe in jeder zähmern Alp hingegen trifft man ein sogenanntes Aekkerlj an, d. h. den ebensten und fruchtbarsten Platz der Alp eingezäunt und gedüngt, worin dann das Heu gemäht, gedörrt, und zu obigem ähnlichen Endzweck aufbewahrt wird.

Die Alpen sind bisweilen durch Waldungen, Bergklüfte oder Töbler, Waldwasser, meistens aber durch Latten- und Steckenzäune von einander unterschieden, und man wundert sich um so mehr: daß die trockenen

steinernen Häurchen nicht allgemein angewendet werden, da überall eine Menge Felsenstücke herumliegen, die den Alpenboden unfruchtbarer machen.

Von den Allmenten.

In Appenzell Ausserrooden hat man sehr wenig, in Appenzell Innerrooden hingegen viel mehr Gmeinmerk, d. h. Allmenten, worunter man aber auch zugleich gemeine Waldungen versteht.

In Ausserrooden hat die kleine Dorfschaft Riedtle, welche zur Kirchgemeinde Gaiß gehört, eine schlechte Gemeinweide, wohin jeder Haushalter 6 Wochen lang 2 Kühe treiben kann, welches in den Gemeinden Teuffen und Schwellbrunn ebenfalls der Fall ist.

Die Gemeinde Urnäschen hat auch längs den beyden Ufern der Urnäsch eine solche Allment, worauf ein jeder Haushalter durch den ganzen Sommer eine Kuh unentgeldlich weiden lassen kann.

Die Allmenten liegen sehr nahe an den Dörfern, weßwegen jeder Kuheigenthümer selbige selbst melken, und die Milch jedesmal nach Haus tragen kann.

Nachstehende sind die vorzüglichsten Gmeinmerke in Innerrooden:

Die Alp Bärstein gehört dem Dörfchen Schwarzenegg in der Pfarrey Brülliſau.

Mettlen ist eine gemeine Kuhweid für alle Innerrooder, so auch Kräzeren, Gmeinhölz u. a. Wälder.

In der Foren, welches noch vor wenigen Jahren

eine gemeine Kuh- und Roßweid für alle Innerrooder war, jetzt aber mit Feldfrüchten angepflanzt und ausgetheilt ist.

Das Mändli ist eine gemeine Roßweid, worin alle Innerrooder Roß und Kühe treiben können. Auch die Gemeinde Gaiß hat von Alters her das Recht, 18 Roß oder 36 Kühe dorthin zu treiben.

Das Rieth ist eine beträchtliche Kuhweid für das Dorf Appenzell gewesen, wird itzt aber auch zum Anpflanzen verschiedener Feldfrüchte besser benutzt.

Gewöhnlich ist über die meisten Allmeuten ein Bannwart (Aufseher) gesetzt, der die Küh und Pferdte, welche auf der Allment das Weidrecht haben, zeichnet, Brücken in gutem Stande erhält, Abzugsgräben öffnet u. dgl. und daher von einem Pferdt 10 und von einer Kuh 5 Kreuzer zur Belohnung erhält.

Ueber diese Gmeinmerke und die Art, wie sie benutzt werden sollen, macht die Kantonsobrigkeit, Landammann und Räth, alle Jahr Gesetze und Verordnungen. Die Hauptsache davon — welche meistens jetzo noch in Kräften sind, bestehet in folgendem:

Ao. 1611 ward der Gmeinmerker halb erkennt: es soll niemand in unserm Land, weder Reich noch Arm, in einem Jahr mehr, denn ein Gmeinmerk nutzen und brauchen, und selbiges, welches einem jeden am allergelegensten ist. Und welcher Anfangs seine Roß und Küh auf ein Gmeinmerk schlagt, der solls dasselbig Jahr in kein anders Gmeinmerk thun, ohne eines Landammanns und Raths Bewilligung. Es soll auch eine Haushaab nit mehr denn Ein Roß auf das Rieth schlon und zeichnen lassen, und auf die andern Gmein-

merker mehr nit denn 2 Höpter, als 1 Roß und 1 Kuh, oder 2 Küh und nit 2 Roß.

Es soll auch niemand weder Roß noch Viech unzeichnet auf das Gmeinmerk schlagen, und ein jeder sein Fuder Bau auf das Riedt führen, oder das Geld dafür geben, denn wer solches in einem oder andern übergienge, der soll ohne Verzug um 1 Pfund Den. g'straft werden, und dasselbige Jahr der Gmeinmerker beraubt seyn.

Welcher auch 2 Küh oder 2 Roß Sommerig vermag, und dieselbige von ihnn laßt; und welcher mehr denn 2 Kühe Zmilchmieth empfaht — die alle sollen gar kein Gmeinmerk dasselbige Jahr nutzen und brauchen; aber in sein Eigenthum mag er Viech empfangen, so viel er will.

Der Fülinnen halt: wenn ein Füli vor der Lichtmeß worden ist, so soll es zeichnet und zollt werden; wenn es aber nach der Lichtmeß worden ist, so soll es unzeichnet mit dem Feldroß laufen mögen.

Der Milchmietheren halben soll niemand mehr denn 2 Kühe ausser dem Landherr in die g'meinen Alpen und Gmeinmerker empfahen, und überall kein Geltviech, bey der Buß 3 Pfund 5 Schilling Den. und soll 3 Jahr lang der Alpen und Gräs beraubt seyn, und dasselbig Viech nützit desto weniger abgetrieben werden.

Welcher auch G'fahr, List und Neu-Fund hierinnen brauchen würde, der soll gleicher Gestalt um 3 Pfund Den. gestraft werden.

Beyneben soll man den Mist und Bau auf allen Gmeinmerkern auf'em Waasen liegen lassen, und

nicht darabtragen und nehmen, ausgenommen ab g'meinen Straſſen und Brücken mag einer wohl auf das Sein thun.

Ao. 1615 wurde erkennt: alle Gmeinmerker, als: Rettlen, Foren, Mändli, Bronnen, Waſſer aus und ein, Rikenbach und Krázeren, ſoll keiner nutzen, welcher mehr denn 1000 Pfund Eiges beſitzt, weils den Armen g'ſtiftet iſt. — Ao. 1767 wurde dieſes Geſetz beſtättigt; mit der Erläuterung: daß wenn ein Landmann mit ſeiner Haushaab an Liegend- und Fahrendem 1000 Gulden vermag, ſoll er das Rieth nicht nützen mögen, auch ſoll keine ſäugende Stutte mehr auf dem Rieth geſtattet werden. Die aber meynen, daß eint oder andere mehr oder 1000 Pfund haben, ſollen vor Obrigkeit mit Ehr und Eyd befragt werden, und laut Artikel abgewieſen ſeyn.

Ao. 1623 wurde erkennt: welcher Küh auf dem Rieth hat, darf nicht käſen, ſondern ſoll, ſo er übrige hat, ſelbige die Maß um 6 Denier geben.

Ao. 1631 wurde erkennt: daß man kein Haab auf die Gmeinmerker thun, bis am Meyen Abend; ferners: es ſoll niemand vor St. Gallen Tag auf dem Rieth Streue mähen oder heuen, und ſollen nit vor Ave Maria am Morgen nach St. Gallen Tag anfangen mähen, der vor anfangt, ſoll zur Buß die Streue verwirkt haben; wer zu reich iſt, ſoll nit dörfen mähen oder das Rieth nutzen.

Ao. 1695 wurde erkennt: daß man auf die Gmeinmerker gar keine fremde Haab treiben dörfe, bey 10 Pfund Denier Buß.

Dieſe Gmeinmerke, die in Innerrooden ſo uner-

meßlich grosse Strecken Landes enthalten, wurden schon seit uralten Zeiten zu nichts anderm, als zu Viehweiden benutzt, hingegen dasjenige, was vorzüglich den Armen sehr zu statten gekommen wäre, nämlich die Anpflanzung derselben mit allerley Feldfrüchten, wurde, die 2 letzten Jahre abgerechnet — gänzlich vernachlässiget, und ist jetzo noch bey weitem nicht so allgemein wie sie — nach den gemachten Erfahrungen — seyn sollte. Viel lieber ziehen ganze Familien in den vermöglichern Dörfern Ausserrhodens herum, um zu betteln, oder retten ihr Leben kümmerlich Wochenlang pur allein mit Schotten, als daß sie sich anschickten zu arbeiten und das Feld anzupflanzen. Dieser natürliche Hang zur Trägheit, der jedem Hirtenvolk eigen ist, ist die Hauptursache, warum so viele patriotische Aufforderungen einzelner Privaten sowohl, als aber der ehmaligen Obrigkeit fruchtlos verhallten.

In der grossen Theure des Jahrs 1771, woran vorzüglich so viele Ausserroder des elendesten Hungertodes starben (*), (die Innerrhoder wußten sich mit ihrer Schotten gegen den Hungertod besser zu schützen) wurden geschriebene obrigkeitliche Auffoderungen unter dem Volke herumgeboten, die dasselbe zum thätigern Anpflanzen ihrer Kuhweiden und Gmeinmerker und zur sorgfältigeren Viehzucht auffoderten.

(*) Im ganzen Appenzell Ausserrhoden wurden in diesem Jahr 899 Kinder geboren, und 4238 Menschen beerdigt, die Anzahl der Bewohner wurde also — meistens durch den Hungertod um 3339 Menschen vermindert! —

„Vielleicht" — so lautet die Hauptsache dieser Auffo-
derung — „Vielleicht ist die gegenwärtige Theurung
„und Mangel für Euch — liebe Männer von Appen-
„zell! ein wahres Glück, und der rechte Weg, den
„Reichthum unsers Landes zu erkennen. Weder Gold
„noch Silber sind wahre Reichthümer eines Staats;
„die edlen Früchte, womit die Erde unsre Arbeit be-
„lohnt, sind es allein. Die Erde ist unsere Ernährerin;
„von ihr sollen wir unsere Erhaltung suchen, dann alles
„Geld der Reichen kann uns, wo Nahrung fehlt, nicht
„einen Augenblick den Hunger stillen".

„So laßt uns denn unsere Erhaltung im Schooß der
„Erde suchen! Ein jeder von uns soll Früchte ansäen:
„Korn, Roggen, Gersten, Hafer, Bohnen, Erdäpfel,
„Rüben, Gemüse und was an jedem zur Zeitigung ge-
„langen mag. Keiner von uns soll ungebautes Land
„haben, und wer keinen liegenden Grund hat, soll seine
„Gmeinmerksplätze benutzen und seinem Nachbar helfen,
„oder von ihm um einen billigen Zins Boden in Em-
„pfang nehmen — und wer dieses nicht thut, der soll
„von uns verachtet, und als ein unnützes Mitglied un-
„serer Gesellschaft angesehen werden. — Sehet, liebe
„Männer! wie viel gutes Erdreich noch unangebaut
„und öd in unserm Lande liegt, und bedenket: wie viel
„Kräfte ihr von Gott empfangen habt, dasselbe frucht-
„bar zu machen. Dieses soll also euer erstes Augen-
„merk seyn, denn es ist das einzige Mittel euch von
„euern Nachbarn unabhängig zu machen und euch ge-
„gen den Hunger zu schützen".

„Da bisher auch die Viehzucht vernachlässiget wor-
„den, so daß man nur selten junges Vieh auferzogen,

„und sich gänzlich darauf verlassen hat alle Jahr das „junge Vieh in benachbarten Ländern einzukaufen, so „fragt es sich: woher werdet ihr jetzt, da die Nachbarn „den Paß versperrt haben, Vieh nehmen, daß euere „Alven und Sommerweiden genutzet und euer Heu „verzehrt werde? Und wenn es euch sowohl an Milch „als an Mastvieh fehlet, wenn euer Gras ungenutzt, „und euer Heu verstehen bleibt, woher sollen wir „Milch, Schotten, Butter und Käse nehmen, daß wir „leben können? Woher das Fleisch? und woraus soll „man die Zinse erstatten? Denken wir uns zu diesem „allem noch Mangel an andern Lebensmitteln — Muß „dann nicht daraus ein entsetzlicher Hunger entstehen? „— Müßten nicht die Hälfte unserer Mitlandleute ihr „Brod ausser dem Vaterlande suchen? — Würden „nicht die Güter ihren Preis um die Hälfte ver„lieren"? ꝛc.

Wie schlecht diese und ähnliche Auffoderungen damals befolgt wurden, läßt sich aus nachstehendem Mandat schliessen, das die Obrigkeit den 18. Sept. 1771 verlesen ließ, nachdem sie im Frühjahr vorher jeder Haushaltung in den Gemeinmerkern Plätze zum Anpflanzen zugetheilt hatte: „Nachdem mit nicht geringer Empfind„lichkeit zu vernehmen, auch dessen eine unaufhörliche „Klag gewesen, daß hin und wieder auf dem gemei„nen Wesen armen Leuten Gärten und Braachen „anzubauen zu Erleichterung ihrer grossen Noth zutheilt „worden — die aber meistentheils verliegen blieben „und man nur Heu darauf wachsen lasse; als haben „wir — denen das Wohlseyn und Aufnehmen des Lands „jederzeit für ihr erstes Augenmerk zu haben, obliegt,

„in Beherzigung jetzmaliger Zeiten, für höchst nöthig „und Landesväterlich gethan zu seyn erachtet, wenn „um den Eifer derer, so dem Feld- und Ackerbau er„geben, noch mehr zu schärfen, alles Ernstes geboten „werde, und zwar, wie hiemit beschiehet, durch ein „öffentliches Mandat, daß alle diejenigen, denen „Braachen auf dem Rieth oder Foren und an„dern Gemeinmerken dermal zutheilt worden, „auch die, so Braachen bis dahin gehabt haben, in „Zeit einem Monat, bey Verlust der Braachen, die „Braachen umthun sollen, und damit diesem desto „ehnder nachgelebt werde, als solle den Hauptleuten „des Bezirks scharf anbefohlen seyn, solch ödstehende „Braachen andern, die es bauen werden, mitzu„theilen".

Die Obrigkeit ließ es ebenfalls nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit Auffoderungen an das Landvolk ergehen zu lassen.

Ao. 1604 und 1671 hat man alle und jede ermahnet, Bäume jeder Art und Gattung im Land zu setzen, insonderheit sollen diejenigen, welche Gmeinmerker nutzen, auf dieselben Bäume zu setzen schuldig seyn, mit dem Versprechen, daß diese gepflanzten Bäume, jedem der sie setzt eigenthümlich zugehören sollen, auch werde die Obrigkeit ihnen gut Schutz und Schirm gegen Diebe von Saaten- und Baumfrüchten anwerden lassen. Ao. 1771 wurde sogar erkennt: solche Felddiebe sollen so wie Blaichediebe, also mit der Todesstrafe, gebüßt werden.

Seit der letzten Theure der Jahre 1799 und 1800 wurden die Innerrooder hierin viel klüger, und man sieht nun eine Menge Gemeinplätze und Privatboden,

mit Feldfrüchten aller Art angepflanzt, so daß man hoffen kann, diese Beyspiele werden in der Folge nicht nur nicht vergessen, sondern immer grössere und allgemeinere Nachahmung finden. — So wurde z. B. die vorhin magere Gemeinweid auf der Foren, wo vorher etwa 350 Haushaltungen aus dem Dorf in Appenzell das Recht hatten, ihre Kühe einige Monate daselbst unentgeldlich weiden zu lassen, eigenthümlich unter dieselben ausgetheilt, und wird nun auf das vortheilhafteste mit Gerste, Hafer, Erdäpfeln ꝛc. angepflanzt. Auch das Riedt, ebenfalls eine Gemeinweide — wo vor 5 Jahren im Sommer etwa 90 Kühe weideten, ist nun beynahe ganz in einzelne Gemeindstheile eingetheilt, welche ebenfalls angepflanzt werden, aber nicht Eigenthum, sondern Gemeindsgut bleiben. — Wer 1000 Gulden eigenes Vermögen besitzt, hat an diesem Gemeindsgut keinen Antheil. — Vorzüglich wirkte auch das Beyspiel des Herrn Pfarrer Burgstallers in Brüllisau sehr wohlthätig auf seine Gemeindsgenossen. Er verlangte nämlich von den vermöglichern Bauern daselbst: daß sie ihm unbenutzten Weidboden auf eine so lange Zeit überlassen möchten, als er ihr Pfarrer sey, und versprach ihnen den ihm auf diese Weise abgetretenen Boden einst fett und fruchtbar zurückzulassen. Schon seit diesen ersten 2 Jahren sahen nun seine Gemeindsgenossen viele solcher verschenkten Plätze, die sie vorher nichts nützten und achteten, in die fruchtbarsten Aecker verwandelt, und jeder Fremde, der in diese rauhe Gegend, welche am Fuß des Kamors und des hohen Kastens liegt, kommt, muß hier von den wohlthätigen Folgen dieses Beyspiels über-

zeugt werden, indem man auf vielen vorher unbenutzten Bergsabhängen die schönsten Feld- und Saatenfrüchte erblickt.

Nachstehende gemeinnützige Auffoderungen an das Innerrooder Volk, welche den vortrefflichen Herrn Doctor und alt-Kantonsverwalter Heutli in Appenzell zum Verfasser haben, und die er Ao. 1799 und 1800 unter das Volk austheilte, verdienen hier wörtlich eingerückt zu werden.

Treuer Rath an den lieben Landmann bey diesen theuren Zeiten.

Erdäpfel zu pflanzen.

Es ist Jedermann bekannt, wie grosser Mangel an Brod, Musmehl, Gersten, Erdäpfeln im Land seye, und wie wir alle diese benannte Lebensmittel nothwendig aus fremdem Lande um einen so gar hohen Preis kaufen müssen, und daß zu besorgen ist, daß die Theurung noch mehr zunehme, so daß das Land allgemein darunter leidet, und viele aus Mangel des Gelds kaum mehr im Stand seyn werden, sich diese Lebensmittel anzuschaffen, weil der Gemeine und der Arme schon lang diese Theurung erlitten haben.

Was ist in diesen mißlichen und harten Zeiten zu thun, damit der allgemeinen grossen Noth abgeholfen, und die grossen Ausgaben an Geld, das auser Lande kommt, vermindert werden? Das einzige Mittel ist, wenn wir im Allgemeinen auf bevorstehendes Frühjahr trachten selbst Feldfrüchte anzupflanzen, so würde der grossen Noth nach und nach abgeholfen, und der

Mangel an Lebensmitteln vermindert, so daß in wenig Jahren unser liebes Vaterland in einen gesegneten Wohlstand versetzt würde.

Ich will mich aber für dießmal nur in das Nothwendigste einlassen, nämlich auf die Anpflanzung der Erdäpfel. Von ihrem Nutzen bleibt mir wenig zu sagen übrig, indem man allgemein und überall dessen überzeugt ist, daß die Erdäpfel eine gute, gesunde Nahrung sind, die zu allen Speisen gebraucht werden kann, und womit man im Lande wohl die Hälfte Brod in manchen Haushaltungen ersparen könnte; ja man hat seit der letzten Theurung (1771) ersehen, daß durch selbe bey gänzlichem Mangel an Getreide einer allgemeinen Hungersnoth einzig könnte abgeholfen werden.

Hier folgt also eine kurze Anleitung, wie man die Anpflanzung der Erdäpfel behandeln möge.

Die Erdäpfel erfodern trocknen, sandigen Boden, auch (Seviboden) der nicht zu mager ist, daher kommen sie am beßten in gebirgigten Landen fort, wo sie besonders gut und schmackhaft werden, wozu also unser Land sehr vortheilhaft ist. Hingegen muß man keine Erdäpfel in Leimboden, oder an nasse niedrige Orte pflanzen, weil sie dort nicht gut fortkommen, und zum Essen ungesund werden. Zum Stecken soll man Saamen von guten Erdäpfeln auswählen. Es giebt aber dreyerley Sorten, weisse, rothe, wie auch die bey uns sogenannten Züricher-Erdäpfel, die weissen oder gelben Erdäpfel, so bey uns die gemeinsten sind; diese sind rund, haben eine feine, glatte, nicht gar zu dünne Haut, und wenig Treibaugen. Diejenigen Erdäpfel, so eine gar zu dünne Haut haben, sind gern wässerig.

Die rothen Erdäpfel, welche ehemals die beßten waren, sind dermal etwas ausgeartet, doch kommen sie noch am beßten im Bergland. Sie sind rauchhäutig, bekommen durch das Liegen einen rothen Reif, wodurch sie etwas rächelig und im Sieden mehlicht werden. Von diesen bemeldten Gattungen giebt es nun runde Erdäpfel, oder lange; letztere nennt man auch Nudeln.

Dann giebt es noch sogenannte Züricher-Erdäpfel. Sie sind rund, werden aber grösser als die gewöhnlichen. Sie brauchen lange Zeit, bis sie gesotten sind, und sind hart und unschmackhaft zum Essen; hingegen aber sind sie zur Mastung für das Vieh sehr vortheilhaft und ergiebig. Die schlechtesten, ungesundesten Erdäpfel sind diejenigen, die inwendig gelbe, grüne oder blaue Maasen oder Streifen haben, die auf einem schlechten wässerigen Boden gewachsen. Diese erkennt man an dem äusserlichen Ansehen, wo man dergleichen Streifen, oder Maasen bemerken kann. Endlich soll man auch keine gefrorne Erdäpfel zum Saamen nehmen; diese sind, so lange sie gefroren sind, hart wie Stein, wenn sie aufgefrieren, zerfallen sie zu Wasser. Wenn sie aber nur von dem Frost überschossen worden, so sind sie von aussen zu mürbe und weich. Diese Kennzeichen muß man sich beym Einkaufen der Erdäpfel merken, weil ohne deren Kenntniß schon mancher ist angeführt worden.

Zum Stecken der Erdäpfel nimmt man von guten Erdäpfeln die kleinsten Stücke, etwa in der Grösse einer welschen Nuß; hat man grössere Stücke, so zerschneidet man sie, daß sie etwa noch so groß sind als ein Hühnerey. Man steckt die Erdäpfel in der Mitte oder gegen Ende des Aprils, wenn der Boden etwas trocken

geworden. Man macht etwa anderthalb Schuh allweg auseinander 5 bis 6 Zoll tiefe Löcher, steckt in jedes Loch 3 höchstens 4 Stück von dem Saamen, und drückt die Erde darüber fest zu. Wenn das Kraut alsdann etwa eine halbe Spanne hoch hervorgewachsen ist, so reutet man das Unkraut um selbe fleißig aus, und häufelt die Erde an sie an. Dies Anhäufeln ist ein Hauptpunkt, wenn man recht viel Erdäpfel bekommen will; man muß also auch noch den Sommer hindurch dasselbe nicht vergessen, so wie das Kraut höher wächst, bis die Erde etwa einen halben Schuh hoch von dem Boden angehäufelt ist, weil dadurch das Wachsthum der Frucht ungemein befördert wird; auch muß man das Unkraut niemals überhand nehmen lassen, und so wird man die Freude haben, die Erdäpfel schön angewachsen zu sehen, und so Gott den Segen dazu giebt, sollte man wenigstens siebenmal so viel, ja in guten Jahren zehnmal so viel erhalten, als man gesteckt hat, so daß man auf einem kleinen Stück Land aus fünfzig Pfund fünf Centner Erdäpfel erhalten kann.

Man nimmt die Erdäpfel im Weinmonat aus der Erde bey gutem, trockenem und warmem Wetter; wenn man dieselben zu frühe einsammelt, so werden sie zum Liegen nicht dauerhaft; je länger man selbe aber im Boden läßt, desto länger kann man sie auf den Frühling aufbehalten. Man nimmt die Erdäpfel mit der Erde, die an ihnen klebt, ehe diese vertrocknet ist, bringt sie in trockne Keller, und verwahrt sie bey zunehmender Kälte durch Zudecken mit Stroh vor dem Gefrieren.

Lieber Landmann! laß dir diese Anleitung wohlgefallen, und nimm Schaufel und Haue an die Hand, und

Gott wird dich segnen, und den Hunger von dir und deinen unschuldigen Kindern abwenden. Es ist ja so viel unfruchtbarer Boden und anderes Land, was keinen Nutzen bringt, diesen wende dazu an. Die Vermöglichern werden die Armen hoffentlich mit Geldvorstreckung zum Ankauf des Saamens gerne unterstützen. Der Senn wird viele Zeit in den Weiden, wenn er nichts anderes zu thun hat, mit Nutzen zubringen, wenn er auch ein Stücklein rauhen Boden umgräbt, und Erdäpfel pflanzet; und wenn man allgemein Erdäpfel im Lande pflanzet, so wird der Nutzen für dasselbe auch um so grösser seyn, weil die Kost vermehrt, und das Brod gespart wird. Gott gebe den Segen dazu!

Sollte diese Anleitung Beyfall finden, und einigen Nutzen schaffen, so werden mehrere nützliche Anleitungen zur Anbauung anderer nützlicher Feldfrüchte unentgeldlich dem lieben Landmann gegeben werden.

Zweyter Rath, an den lieben Landmann.

Im letztverflossenen Frühjahr habe ich dem lieben Landmann eine ausführliche Anleitung zum Erdäpfelpflanzen mitgetheilt; und mit Freude ersehe ich die beträchtliche Vermehrung derselben im Lande. Viele arbeitsame, arme und gemeine Landleute haben, ungeachtet der so harten Zeit, den Boden mit grossen Unkosten, mit harter Mühe und Schweiß zugerüstet, und um theures Geld Saamen erkauft und so viel angepflanzt, daß sie den Winter hindurch lange davon leben können.

Auf dem Ried und in dem Gemeinmerk haben die

Hausarmen besonders ein herrliches Beyspiel mit Pflanzen im Lande gegeben, da sie die schönsten Brachen nicht nur mit Erdäpfeln, sondern auch mit Hafer, Gersten, Korn angelegt haben, welches auch so gut und so ergiebig gewachsen ist, wie in den beßten Fruchtlanden. Möchte dieses schöne Beyspiel recht viele Nachfolger haben; möchten die Vermöglichern, besonders jene, welche eignen Boden haben, auch Hand anlegen, und allgemein jeder ein Stückchen nur von dem schlechtesten Boden seines Guts mit Früchten anpflanzen; denn kein Boden ist so schlecht, der nicht zum Fruchtpflanzen kann angewendet werden. Wie viel Geld würde dadurch im Lande erspart, und der Wohlstand unsers lieben Vaterlandes vermehrt werden? Bey der immer anhaltenden Theurung, und wo die Aussicht auf den Frühling ehender schlimmer als besser wird, sollte es jedem vernünftigen Landmann ja höchst angelegen seyn auf sich selbst zu denken, und der grössern Noth zuvor zu kommen.

Lasset euch also, ihr vermögende Landleut, bey dieser so herrlichen Herbstwitterung zwey Stück angelegen seyn. Erstens. Rüstet den Boden zu. Ist es rauher (Sevi) Boden, so schindet denselben ab, verbrennet den Wasen und alles Gesträuch zusammen, kehret den Boden um, so wird alles bis im Frühjahr mürb und gut zum pflanzen. Zweytens. Trachtet doch itzt, oder bey guter Zeit den Saamen einzukaufen, denn im Frühjahr werdet ihr selben um das gleiche Geld kümmerlich mehr bekommen! — So hat es dermal die Aussicht. Zum Pflanzen muß aller Boden schon im Herbst umgethan werden. Auf dem Neubruch erhält man im ersten Jahr

den schönsten Hafer, so der Boden trocken ist. Der Hafer braucht überhaupt die wenigste Abwartung, und nimmt mit jedem Boden vorlieb. Ist der Neubruch aber etwas feucht, und von besserer Erde, so kann man schon das erstemal Gersten darauf pflanzen, aber auf trocknem sandigem Boden geräth die Gerste allezeit schlecht. Im andern Jahr kann man wieder Hafer auf den gleichen Boden anpflanzen, aber vor dem Ansäen muß ein wenig gedüngt werden; will man aber, was noch vortheilhafter ist, andere Frucht darauf anpflanzen, so muß er etwas mehr Dung haben. Das Korn erfodert steinigten und leimichten Boden. In unserm Lande kommt der Sommerwaizen am beßten fort, und ist die ergiebigste Frucht. Der Boden muß hierzu im Herbst, und dann auch wieder im Frühjahr umgethan werden. Auf frisch gedüngten Boden muß niemal Frucht angesäet werden, sondern der ausgelegte Mist muß zuvor dürr seyn, ehe man den Boden umkehrt; alsdann kann man ansäen, dazu wählt man trockenes Wetter, und die Vormittagszeit. In schlechterm Boden säet man etwas dicker, hingegen in gutem Boden etwas dünner und weitläufiger. Nachdem man angesäet, muß der Saamen mit einer Hauen oder Eggen unter die Erde gebracht werden. Beym Korn (Fesen) und Roggen muß man auf gleiche Art zu Werke gehen.

Der Fesen giebt eine vortreffliche Winterfrucht, weil ihm die Kälte nichts schadet.

Der Roggen erfodert leichten trocknen Boden. Man braucht meist den Winterroggen, weil der Sommerroggen weniger Mehl giebt. Die Winterfrucht soll man anpflanzen, wo es keine Eisblatten giebt. Man säet sie

im Herbst, nachdem der Boden einige Zeit zuvor zubereitet worden. Der Haber muß vom Unkrautsaamen wohl gereinigt seyn, so wie alle Saamen, bevor sie gebraucht werden. Korn, Waizen, Roggen werden gesäet, wie sie vom Dröschen kommen; so auch Gersten und Haber. (*)

Lasset euch, liebe Landleute, diesen wohlgemeinten Rath bey dieser unausstehlichen Theurung, und noch mehr drohendem Mangel recht angelegen seyn; wendet die allgemeine Noth und den Schaden des lieben Vaterlandes durch eure Arbeit ab, und Gottes reichlicher Segen belohne eure Bemühungen!

Ankaufspreis und Lehenzins der Alpen.

Bey dem Verkaufen der Alpen hätten die Appenzeller ehmals auf keine andern Gesetze Rücksicht zu nehmen, als auf dieses: daß sie ihre Alpen keinem Ausländer, d. h. keinem Nichtappenzeller, verkaufen, und dieser elende Kantonsgeist fand sogar zwischen Inn- und Ausserrooden statt. — Nach der Ao. 1798 angenommenen neuen Constitution, wodurch jedem schweizerischen Bidermann überall in der Schweiz das Bürgerrecht gegeben wurde, hob sich dieses Gesetz von selbst auf, und schon sind Am-

(*) Man thut überhaupt besser, wenn man ein kleines Stück Boden anpflanzt, und selbes gut besorgt, als wenn man grosse Stücke anpflanzet und schlecht besorget.

pferboden, Sätteli, Aelpli ꝛc. an Toggenburger verkauft worden.

Ehmals war der Ankaufspreis der Alpen und der Lehenzins derselben um die Hälfte wohlfeiler; allein weil jetzo das Rindfleisch, das Heu, und alle Milchprodukte auch mehr als die Hälfte theurer sind, als ehmals, die Bevölkerung äusserst zugenommen hat, so findet dieses erstere auch in Ansehung des Alpengrundes und des Lehenzinses davon statt.

Bey dem Ankaufe der Alpen oder Weiden nimmt man vorzüglich darauf Rücksicht: ob sie gut gelegen, d. h. ob sie nicht zu weit entfernt, und vorzüglich, ob ihre Lage so beschaffen sey, daß früh im Frühling der Schnee schmilzt, und spät im Herbst darauf fällt; ferner: ob das Vieh nicht Gefahr lauft, darin zu erfallen, und ob die Alp eben, oder bergigt und uneben sey; auch ob sie nur grobes Wiesengras oder kurzes und zartes Alpenfutter hervorbringe; man sieht überdies darauf: ob grössere oder kleinere fettgemachte Plätze, wie auch mehr oder weniger versumpfte Stellen in der Alp anzutreffen seyen; es ist dem Käufer endlich nicht unbedeutend, ob die Alp grössere oder kleinere, leicht oder schwer zu benutzende Waldungen besitze, und je nachdem alsdann die Alp diese oder jene minder empfehlenden Eigenschaften besitzt, je nachdem ist auch der Preis. — Der Alpenboden wird daher hier selten nach Gräsern (ein Stoß heißt hier ein Grás) oder Kuhrechten, sondern nur überhaupt nach seinem innern Werth und der Erfahrung des Auges verkauft.

Dem zufolge ist der Preis von einer mittelmässigen Alp für 16 Kühe Sömmerig ungefähr 2500 Gul-

den, und von einer nahe gelegenen, mit einer schönen Hütte zu 3000 Gulden, und wenn ein grosser Wald darin ist, so wird er noch mehr erhöht. Z. E.

Eine Alp für 20 bis 24 Kuhrechte im Aelpli, wo sie nicht länger, als für 15 Wochen Futter finden, gilt 26 bis 2800 fl.

Die Guggeyenalp für 36 Kuhrechte mit 2 Hütten kostete 7200 fl. — Das Alpeigenthum, welches einer Kuh den ganzen Sommer durch Futter giebt, beträgt also ein Kapital von 120, 140 bis 200 fl.

Nicht alle Landleute, welche Matten, Weiden und Alpen besitzen, betreiben selbst die Alpen- und Sennenwirthschaft, sondern sie verlehnen jeden Sommer einige oder alle ihre Alpen, und bewahren das auf ihren Wiesen eingesammelte Heu auf, und verkaufen es, zur theuersten Zeit, oder aber benutzen es mit einigen wenigen Kühen, die sie zur Sommers- und Winterszeit auf ihren Wiesen und Ställen halten. — Allein es findet sich auch der entgegengesetzte Fall, daß nicht alle diejenigen, welche Sennwirthschaften, eigene Alpen haben; ja es ist oft der Fall, daß sie derselben gänzlich entblößt sind, daher der eine Theil seine Alpen gern verlehnt und sein Futter gern verkauft, und der andere sie gern in den Lehenzins nimmt und letzteres gerne kauft.

Obschon die Weiden und Alpen nach den alten Landesgesetzen an keine Fremde verkauft werden dürfen, so darf man sie doch an Ausländer verpachten. (Man verlehnt sie nämlich nach Gräsern.) Verlehnt ein Innerrooder Gräser nur an einen Ausserrooder, oder umgekehrt, so ist das Zugrecht bis Lichtmeß (Anfangs Hornung) d. h. sobald ein Roodsgenoß

in dessen Rood der Boden liegt, sich vor dieser Zeit findet, welcher denselben um den nämlichen Preis in Pacht nehmen will, so muß derjenige aus der andern Rood davon abstehen, weßwegen man sogleich jeden Kauf von Auswärtigen öffentlich in den Kirchen bekannt macht. — Verlehnt man aber Gräser an einen Fremden, d. h. an einen Nichtappenzeller, so ist das Zugrecht bis man mit dem Vieh bey der Hütte ist, und den Alpgatter beschlossen hat, des sich schon der benachbarte Rheinthaler und Fürstenländer gefallen lassen mußte. — Eben so ist auch das Gesetz mit dem Heukaufen und Verkaufen beschaffen, nur daß man's nicht vom Stall wegführen darf, sondern daß man's da, wo es gekauft wird, aufätzen muß, damit der Dünger davon im Land bleibe. — Ao. 1776 wurden obige Verordnungen noch mit folgendem vermehrt und erläutert:

„Weilen auch groß Klägten eingekommen, wie daß „viele in unserm Land Sömmerig, Weiden, Alp„gräser, und auch Herrengräser oder Weiden „empfangen, und aber selbe wiederum verlassen, oder „aber mit fremder ausländischer Haab b'sitzen und „ätzen, welches dem gemeinen lieben Landmann zum „Schaden gereichet, — als ist darauf erkennt und be„schlossen: daß gleichwie das Heugremplen (d. h. „Heu einkaufen, um damit zu handeln) verboten, so „soll auch der Grempel mit Gräser, Weiden, Alpen, „ja, was Namens es immer seyn möchte, verboten und „abgeschaft seyn, als welcher gestalten: daß wenn einer „Sömmerig empfanget, (d. h. in Pacht nehmen) „und aber nit mit eigener Haab ätzet und b'sitzet, so soll „ein jeweiliger ehrliebender Landmann das „Recht haben, selbe um den nämlichen Preis zu ziehen".

Der Lehenzins von einem Kuhrecht ist sehr verschieden. Die kleinen Privatalpen sind von einem höhern Werth, als die grössern, welche unter der Aufsicht eines Alpmeisters stehen. Die Pacht für jede Kuh Sömmerig auf den erstern beträgt 6 bis 13 Gulden, auf den letztern hingegen nur 2 1/2 bis 2 3/4 Gulden.

Z. E. Die Flühenalp, mit 2 Hütten, für 30 Küh, kostet Lehenzins 400 fl. Die Herrenfluh für 22 Kühe 200 fl. Die untere Guggeyenalp für 16 Kühe 140 fl. Die obere Guggeyenalp für 20 Kühe 200 fl. Die Roßmaaß- und Langenekeralp, mit 2 Hütten für 34 Kühe kosteten ehmals 2 — 300 fl. und jetzt 450 fl. Oberbodmen, eine wilde Alp, für 10 Kühe, auf 14 Wochen Sömmerig 90 bis 100 fl. Die Schwägalp, für ein Kuhrecht 2 3/4 fl.

In einem Rathsprotokoll finde ich nachstehende Anzeigen:

Ao. 1694 hat die Obrigkeit im Furglen 21 Gräser à 500 fl. verkauft.

Ao. 1710 hat die Obrigkeit die Weiden g'steigeret, d. h. dem Meistbietenden in den Lehenzins gegeben; nämlich:

Dem Flum in Bottersalp, mit 2 Hütten, eine zu 20 Kühen, und die andere zu 22 Kühen jährlich für 120 fl.

Die Stäg, samt der Verpflichtung zu b'streuen und zu hagen, jährlich für . 150 fl.

Die Rüti, Sommer Nutz, jährlich für 155 fl.

Bernli, mit einer Hütte zu 15 Kühen jährl. f. 72 fl.

Helchen, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . 75 fl.
Nord, mit einer Hütte zu 12 Kühen, jährlich für . . . 55 fl.
Neuenalp, mit einer Hütte zu 20 Kühen, jährlich für . . . 90 fl.
Düerren, mit einer Hütte zu 15 Kühen, jährlich für . . . 80 fl.

Ueber den Wieswachs und den Feldbau im Appenzellerland.

So wie im Glarnerland des Winters die Sennereyen sehr unbeträchtlich sind, und meistens von der Milch nur gebuttert, höchst selten mager, und fett gar nie, gekäset wird, indem man im Sommer sehr viele Kühe aus andern Gegenden in den Lehenzins nimmt, die man im Herbste wieder zurückgiebt, so geht hingegen im Appenzellerland das fett- und magerkäsen im Winter wie im Sommer fort, da man die Alpenkühe auch im Lande wintert. Ich muß also hier auch des Wieswachses und der Wintersennereyen erwähnen, welches mir um so leichter wird, da der berühmte Hr. Dokt. Zellweger und Hr. Ebel mir hierüber sehr umständlich und gründlich vorgearbeitet haben.

Das Volk von Innerrhoden ist ein Hirtenvolk, dessen einzige und allgemeine Beschäfftigung und Hauptnahrungserwerb in der Viehzucht besteht, und das beynahe für alles andere unempfindlich ist. Es scheint wirklich von der Natur selbst hiezu berufen und bestimmt zu

seyn, indem das ganze Thalgelände eine einzige, überall durch leichte Häge von dünnen Baumstämmen abgetheilte Wiese vorstellt, die den Kühen ein hinreichendes Winterfutter verschaffet, und an deren südlichem Ende sich eine solche Gebirgskette aufthürmet, deren begraste Abhänge und Oberfläche die Alpensennerey für den Sommer begünstiget. — Aus diesem Grunde sollte man glauben: daß hier vorzüglich Fleiß und Geschicklichkeit des Bauern den Grasertrag verdoppelt haben werde; allein so sehr man in Ausserrooden wie in Innerrooden beynahe allen neuern Verbesserungen der Wiesen vergebens nachspürt, so stehts wirklich in den erstern Gegenden hierin noch viel besser, als in den letztern. Die äusserst wirksame Natur thut hier das meiste, und der Bauer sucht ihr auf keine andere Weise nachzuhelfen, als wie es schon von seinem Urgroßvater geschah, und er ist damit höchst zufrieden, wenn er nur eine so reiche Erndte, wie ehmals jener, bekommt. Für nichts anders, als daß er ein- oder zweymal den verdünnten Kuhmist auf seiner Wiese herumstreut, hat er eine dreyfache Erndte des fettesten Grases. Im Frühjahr oder im Herbst weiden nämlich die Kühheerden, ehe sie auf den Alpen Nahrung finden, oder wenn sie von den Alpen zurückkehren, die Wiesen ab, und nachher wird das Gras gewöhnlich noch zweymal abgemähet und gedörrt.

Im ganzen ehemaligen Appenzellerland hat jeder Bauer sein Haus und Stall auf seiner Wiese stehen, daher man in demselben aller Orten einzelne Häuser antrifft, die von ferne einem Reisenden sehr auffallend vorkommen; dieß ist in Ansehung der Bearbeitung des Bodens, in Ansehung der Aufsicht, des Düngers und in vielen an-

dern Rücksichten äusserst bequem und vortheilhaft, wobey noch dieser Nutzen ist, daß jedes Haus mit leichter Mühe einen eigenen Brunnen haben kann, durch welches Mittel auch die Luft und die Straßen in den Dörfern dieses Landes viel reiner erhalten werden.

Das ganze Eigenthum des Bauers wird eine Hämet (Heimath), der Boden ohne ein Haus aber ein Gut genennt. Eine Wiese, worauf Heu und Oemd wächst, heißt ein Akker. Ein Stück Boden, worauf das Vieh des Sommers das Gras wegfrißt, heißt eine Wääd. Ein versumpfter Wiesboden heißt eine Wiese, daher sagt man auch eine Riedtwies, eine Streuewies, und auch ein Streuemaas. Ackerfeld, worauf man Korn und Feldfrüchte pflanzt, heißt Baufeld und Brach, hingegen Haargärten nennt man dasjenige Ackerfeld, worin man Flachs pflanzt.

Das unfruchtbare Erdreich ist unter sich verschieden. Die eine Art bringt, neben Tannen- Lerchen- und Wachholderbäumen, einige Kräuter und mageres Gras hervor, das von kleinem und grossem Vieh abgeätzt wird; auf dem andern aber wächst nichts als wilder Sevi (Heidekraut), und hartes, kurzes, borstenähnliches Gras, das also gar keinen Nutzen trägt, und das man Sevi- oder Burstboden nennt. —

Die Güter werden sowohl gegen der angrenzenden Nachbarn Güter, als eines jeden Acker und Weid besonders umzäunt, wobey bis dahin diese Einrichtung statt fand, daß wenn zweyer Nachbarn Aecker oder Weiden aneinander stoßen, selbige den Zwischenhaag oder Zaun den Marchen nach in gemeinen Kosten auffüh-

ren und unterhalten müssen, wenn aber des einen Weid an des andern Akker stoßt, ist der Besitzer der Weid verpflichtet, dem Akker — wie die Redart lautet — Schutz und Schirm zu geben, und den Haag in seinen eigenen Kosten so lange in Ehren und Bestand zu erhalten, bis er aus seiner Weide auch Aekker machet. Diese Civilordnung hat schon hie und da einen bewogen, daß er seine ruche Wäd auch zu Heuwachs verbesserte, damit er von dem beschwerlichen Haagen (Zäunen) um die Hälfte befreyt werde.

Die Zäune werden meistens von tannenen Latten und Stecken aufgeführt, und nur hie und da zwingt der immer grösser werdende Holzmangel einzelnen Bauern die viel vortheilhaftere Methode der Lebhäge auf, wozu man sich der Dorngesträuche und vorzüglich junger Tannbäume bedient, welche letztere, wenn ihre Aestchen künstlich ineinander geflochten und alljährlich geschickt beschoren werden, die stärksten, dauerhaftesten und zugleich die schönsten Häge ausmachen, deren weggeschorne Abschnitte theils zum Einheitzen, theils zum Düngen gebraucht werden können.

Die Aekker in Ausserrooden werden alljährlich theils bey ausgehendem Herbste, theils bey eingehendem Frühling, wenn das Gras anfängt zu schießen, mit dem beßten Kühmist durch Furken dünn verspreitet, überlegt, das sprähen heißt; wenn aber die eine oder andere Gegend dieses Erdreichs allzu hart und trocken ist, so daß selbige den Mist — wie der Bauer sagt — nicht an sich zieht, so wird eine solche trockene Gegend mit Kühharn, worein der auf den Weiden eingesammelte Kühmist gerührt wird, (welche

Vermischung man Blotter (*) nennt), oder auch mit Menschenharn und Koth überschüttet; allzu feuchte und wässerige Gegenden werden mit Kühharn, worein Pferdemist gerührt ist, begossen. — Wenn das Erdreich allzufett, und grosse dicke Stengel in allzugrosser Menge oder anderes grobes Kraut treibet, so wird im Frühjahr das erst anschiessende Gras von dem Vieh abgeätzt oder ein Theil des Akkers entweder den ganzen Sommer hindurch als eine Weide benutzet, oder umgepflüget und so lange in Brach verwandelt, bis man wieder das gewohnte feine Heu zu erlangen Hoffnung haben kann.

In Ausserrooden sind die Wiesen viel mehr zertheilt und zerstückelt, als in Innerrooden, welches mehr eine Folge der Vermehrung der Einwohner, als der zunehmenden Indüstrie ist. Die meisten Haushaltungen besitzen nicht mehr Wiesen, als zur Erhaltung von 2, 3 bis 4 Kühen nöthig ist. — Einen Theil davon macht man bisweilen zu einer Sommerweid, damit die Kühe darin den Sommer über ihr Futter finden; der andere grössere Theil wird zweymal abgemähet, und verschafft Heu und Oemd für den Winter. — Eine wohlthätige Folge der Vertheilung der Grundstücke ist reichlichere Düngung der Wiesen und grössere Sorgfalt für die Verbesserung derselben, die wirklich, in Ver-

---

(*) Auch der unvermischte Kuhmist auf denjenigen Alpen, wo man keine Streue hat, heißt ebenfalls Blotter, und das Loch, das man gewöhnlich vor den Kuhställen aufgegraben hat, um diesen Mist hineinzuwerfen, wird das Blotterloch genannt.

gleichung mit dem Zustand der Wiesen in Innerrooden, sehr auffallend ist. — Diejenigen Wiesen, welche den Dörfern nahe liegen, und die man daher häufig mit Mist und Mistlachen düngen kann, werden öfters jährlich zweymal abgeweidet und zweymal abgemähet. — Das gedörrte Heu und Oemd wird gar nicht genau weggerechet, sondern nur ganz oberflächlich, indem der Bauer mit Recht glaubt, der Boden werde dadurch um etwas gedüngt, und also für die Zukunft fruchtbarer gemacht. — Wenn das abgemähte Heu — es liege zerstreut oder an Schochen geschöchelt — von lang anhaltendem Regenwetter mit öfters untermischtem Sonnenschein gänzlich entkräftet, und beynahe zur Fäulniß gebracht worden ist, so wird dasselbe hernach, sobald man es gedörrt hat, in die Scheunen gesammelt, schichtenweise mit Salz besprengt, und also zu nutzbarerer Fütterung eingesalzen, welches Heu alsdann das Vieh äusserst begierig wegfrißt, wobey man aber zusehen muß, daß es sich nicht übertrinke, damit kein Bauchfluß entstehe. — In gar nassen Sommern hat das Heu im Thal wenig Kraft, daher sagt Walser: „Ao. 1763 gab es viel Heu, hatte aber wenig Kraft".

Das Heu wird auch hier nirgends mit Pferden in die Ställe geführt, sondern von Männern getragen, wobey sie rücklings auf eine ein bis zwey Zentner schwere Heulast hinliegen, und dieselbe mit einem Schwung der Arme und des ganzen Körpers auf sich hinwerfen, und es in den Stall tragen. Diese Art das Heu aufzunehmen und wegzutragen, hat schon sehr oft die nachtheiligsten Folgen für den Körper gehabt.

Jede Kuh frißt vom Weinmonat bis in April 4 1/2

bis 5 Klafter Heu (wöchentlich 1 1/2 Zentner), das Klafter auf 9 bis 10 Zentner gerechnet, je nachdem es gut oder schlecht gedörrt ist, harter oder lockerer aufeinander liegt, oder je nachdem die Kuh groß oder klein, auch je nachdem der Winter oder der Stall kalt oder warm ist. — Das Klafter Heu kostete noch vor 20 Jahren 6 bis 8 fl. und jetzt gewöhnlich 12 bis 16 fl. (Schlechte Sommer und späte Frühjahr machen bisweilen Ausnahmen hierin; so kostete Ao. 1763 das Klafter Heu 18 fl. und der Zentner 26 bz. bis 2 fl.) Die Erhaltung einer Kuh den Winter durch beläuft sich also auf 50 bis 60 fl.

Der Ankaufspreis der Matten ist, so wie fast alles übrige — in Innerrooden wohlfeiler als in Ausserrooden. Ein nicht zu abgelegenes Stück Wiesen, welches für 10 Kühe das ganze Jahr hinreichendes Futter giebt, und keine beträchtliche Waldung und kein Riethgras zur Streue für das Vieh hat, kostet an dem erstern Ort 8000 fl. In Ausserrooden hingegen würden 2 gelegene und fette Wiesen, die für 10 Kühe nur Winterfutter lieferten, gerade so viel kosten. — Die Wiesenstücke werden nämlich sowohl hier, wie im Glarnerland, nicht nach Quadratruthen u. dgl., sondern nach der Anzahl des Viehes, welches den Winter oder den Sommer und Winter hindurch hinreichende Nahrung darauf erhält, berechnet und verkauft.

Der wöchentliche Lehenzins für eine Kuh in den Wiesen ist 24 bis 32 Batzen, und in den Weiden 12 bis 18 Batzen.

Viele Bauern treiben Sennenwirthschaft, ob sie gleich auf ihren Wiesen nicht so viel Heu machen, als sie im

Winter für ihre Kühe brauchen, und noch andere sogar, die kein Grundstück, als höchstens ein Haus besitzen. — Alle diese haben überall ihre Kundschafter, um zu erfahren: wo gutes Heu zu finden ist, und wer es zu einer günstigen Zeit, ohne Regen u. s. w. eingeerndtet hat; alsdann kaufen sie das Heu hie und da nach Klaftern, und ein in jeder Gemeinde sich befindender beeidigter Heumesser muß es alsdann jedem messen, der jedesmal für seine Mühe nicht mehr als 3 Batzen Lohn bezieht. — Nachdem die Herbstgräser abgeweidet, und der Winter sich durch Schnee oder Reiff und Kälte angekündigt hat, begiebt sich alsdann ein solcher Senn, der wohl Kühe, aber kein dürres Futter besitzt, von dem einen zu dem andern Bauern (der denn sagt: ich habe den Senn bekommen) von dem er Heu gekauft hat, und zieht bisweilen in einem Winter an 5 bis 8 verschiedene Orte, nicht nur in Innerrooden, sondern auch nach Ausserrooden, und umgekehrt, ja sogar in dem Rheinthal, der alten Herrschaft Sax, und den fürstlich St. Gallischen Gegenden — mit seiner Heerde herum. — Würde man in Ausserrooden nichts als die jetzt gewöhnliche Anzahl Milchvieh halten, und nicht so viel Geltvieh mästen, so hätte man übrig genug innländisches Futter. — Bisweilen nimmt der Senn seine ganze Haushaltung, Weib und Kinder, mit sich; bisweilen geschieht es aber auch, daß wenn er Heu in der Nähe wegätzt, daß er seiner Haushaltung den Abgang vom Sennen, d. h. Molken, Buttermilch ꝛc. nach Hause trägt, und sie damit ernährt, oder daß sie es bey ihm abholen. Nicht selten trifft der Bauer, der das Heu verkauft, mit seinem Senn auch die Abred,

daß er ihm eine gewiffe Menge Milch, Zieger, Schotten, Butter, Käse ꝛc. um einen gewissen Preis — oder wenigstens doch ein gewisses Maaß Schotten unentgeldlich, täglich oder wöchentlich überlassen muß. Ueber diese Sennenwanderungen drückt sich Ebel sehr richtig in folgenden Worten aus: „So ist das Leben „dieser Hirten eine stete Wanderung, auf welcher sie „die Reitze einer immer wechselnden Mannigfaltigkeit „schmecken, und Frohsinn, Heiterkeit der Seele, und „Gesundheit des Körpers besitzen. Freylich fliessen nicht „immer ihre Tage arkadisch ruhig und sorgenlos dahin. „Auch hier in diesem Lande der einfachen Sitten zerstört „Gelddurst und häßlicher Eigennutz des wuchernden Rei„chen das ökonomische Glück mancher Sennenfamilie, „wenn sie so unglücklich ist, ganz in den Händen solcher „hartherzigen Menschen zu seyn. Bisweilen kommt der „Frühling viel später, als gewöhnlich, und bisweilen „fällt plötzlich, nachdem die Kühheerden schon auf den „Alpen sind, so viel Schnee, daß das Vieh wieder „herabgetrieben werden muß. Diejenigen Hirten, wel„che gar kein Wiesenland besitzen, um wenigstens etwas „Heu für die Nothdurft einiger Wochen zu erndten und „für unerwartete Fälle aufzubewahren, können sich als„dann vor der Willkühr der reichen Heuspekulanten „nicht retten, und sind gezwungen, zu zahlen, was „jene verlangen. Auf diese Art stürzt oft grausame Härte „des Heuwucherers den redlichen, aber unbegüterten „Sennen in Schulden, aus denen er sich selten win„det, und die bisweilen sein gänzliches Verarmen nach „sich ziehen".

Die Weiden werden wie die Aecker (Wiesen)

mit dem beßten Kühmist gedünget, nur mit dem Unterschied, daß — wie ich schon oben bemerkte — ganze Trienzten, d. h. 3 zackigte Mistgabeln voll auf die Weiden geleget, und diese Häuflein Mist 1, 1 1/2 oder 2 Schuh weit von einander entfernt liegen, auch diese Düngung des Sommers noch ein- oder zweymal wiederholt wird. In Ermanglung dieses Mists aber werden selbige mit einer nachher zu beschreibenden flüssigen Dünge, nachdem das von der ersten Dünge erzeugte Gras aufgezehrt ist, fett gemacht. Man dünget aber insgemein nicht die ganze Weid, weil man beobachtete, daß wenn das Vieh nur fett Gras frißt, selbiges zwar den ersten Sommer an Leib und Milch merklich zu- im Winter aber wieder abnimmt, und wenn man so fortfahrt, zu kränkeln anfangt, so daß man es abschaffen muß; dahingegen, wenn das Vieh fettes und mageres, feuchtes und trockenes Gras zu fressen findet, es gesund bleibt, und reichlich Milch giebt. Man glaubt aber auch, daß wenn man dem Vieh in diesem Falle, ehe es auf die Weide geht, ein wenig Heu zu fressen giebt, und dasselbe wiederholt, wenn es von der Weide zurückkommt, man obigem Uebel vorbauen könne.

Die Riet- und Streuewiesen bestehen in versumpftem Boden, der nichts als Rietstreue tragt, welches ein grobes langes Gras ist, und auf allen Moorgründen wachst. — Sie werden nicht gedüngt, wenn man sie nicht zu Heuwachs anbauen will. Das sich daselbst befindende Wasser ertheilt ihnen die nöthige Fruchtbarkeit; manchmal aber werden selbige besonders in trocknen Sommern gewässert, da man dann öfters, wenn dies Wasser gut ist, die Rietwiesen bis auf drey-

mal abmähen, und dieses Riethen den Pferden zur Fütterung einsammeln und aufbewahren kann. Die Streue aber wird erst zur Herbstzeit abgemähet, ausser der Scheur oder auf dem Feld, wo sie gewachsen ist, zum Theil getrocknet, auf einen Haufen gesammelt, und erst, wenn sie, noch mehr ausgetrocknet, innwendig anfangt schimmlich zu werden, und sich zu etwelcher Fäulniß neiget, unter Dach gebracht.

Die Haargärten werden mit Harn unterhalten, und wenn der Flachs weggenommen ist, mit Rübsaamen besäet.

Wenn man unfruchtbar Erdreich, von was Art es immer seyn mag, zu geschwindem Heuwachs anbauen will, wird dasselbe zuerst durch einen, von drey Paar Ochsen gezogenen Pflug umgekehrt, sogleich durch Hauen klein zerhacket, mit Hafer angesäet, durch Eggen untergescharret, und mit dem besten Kühmist dicht überlegt. Wenn dann der Hafer 1 1/2 oder fast 2 Schuh hoch aufgeschossen, wird selbiger dem Vieh wegzufressen überlassen oder auch abgemähet, und bey wiedermaligem Aufschiessen das Mähen wiederholt, und auf diese Weise hat man sich des folgenden Jahrs schon des besten Heuwachses zu erfreuen.

Andere Bauern, insonderheit diejenigen, welche nicht häuffigen Mist haben, pflügen das Erdreich um, lassens ein Jahr lang den Einflüssen der Luft, Regen und Schnee ausgesetzt in Ruhe liegen, zerhackens nachher klein, düngens mit Hofmist, begiessens etwa auch mit Harn, und besäens vor oder nach der Düngung mit Hafer. Wenn dann der Hafer reif und abgeschnitten worden ist, so wird er besser gedüngt und mit Korn an-

ge-

gesäet. Das dritte Jahr, wenn das Erdreich durch wiederholtes düngen recht fett ist, kann man Gersten oder Bohnen ansäen, und hernach ein oder zwey Jahre mit Säen verschiedener Kornarten fortfahren, ohne weiters zu düngen, bis man im 4ten oder 5ten Jahr mit Hofmist zu düngen und Hafer anzusäen aufs neue anfangt, wenn man anderst Brach- oder Baufeld erhalten will, das freylich noch — ein Paar angränzende Gemeinden an das Rheinthal abgerechnet — ein seltener Fall ist, indem der Innerrooder zu träge ist, und der Ausserrooder in verdienstvollen Zeiten ein viel reichlicheres Auskommen, bey einer viel weniger mühsamen Arbeit, nämlich bey'm Musselinen weben und sticken, erhält. — Will man aber auf obigem Boden Heuwachs zeugen, so wird im 3ten oder 4ten Jahr, da gewöhnlich allerley Kraut aufzuschiessen pflegt, das Erdreich wohl ausgeebnet, und mit Heublumen besäet, da zwar im ersten Jahr ein schlechtes Heu wachst, Neubauens genennt, bey besserer Düngung aber der Heuwachs schnell zunimmt. (Heublumen nennt man die Gesäme, welche bey dem Aufschütten des dem Vieh zur Fütterung gewiedmeten dürren Heu's in der Tenne durch die Gabeln fallen, und entweder zum Ansäen, oder dem Vieh mit der Streue auf ihr Läger zu streuen, folglich zum Mistmachen aufbehalten werden.)

Wenn man den Sevi- und Burstboden fruchtbar machen will, kann man denselben, wenn guter Mist im Ueberfluß vorhanden ist, auf die nämliche Art, wie ich oben gleich im Anfange über diesen Gegenstand gezeiget habe, mit dem Pfluge behandeln. In Ermanglung dieses Mists aber wird die oberste Fläche solchen Bodens

durch eine Schneid- oder Schindhauen weggeschnitten, die abgeschnittenen Stücke werden zusammen aufgehaufet, und nachdem diese Haufen durch die Sonnenhitze ausgedörrt worden, mit beygelegtem Holz zu Asche verbrannt, welche, wie auch andere Asche, den Braachen die beßte Düngung giebt, hernach wird mit Umpflugen, Haferansäen ꝛc. auf eine ähnliche Weise verfahren, wie ich oben von denjenigen zeigte, welche nicht häufigen Mist haben.

Zu Verbesserung des allzuwässerigen Erdreichs, wird bisweilen entweder an dem äussersten Ende der Wiese ein etlich Schuh tiefer Graben aufgeworfen, welcher offen gelassen wird; oder es wird ein solcher Graben mitten durch die ganze Wiese hindurchgeführt, dessen unterster Theil den ganzen Graben hindurch auf beyden Seiten ungefähr eines Schuhes hoch mit platten Steinen eingefasset, und auch mit dergleichen Steinen bedecket wird; das übrige wird mit Erde zugefüllt, bis alles dem anstossenden Boden wieder gleich ist. Dergleichen Gräben werden Dollgräben genennt, durch welche das überflüssige Wasser abgeführt, und eine solche ausgedollete Wiese mit guter Düngung in fruchtbaren Heuboden verwandelt wird, obwohl diese Methode bey dem vielen versumpften Wieswachs viel allgemeiner angewendet werden dürfte, wobey der Bauer sich damit entschuldigt, daß ihm das Pferdfutter und die Rietstreue, welche er auf seinen moosigten Wiesen erhält, ebenfalls nöthig und nützlich seye. —

Gar sumpfiges oder morastiges Erdreich wird mit Kieselsteinen überführt, diese mit Erde bedeckt,

Hafer oder Heublumen, oder beydes durcheinander angesäet, gedünget, und dadurch Heuboden erlangt.

Flachs zu pflanzen wird das hiezu auserſehene Erdreich zur Herbſtzeit mit Schaufeln umgehauen, den folgenden Frühling mit Hauen klein zerhacket, mit Harn begoſſen, und angeſäet, da dann, wenn der Haargarten ſüdlich liegt, der Leinſaamen mit wiederholtem Hacken unter die Erde gebracht wird, damit er deſto tiefer Wurzeln ſchlage; nördlich aber nur mit Eggen untergeſcharret wird, welch erſtere Methode bey einigen Kornarten und in gewiſſen Gegenden und Jahrszeiten gewiß nicht ohne Nutzen anzuwenden wäre.

Die Kunſt guten Dünger zuzubereiten, verſteht man in Appenzell Auſſerrooden nicht übel, und man giebt ſich damit auch viel mehr Mühe, als in allen benachbarten Gegenden des Kantons. Auſſer dem gewöhnlichen mit Stroh vermiſchten Küh- und Roßmiſt bedient man ſich der nachſtehenden Arten:

1. Die ſchlechteſte Gattung Miſt iſt der ſogenannte Hofmiſt. Um dieſen zu ſammeln, unterhaltet man bey einem jeden Haus einen Miſthof, worauf das Auskehrig aus dem Haus, alles Spülwaſſer, alles Abgehende von Garten- Erd- und Baumgewächſen, auch Gaſſenkoth und anderer Unrath hingeworfen wird, welches, wenn alles durcheinander verfaulet iſt, die erſte Düngung auf die Brachen abgiebt.

Bey den Ställen werden auch Miſthöfe gehalten, auf welche das Auskehrig aus den Ställen, zerhackte kleine Zweige von Tannbäumen oder von Hägen, Unkraut, Laub, auch aus dem Wald halbverfaulte Tann-

nadeln hingeworfen, und bisweilen mit Harn begossen werden. — Da kleine Tannenhaine hin und wieder an die Wiesen grenzen, so könnte wirklich, wie ich glaube, mit vielem Nutzen ein noch grösserer Gebrauch von den Tannnadeln gemacht werden, ohnehin, wenn man den Düngerhaufen öfters mit Mistlachen begiessen würde. —

Kleine Tannenzweige, Chrås genannt — werden auch auf die kothigen Strassen hingestreut, um da von Menschen und Vieh zertreten, und nach und nach zur Fäulniß gebracht zu werden.

Das von den Frucht- und andern Bäumen abgefallene Laub wird im Herbst eingesammelt, und zu Mist anstatt des Strohs gewidmet, ausgenommen, daß man das Laub von den Buchbäumen hier zu Lande zum Dünger allgemein für unbrauchbar hält, weil man von demselben behauptet, es verwese nicht mit dem Dünger, sondern liege den Sommer über unverfault auf der Wiese herum, und werde unter dem Heu vermischt wieder eingetragen, wobey man aber wirklich zu weit geht, indem es, bey öfterm Ueberschütten des Düngers mit Mistlachen sicher im ersten Jahr verfault, das die Erfahrung im ehmahligen Kanton der Linth häufig bestättigt. — Im Appenzellerland macht man keinen andern Gebrauch davon, als daß man es von Steinen, Holz und dergleichen reinigt, in der Sonne dörrt, in Säcke sammelt, und sie dann theils anstatt der Strohsäcke in Bettstatten legt, theils das Laub von den Allerärmsten anstatt der Federn in Unter- und Oberbetten, und bey den Bewohnern mittlern Vermögens allgemein anstatt der Unterbetten gebraucht. — Obige letzte Gattung

Hofmist würde ebenfalls auf die Braachen, und insonderheit der von Chräs und Laub auch in die Weinberge zu Düngung der Reben dienen.

2. Die nützlichste und gebräuchlichste Gattung Mist, ist der auf folgende Weise zubereitete Kühemist. Man streuet nämlich auf das Lager in den Ställen, da die Kühe liegen und stehen, alle Tage von der auf den Streuewiesen eingesammelten Streue, (oder auch Fruchtstroh) da dann die meist besudelte Streue und der vom Vieh gefallene Mist jedesmal mit einer Trienzlen unter einander vermischt, und alltäglich auf die zunächst ausser dem Stalle angelegte Mistbruck, die abhaldig ist, hinausgeworfen wird, diese Bruck ist von dicken Brettern oder runden Latten gemacht, und oben mit einer Dachung, zu Verwahrung des Miststocks vor Regen und Schnee, bedeckt; an dem Fusse derselben aber befindet sich ein Behälter von Holz, das Bstück genannt, welches in die Erde eingegraben ist, und die flüssige Materie, die aus dem Miststock durch die auf der Mistbruck offen gelassenen Zwischenräume hinabfließt, aufnimmt. (Doch mehreres hievon weiter unten, bey der Bauart der Appenzeller Häuser und Ställe!) — Der Mist, den die Kühe auf den Weiden fallen lassen, und den man von Zeit zu Zeit, er mag schon ausgetröcknet oder noch feucht seyn, sorgfältig einsammelt, wie auch der Pferd- und Schweinemist (welcher unter allem der beßte ist); deßgleichen der Unrath aus dem Hauskasten (oder der Abgang von den Menschen), die Lauge von dem Waschen des Leinenzeugs und von dem Sieden des zur Leinwand- und Musselinenfabrikation nöthigen Garns, auch die dadurch ausge-

laugte Asche, der Aeſcherig genannt, und endlich eine groſſe Menge von Torfasche — werden in den obigen Kaſten oder Bstück gebracht, und entweder alle dieſe verſchiedenen Gattungen von Miſt und Lauge mit einem Bstücktrührer (eine lange Stange, an der unten ein viereckigtes Brettchen befeſtigt iſt) untereinander gerührt und verbraucht, oder nur die ein- oder andere Gattung mit dem Harn vermiſcht, je nachdem man fettes oder mageres, trockenes oder feuchtes, hartes oder weiches Erdreich damit düngen will, es ſey in Wieſen, Weiden oder Ackerfeld (Braachen), daher man auch ſchon, obwohl ſehr ſelten — verſchiedene Bstück in die Erde eingrabt, um die eine oder andere Gattung dieſes Gemiſches beſonders aufzubehalten. — Dieſe Düngerart heißt Bſchötti, ein viereckigter gedeckter Wagen auf zwey Rädern, worin man dieſe Bſchötti auf die Wieſen führt, die Bſchöttitruka, und das Düngen auf dieſe Art mit einem Handſchöpfer (ein runder Kübel an einem Stiel) den Acker bſchötten.

3. Allerhand Aſche, vorzüglich auch die in groſſer Menge vom Torfbrennen erhaltene Aſche, die man zum Waſchen des Leinenzeuges nicht gebrauchen kann, wie auch der oben genannte Aeſcherig wird auch auf Braachen und naſſes Erdreich als Dünger trocken ausgeſtreut.

4. Höchſt ſelten bedient man ſich des Wäſſerns der Wieſen, und nirgends entdeckte ich Spuren, daß ſich ein Gutsbeſitzer bemühte, Waſſer mit Vermiſchung einigen Düngers zum Wäſſern brauchbar zu machen. — Höchſtens leitet man bisweilen das Waſſer, welches ſich öfters in kothigen Straſſen, auf welchen viel Rind-

vieh und Pferde hin und her ziehen, sammelt, in die Wiesen hinein.

Von der Bauart der Appenzeller Häuser und Ställe.

Ich habe schon oben angemerkt, daß auf jeder Appenzeller Wiese auch zugleich eine Wohnung stehe, und daß daher das Appenzellerland sich in diesem Stücke vor vielen andern Schweizergegenden auszeichne.

Die Wohnungen der Appenzeller Innerrooder sind in den Bergen und Thälern, sehr wenige in den Dörfern ausgenommen — niedrig, schmal und schlicht aus Balken und glatten Brettern zusammengeschlagen; in Ausserrooden hingegen sind die Häuser nicht blos breiter und höher, die Fenster nicht blos gröfser, sondern die Kunst bemüht sich schon das ganze Verhältniß des Gebäudes übereinstimmender, schöner und zweckmäfsiger einzurichten. Die meisten Ausserrooder Häuser enthalten 5 Gemächer, doch giebt es auch noch einige kleinere, die nur aus 3 Gemächern bestehen. Die erstern enthalten 3 Stockwerke, jedes zu 7 Fuß hoch, und sind 26 Fuß lang und eben so breit. Im erstern Stockwerk befindet sich die Stube und das Nebengaden (die Nebenstube); neben der Stube ist die Küche, und gewöhnlich führt der Eingang durch diese in jene; nicht immer, doch sehr oft befindet sich auch neben der Küche ein Speisekämmerlein oder Speicher. Das zweyte Stockwerk enthält die Dile (die Kammer ob der Stube) und das Obergaden (die Kammer ob der Nebenstube); bisweilen auch noch

ob der Küche das Hinterkämmerlein; und im dritten Stockwerk ist die Firstkammer. Die Stuben liegen gewöhnlich in die Mittagssonne gerichtet, und haben überall auf allen Seiten Fenster. In jedem Haus sind gewöhnlich 2 Keller, ein hinterer und ein vorderer, in die man aus der Stube hinuntersteigt. Im letztern befinden sich die Weberstühle, welche daher die Werkstätte ganzer Haushaltungen von beyderley Geschlecht sind, und im erstern wird die Milch, der Obstwein u. dgl. aufbewahrt.

Gewöhnlich ist der Stadel oder Stall an die Bauernhäuser angebaut, und gar oft ist die Haus- und Stallthüre die gleiche. Die Häuser setzt man sehr oft auf den Abhang eines kleinen Hügels; eine Seite des Gebäudes steht dann unmittelbar auf dem Grunde des Hügels, die beyden Winkel der entgegengesetzten Seite des Stalls aber ruhen auf zween oder mehreren starken zwey bis drey Fuß hohen Pfählen oder Mäurchen, so daß die Luft zwischen dem Boden des Stalls und der Erde einen ganz freyen Durchgang hat. — Da, wo das Haus auf einem ebenen Platze steht, sucht man den Stall auf Pfählen oder Mäurchen ebenfalls über die Erde zu bauen. Unmittelbar unter dem Stalle wird dann eine Grube gegraben, welche einige Fuß tief und nach der Grösse des Stalls proportionirt weit ist; in diese Grube wird darauf ein aus 2 oder 3 Zoll dicken, breiten Brettern gemachter, gut ineinandergefugter viereckigter Kasten oder eine vom Kübler verfertigte grosse runde oder ovale Stande hineingestellt, welche man, wie ich oben schon sagte — das Bstück nennt. Da es zur Hälfte unter dem Stalle durchgeht und zur

Hälfte sich ausser demselben unter der Mistbruck befindet, so lauft der Urin der Kühe von beyden Orten in dasselbe hinein. — Um das Bstück vor der Fäulniß zu bewahren, so wird es da, wo das Erdreich nicht aus Lehm besteht, überall vest mit Lehm umgeben.

Die innere Eintheilung des Stalls besteht in folgendem. Unten befinden sich ein grosser und kleiner Stallstock (eigentliche Kühställe); beynahe in allen grossen Ställen kann man in jedem dieser Stallstöcke auf beyden Seiten 10, 12 bis 18 Stück Vieh neben einander einstellen. Mittendurch in jedem Stallstock geht eine gewöhnliche Vertiefung, welche man die Streichbrugg nennt, weil der oben liegende Dünger mit einer hölzernen Schaufel (Stallschaufel) von Zeit zu Zeit heruntergestrichen wird. An einigen Orten geht zu beyden Seiten der Streichbrugg noch eine vertiefte Rinne, der Chenner genennt, durch den Stall, wodurch der Urin der Kühe unter dem Schorrloch hinaus in das Bstück rinnt. Hinten im Stallstock geht endlich eine Oeffnung auf die Mistbruck hinaus, welche das Schorrloch heißt, und durch welche der Mist aus dem Stall geworfen wird. Zwischen den beyden Stallstöcken liegt das Tenn, und über jedem derselben ist eine Heudile. Der Gang vor dem Tenn, durch welchen man in die Stallstöcke eingeht, heißt die Vorbrugg.

An einigen Ställen ist auch noch ein Wagenschopf oder ein Pferd- und Schweinstall, und bey einigen Häusern ein Holzschopf angebaut.

Alle Gebäude bestehen aus hölzernen Balken und Brettern, nur der Keller ist aufgemauert.

Die meisten Appenzeller Häuser sind von Bauleuten, welche aus Schwaben und dem Bregenzer Walde ꝛc. alljährlich ins Land kommen, gebaut worden.

Der Werth der Häuser und Ställe im Appenzellerlande besteht in 1000 bis 2000 fl.

Von der Gewinnung des Salveters.

Die oben beschriebene Bauart der Appenzeller Viehställe begünstigt die Erzeugung des Salpetersalzes sehr. — Um diese desto mehr zu befördern, wird der gewöhnliche Lehmboden unter dem Stall und dem Bstück zum Theil abgegraben und mit einer sandigern Erde wieder ausgefüllt. Nachdem darauf in einigen Jahren der Urin des Viehs die Erde in der Grube und neben derselben getränkt hat, so wird diese ausgegraben und das Salpetersalz daraus gelauget. — Die auf diese Weise benutzte Erde schüttet man, sobald sie trocken ist, wieder auf ihre vorige Stelle, gießt die zurückgebliebene Lauge ebenfalls darüber, und näßt dieselbe noch absichtlich alle Jahre ein Paarmal mit Kühharn an, und nun erfolgt eine viel schnellere Erzeugung dieses Salzes, so daß der Besitzer eines Stalls alle 5 bis 6 Jahre 3, 4 bis 5 Louisd'or aus seiner Salpetererde erlösen kann, indem ein anderthalb bis 2 Zentner schwerer Sack voll guter Salpetererde 24 bis 30 Kreutzer kostet. — Sowohl Appenzeller als Toggenburger Salbeterer (Salpetersieder) benutzen auf diese Weise die Salpetererde, nachdem sie sich vorher mit dem Besitzer des Stalls, unter dem sich diese findet, abgefunden haben. — In den Ställen der gemeinen Alpen darf jeder Innerroo-

der unentgeldlich Salpetererde ausgraben und aussieden. —

Mögliche und nöthige Verbesserungen des Alpen- und Wiesengrundes.

So unstreitig es ist, daß im Appenzellerland — vorzüglich in den ältern Zeiten — sehr vieles zur Verbesserung der Alpen und Wiesen gethan worden ist, und daß die Alpenwirthschaft in diesem Lande überhaupt gar nicht nach einer schlechten Methode getrieben wird, so vieles wäre dennoch auch hier zu verbessern übrig.

Die sogenannten Vorberge, wie auch die zahmen Berge, liegen, in Vergleichung mit andern Alpen des Schweizerlandes, gar nicht hoch, und gewiß nicht höher als die meisten Berge im Glarnerland (*), die geheuet und geöhmdet werden, und könnten deswegen nicht nur an einigen Orten, sondern (wenigstens mehrere) auf viel grössern Plätzen gedüngt, und entweder geheuet und geöhmdet, oder doch wenigstens um vieles verbessert werden, so wie man die Haidengesträuche, giftige Pflanzen ꝛc. viel mehr ausrotten, und die von den immer mehr zunehmenden Zerklüftungen der Kalkgebirge an vielen Orten herumliegenden Steine besser

(*) Hier muß ich bemerken, daß ich mich öfters auf die Glarnerische Alpenwirthschaft und auf meine Beschreibung derselben im 1ten Bändchen meines Werks beziehe, die ich deswegen, um nicht misverstanden zu werden, ebenfalls zu lesen bitte.

zusammenlesen sollte; welche vorzüglich anstatt der hölzernen Zäune zu trockenen Mäuerchen vortrefflich dienten, welches alles natürlicher Weise für das Land, (das ohnehin nicht genug eigenes Winterfutter besitzt) sehr vortheilhaft seyn müßte.

Vorzüglich aber sollte man auf die, vom überflüssigen und versessenen Wasser versumpften Alpentheile, welches oft geradezu die ebensten Plätze derselben betrift, mehr Aufmerksamkeit verwenden. — Die meisten Alpen haben mehr Wasser, als man zu Tränkung des Viehs bedarf; man läßt es ablaufen, wohin es will; es versetzt sich, und stockt in den Löchern, die das Vieh mit seinen Fußtritten verursachet; schlägt ein nasser Sommer dazu, so wird das Wasser vermehrt, der Boden versäurt, und das darauf wachsende grobe Gras ist zu nichts anderm, als zu Streue für das Vieh zu gebrauchen. — Dies ist vorzüglich im Appenzellerland nicht nur bey vielen Alpen, sondern sogar äusserst häufig auf den Wiesen und zahmen Weiden der Fall, und nur hie und da denken einzelne daran, einige Vorkehrungen dagegen zu treffen. Ueberhaupt, so bewundernswürdig thätig die Natur auf diesem Boden ist, so unthätig ist der Appenzeller, seinen Ertrag zu verbessern und zu vermehren, sondern begnügt sich gänzlich mit dem gewöhnlichen Nutzen desselben, und verspart dagegen seine erfinderische Betriebsamkeit für seinen Musselin- und Garnhandel, dem sich der Ausserrooder vorzüglich wiedmet. Entweder sollte man das ablaufende Wasser so ableiten, daß es sich nicht versetzen, und also wenigstens keinen Schaden thun könnte, oder aber man könnte es auf diejenigen Theile der Alp leiten, die man gedüngt ha-

den möchte, und dieselben damit wässeren. Wäre das Wasser rauh, so könnte es in einem Weiher aufgefangen, und darin durch das blosse Stehen oder durch ein wenig Dünger milder gemacht werden; durch dieses Mittel würde das überflüssige ablaufende Wasser nicht nur keinen Schaden thun, sondern zur Verbesserung der Alpen vieles beytragen. — Dieses letztere wäre vorzüglich bey den versumpften Wiesen höchst anwendbar, und müßte nothwendig die beßten Folgen nach sich ziehen.

Neben den zur Tränkung des Viehs nöthigen Brunnen oder Bächen finden sich auf vielen Alpen reissende Waldwasser, welche beym Schmelzen des Schnees oder bey heftigen Platzregen anlaufen, und grossen Schaden verursachen, indem sie oft durch die schönsten ebensten Weiden — ohne die geringste Einfassung — fortlaufen, selbige bey Wolkenbrüchen oder anhaltendem Regenwetter mit Sand und Felsengeschieben überführen, und oft auf lange Zeit oder auf immer unbrauchbar machen. — Auch dagegen könnten und sollten die Alpenbesitzer Anstalten treffen, wenn sie die Bette dieser Ströme gehörig ausgraben und einfassen würden, das ohnehin sehr leicht wäre, da die meisten Alpen einen Ueberfluß an nöthigen Felsenstücken und Steinen dazu liefern, auch diese Ströme genug derselben herbeywälzen. — Diese Arbeit könnte freylich nicht ohne Kosten geschehen, und da die Ströme immer neue Felsenstücke hinabrollen, so müßten dieselben alljährlich wieder geraumt werden; allein der grössere Abtrag der Alpen würde alles reichlich ersetzen, und die Eigenthümer derselben würden nicht mehr Gefahr lauffen, durch einen Platzregen in

wenigen Augenblicken den schönsten Theil ihrer Besitzungen zu verlieren. (*)

Von dem Zustande der Waldungen im Appenzellerlande.

So wichtig die Aufsicht über die Waldungen und die Verbesserungen des Forstwesens in einem jeden Lande wäre, so ist man bisdahin dem ungeachtet auch hier, vorzüglich in der Aufsicht über die Gemeinwälder — allzu nachlässig gewesen.

In Appenzell Ausserrooden haben die Waldungen durch die Zunahme der Volksmenge, durch grosse Feuersbrünste, überhaupt durch eine Menge neugebauter grosser hölzerner Häuser sehr gelitten, und die noch übrig gebliebenen sind meistens Privateigenthum, mit denen jeder Besitzer nach Willkühr verfahrt. Der Verbrauch der schönsten Baumstämme zu der stets wach-

(*) In den Appenzeller Gemeinden Wolfhalden, Lüzenberg, Walzenhausen und Heiden wächst auch ziemlich viel Obst und etwas Wein, da aber diese Gemeinden an das Rheinthal angrenzen und beydes nach Art der Rheinthaler anpflanzen und benutzen, so wäre es überflüssig dieses auch hier eigen zu beschreiben.

Vorzüglich in diesen Gemeinden werden alle Herbste viele hundert Stücke mageres Vieh im Allgöw, Bregenzerwald und Montafun aufgekauft, den Winter und Frühling durch gemästet und dann an die Metzger im Lande, in St. Gallen ꝛc. verkauft.

senden Menge von Häusern, die durch und durch aus Holz gebaut sind, ist unglaublich; auch sind in den Dörfern überall in den Wohnstuben eine Menge Fenster angebracht, so daß dieselben um so mehr Holz zum Einheitzen brauchen. Ueberdies verschwendet man in den Alpen und Wiesen eine Menge Holz zu Lattenzäunen, wie auch zu Wegen, indem man nämlich in den Wäldern grosse Strecken Wegs gehen kann, wo ein rundes Stück Holz an das andere angereihet liegt, da man doch in beyden Fällen Steine genug dafür zusammenlesen könnte.

In der Gemeinde Gaiß sind ein Paar Gemeinwälder (*), woraus ein Paar hundert Haushaltungen alle zwey Jahre einen Holztheil von 4 bis 5 fl. am Werthe erhalten, welches in den Gemeinden Teuffen, Schwellbrunn und Urnäschen auch der Fall ist. Die Gemeinwälder der letztern sind ziemlich beträchtlich, und alle stehen unter der Aufsicht der beeidigten Bannwarte.

In den Kuhgrechteten Alpen von Aus- und Innerrooden sind hin und wieder beträchtliche Strecken Waldungen, die allen Alpbesitzern gemeinschaftlich gehören. Sehr viel Holz wird in diesen Alpen verkohlet, und alsdann mit Packpferden hinweggeführt. So geben z. E. die Besitzer der Schwägalp alle Jahre einem

---

(*) Wie sehr irrt sich daher Hr. Meiners, wenn er in seinen Briefen 3ter Bd. S. 102 sagt: „in ganz Appenzell ist kein ungetheiltes Gut, keine gemeinen Wälder oder Alpen oder Weiden".

Kohler Holz zum Verkohlen, zu kaufen — gewöhnlich 800 bis 1000 Säcke voll — wo ihnen dann der Kohler für jeden Saum Kohlen (2 Säcke voll zu einem Saum gerechnet) den er wegfährt 6 bis 9 kr. bezahlen muß. — Die gleichen Alpbesitzer verkauften Ao. 1786, hundert Stück Tannenbäume für 380 fl. Alle Jahre werden diese Einnahmen mit den Ausgaben für Alpenverbesserungen ꝛc. verglichen, und der allfällige Ueberschuß unter alle in gleichen Theilen vertheilt.

Das Klafter Holz kostet sonst gegenwärtig: Buchenes 5 bis 6 fl. Tannenes 3 1/4 bis 4 1/2 fl., das Klafter 6 Schuh hoch, und 6 Schuh breit, und ein Scheit 2 Schuh lang.

Das klein verspaltene Holz wird hier vor den Häusern mit vieler Kunst an runde Scheiterbeigen, aufgethürmt, die sehr hoch, unten weit und bauchig und nach oben völlig zugespitzt sind, und welche der Wind zu allen Seiten durchstreichen und auströcknen kann. Eine solche Beige enthält öfters 15 bis 20 Klafter und nimmt einen sehr kleinen Raum ein. Es bedarf wirklich einer druch viele Uebung erlangten Fertigkeit, um eine solche Beige so zu verfertigen, daß sie überall gleich schwer ist, auf keine Seite hinüberwiegt, gleichsam nur auf dem Zentrum ruht, und daher nicht einfallt.

In Appenzell Innerrooden hat man sehr viele Privatwaldungen, welche der Besitzer nach Wohlgefallen benutzt, und eben so grosse Strecken Gemeinwälder, die dem Landvolk — bey einer bessern Forstpolizey — unendlich grössern Nutzen als gegenwärtig, bringen könnten.

Alle

Alle Gemeinwälder werden in zwey Klassen — je nachdem ihre Lage höher oder tiefer ist — gesöndert; nämlich in zahmen Bann und in wilden Bann. Zum wilden Bann gehören die Waldungen derjenigen Gegenden, welche in den höhern, wildern, entferntern Gemeinweiden oder Alpen liegen, und wo das Holz also kürzer und kleiner ist, und mit grösserer Mühe muß bearbeitet werden. Den zahmen Bann hingegen machen die grössern im Thale liegenden Gemeinwälder aus, welche vorzüglich auch schönes Bauholz enthalten, und zugleich an die Wohnungen im Thale sehr nahe angrenzen.

Das ganze Ländchen Appenzell Innerrooden ist in einzelne Bezirke oder kleinere Rooden eingetheilt, welche ihre eigenen Namen haben. Eben so wurden aber auch die Gemeinwaldungen in gewisse besondere Abschnitte gebracht, und einem jeden Bezirk gerade derjenige Theil davon zur alljährlichen Benutzung angewiesen, der ihm am nähesten und bequemsten liegt.

Jeder Besitzer einer Feuerstatt hat nun die Freyheit und das Recht, alle Jahre aus dem wilden Bann meistens 10 Bäume und aus dem zahmen Bann 5 Bäume für seinen Hausgebrauch und zum Einzäunen seiner Wiesen zu hauen, und zwar mit der den 5ten May Ao. 1767 gemachten obrigkeitlichen Erläuterung: „wenn einer 2 „oder 3 Feuerstätte hätte, eine bewohnte er selbst, die „andere würde er mit Hausleuten versehen, soll nicht „der, dem die Feuerstätte gehören, sondern der oder „die, so die Feuerstatt braucht, folglich die Hausleut, „denselben nutzen; so aber die Feuerstatt leer stühnde, „soll der Theil Holz dem Wald gehören".

Alle Jahre werden an den versammelten Bauernzusammenkünften (an den sogenannten Holzgemeinden) für jeden Bezirk zwey Aufseher oder sogenannte Bannwarte ernennt, worüber das Gesetz folgendes festsetzt: „Wenn ein Bannwart Fehlbare weiß, die „mehr Holz hauen, als erlaubt ist, oder in einem an„dern Walde als in demjenigen seines Bezirks Holz „frevlen würde, solche soll er bey Ehr und Eyd an„zeigen, worauf die Fehlbaren durch die Wächter sollen „eingezogen, zu Wasser und Brod in die Gefangenschaft „gelegt, und nachgehends den ersten Marktstag mit „einer Burde Holz öffentlich zur Schau gestellt wer„den".

Das strenge Gesetz, welches die Ausfuhr und den Verkauf des Holzes an Appenzell Ausserrooder, St. Galler oder Rheinthaler bey Strafe von 20 Thalern oder mit der Gefangenschaft verbietet, ist bis zur Zeit der Revolution pünktlich gehandhabet worden, und — wie es scheint — soll es auch gegenwärtig wieder erneuert werden. Gewiß würde die Obrigkeit sich unendlich verdienter um die gegenwärtige Generation und um ihre Nachkommen machen, wenn sie anstatt dessen auf eine bessere Forstpolizey denken und namentlich auch das Einsammeln der Streue (des groben sumpfigen Waldgrases) und den freyen Weidgang in den Wäldern, wodurch das Aufwachsen jedes kleinen Bäumchens gewaltsam verhindert wird — strenge verbieten würde. Das während dem Winter ausgehungerte Vieh, besonders die Pferde, fressen im Frühjahr das junge ausschlagende Holz ab, es wird niedergetreten, ausgerauft, und so der junge Holzboden öde gelegt; und bey Ziegen und Scha-

fen ist dies beynahe das ganze Jahr hindurch der Fall. —

Das Gesetz vom 5ten May des 1757 Jahrs wurde auch öfters erneuert: Welcher 2000 fl. eigenes Vermögen besitzt, soll in den gemeinen Waldungen kein Holz hauen dörfen.

Will einer ein eigen Haus bauen, so muß er vor einer Holzgemeind um Bauholz aus dem zahmen Bann bitten; hat er eigenthümliche Waldung und ist er vermöglich, so wird ihm wenig Holz gesprochen, ist er aber arm, so bekommt er genug.

Vom Torfe.

In Appenzell Inn- und Ausserrooden sind hin und wieder sehr grosse Torfrieder, die bey der immer grössern Verringerung der Waldungen von unbeschreiblich grossem Werthe sind, und die man immer zweckmässiger und allgemeiner benutzt.

Es ist hier durchaus nicht meine Absicht, diesen Gegenstand naturhistorisch und ökonomisch erschöpfen, und eine vollständige Abhandlung über die Bestandtheile desselben, über seine Entstehung und Fortpflanzung und über seine beßtmögliche Benutzung niederschreiben zu wollen. — Ich habe für einmal keinen andern Zweck, als nur getreue Lokalbeschreibungen zu liefern. Bring ich mit der Zeit diese zu Ende, so läßt sich dann erst aus diesen verschiedenen Materialien ein Ganzes formieren, die Beobachtungen anderer Natur-

forscher damit vergleichen, und Resultate daraus herleiten, die jedem Naturforscher dann willkommen seyn werden, weil sie nicht nur auf der Untersuchung einer einzigen, sondern vieler und verschiedenartiger Gegenden beruhen.

In Appenzell Ausserrooden nennt man den Torf, Turben, und Torfgrund Turbenboden; in Innerrooden hingegen Wasen. Hier (in Innerrooden) bestehen vorzüglich einige sehr grosse Allmenten aus Torfgrund, z. B. die Mändli, welche an Gaiß gränzt; das Ried nahe beym Dorf Appenzell, und auf der Foren, wo man nach dem Weißbad geht, wo jeder Unbemittelte 10 bis 20 Fuder alljährlich graben darf; auch in Eggerstanden, Gonten und Haslen wird Torf gegraben. — In Ausserrooden haben die Gemeinden Gaiß, Bühler, Stein, Hundweil und Waldstett vorzüglich grosse Torfrieder, die aber immer einzelnen Privaten eigenthümlich angehören, und von ihnen nach Belieben benutzt werden; in diesem Jahr hat man in der Gemeinde Teuffen auch das erstemal Torf zu graben angefangen.

Daß man die Torfmöser nicht nur ausschliessungsweise in den flächsten und niedrigsten Gegenden der Schweiz aufsuchen müsse, sondern daß man diese auf den höchsten Bergen antreffen könne, davon zeugen namentlich die Torfmöser allhier in Gaiß. — Hingegen dieses zeigt sich immer bey allen Torfmösern des Appenzellerlands, daß der Bau derselben eine Schaale gestalte, welche von erhabenern Rändern nach und nach sich gegen den Mittelpunkt derselben verengert und freylich oft kaum merklich tiefer wird; daß alle überhaupt

auf flachen ebenen Plätzen liegen, die bald mit Hügeln eingefaßt oder wenigstens mit sehr erhöhetem Boden umgeben sind, und daß alle einen grössern oder geringern Zufluß von Wasser haben, welches stillstehend, schwärzlichgrün wird, sehr bald in Fäulniß übergeht, einen sehr unangenehmen Geruch von sich giebt, und auf seiner Oberfläche eine ganz dünne pfauenschweifige Haut aufzieht. Bey anhaltendem Regen vermehrt sich natürlicher Weise die Wassermenge so wie bey trockener Witterung selbige an vielen Orten fast ganz unsichtbar wird. Alle Torfmöser sind daher schwammig und machen, wenn man darauf springt oder mit einem Stück Holz oder einem andern Werkzeuge darauf stößt, eine zitternde Bewegung, welche von der Elastizität derselben herrührt. Immer hat der Torf zu seiner Unterlage einen zähen Letten oder Thon, welcher zu seiner unmittelbaren Bedeckung einen weissen kristallischen Triebsand hat; da nun der Thon bekanntlich wegen seiner öligten und stark zusammenhängenden Theile das Wasser nicht durchläßt, so muß dieses nach den Gesetzen des Gleichgewichts, die es seiner Natur nach immer befolgt, stehen bleiben, theils in die Zwischenräumchen des Torfs dringen, und denselben als Grundlage mittragen helfen. Dieses bewirkt dann die Elastizität, und diese die zitternde Bewegung des Bodens.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht; daß gewisse Gewächse dem Torfboden ganz eigen sind, so daß man, wenn eins oder das andere derselben vorhanden, vermuthen könne, daß wirklich Torf dastehe.

Die meisten Torfmöser im Appenzellerlande gränzen unmittelbar an Waldungen und auf oder in allen findet

man deutliche Spuren, daß ehmals die Gegend aus blosser Waldung bestanden sey.

Auf sehr versumpften Torfmösern trifft man meistens nachstehende Pflanzen an:

1. Das gemeine Torfmoos (Mies) Spagnum palustre Lin. womit die Torfmöser ganz überzogen sind.

2. Das Wollgras oder die Wiesenwolle (Riedgras) [illegible] feinen, wolligen, seidenartigen Blume, Eriophorum polistachion Lin. Die Wurzeln haben lange und etwa eines Fingers breite Blätter, die man oft in dem Torf siehet.

3. Das Sumpf-Wollgras oder Dunggras, Eriophorum vaginatum Lin.

4. Die Torfbinse oder das Moosbinsengras (Binz) Scirpus cespitosus Lin.

5. (Katzenschwanz) Equisetum limosum Lin.

6. (Seft) Erica vulgaris Lin.

7. Moosbeeren (Schwindelbeer) Vaccinium oxycoccos Lin.

Indessen beweisen unsere Appenzeller Torfmöser, daß man aus diesen Pflanzen durchaus nicht immer den sichren Schluß machen dörfe, daß da Torf vorhanden sey, wo man sie finde; es können schlechte spitzige, armselig wachsende Gräser, Heide, verkrüppelte Kiefern und Fichten, geringe Birken und hungrige Erlen da stehen, und man findet doch beym Nachsuchen keine Spur von Torf, da man hingegen auch hier auf Gaiß und hin und wieder im Appenzellerlande auf den fruchtbarsten Wiesen 6 bis 15 Fuß hohen Torf gräbt; obwohl ein grosser Theil von Torfboden auch nichts anders als schlechte

Streue liefert. Ich kenne auch gerade hier in Gaiß eine Wiese, welche 6 Klafter Heu giebt und vorhin überall abgedeckt, und durchgehends einige Fuß tief, so weit der Torf gieng, abgegraben wurde, und mehrere andere Beyspiele der Art liessen sich auffinden. Alles hängt hierin von der Stärke und der Fruchtbarkeit der den Torf bedeckenden Dammerde, oder des darauf liegenden Rasens, und von der Möglichkeit durch Abzuggräben das überflüssige Wasser abzuleiten, ab. Da, wo die Lage die Ableitung des Wassers nur einigermassen begünstigt, wird das ausgegrabene Torfland, oder das Fundament des Torfs, der kahle Lehm mit dem Torfschutt bedeckt, und dieser bisweilen mit besserer Erde oder einer geringen Düngerart vermischt, bisweilen aber unvermischt zu allererst mit Hafer angesäet, um desto schneller einen Rasen zu bekommen; bisweilen aber bedeckt man denselben mit dem vorher sorgfältig weggehauenen alten Rasen, unter den zuerst der Torfschutt gleich vertheilt gelegt worden ist, und erhält davon eine reichliche Heuerndte, oder doch wenigstens ein gutes Pferdfuttter, (Ried.) (*) — Ich nenne Torfschutt das Gemenge, so

(*) Hr. Doctor Hirzel in Zürich bemerkt in seinem interessanten Briefe über den Torf einiger Gegenden im Zürichgebiet (S. Höpfners Magazin der Naturkunde der Schweiz II. 244 — 264.) daß die von ihm untersuchten Torfmöser eine solche Lage haben, daß kein Abfluß des Wassers statt finden könne, oder wenigstens doch nicht so beträchtlich, daß nur die Oberfläche des Bodens ganz trocken würde, und wo auch dieser trocken war, habe sich doch in der Vertie-

aus gewohnter Dammerde, Lehmerde und dem verwitterten oder zerbrochenen Torf, besteht, und welches bey dem Torfgraben alles durcheinander auf einen Haufen geworfen wird.

---

fung von wenigen Schuhen eine Menge Wasser gefunden. „Ist es nun Trugschluß", sagt er, „wenn „ich annehme: daß ein so gebauter Bezirk Landes „ausschliessungsweise für den Torf bestimmt sey, daß „es sogar unmöglich sey, solchen Boden für den Feld„bau ganz brauchbar zu machen? die Ränder dieser „Schalen mögen wohl eine solche Veränderung ge„statten, wenn der Zufluß des Wassers nicht gar zu „häufig ist, oder durch Abzuggräben abgezogen wird. „Dies zeiget freylich die Erfahrung. Aber diese Abzug„gräben werden an den meisten Orten schwerlich so „angebracht werden können, daß sie das Wasser aus „dem tiefsten Theil der Schale abzuleiten vermögen. „Diesem nach wäre es eine Regel, das Wasser lie„gen zu lassen, wenn man den Nachwachs des Torfs „befördern will".

Im Appenzellerlande machte man also — wie ich oben zeigte — entgegengesetzte Erfahrungen und Versuche, denen auch Hr. Breitenbach beystimmt. „In den hier bey Hohenfelden liegenden Wiesen steht „der Torf 9 auch 13 Fuß hoch, und doch liefern die „Wiesen" — dies sind seine eigenen Worte — „die „vollkommensten Erndten des beßten Heues. Die „Sache geht aber auch ganz natürlich zu; denn die „fruchtbarste Dammerde bedeckt an manchen Orten „sehr mächtig den Torf, liefert mithin den Wurzeln „der Gräser hinlänglichen Raum zum Standpunkte, „und hinlängliche Nahrung".

In Appenzell Innerrooden, z. E. in der Foren sieht man in den Gegenden, wo zuerst Torf gegraben wurde, in der vermischten Torf- Lehm- und Düngererde die schönsten Getreidefelder, und die Vermischung des Torfschutts mit dem dortigen bläulichten Lehm, der etwas Mergelartiges mit sich führt, vereinigt sich sehr vortheilhaft zur Fruchtbarmachung der Gegend.

Ich selbst überzeugte mich in meinem Garten, wo ich eine harte, lehmigte und steinigte Erde antraf, daß die Vermischung eines solchen schweren Erdreichs mit dem blossen leichten schwammigen Torfabraum und Dünger äusserst zweckmässig ist, nach und nach das Ganze in eine fette schwarze Gartenerde verwandelt, und wirklich eine noch allgemeinere Nachahmung verdiente. (*)

Noch besser müßte die Verwandlung des Torfriedes in Wieswachs oder Ackerfeld von statten gehen, wenn man den Lehm zuerst mit Kieselsteinen überführen und dann erst mit dem Torfschutt und Rasen bedecken würde.

(*) Meine Beobachtungen sind also auch hierin denjenigen des Hrn. Dr. Hirzels entgegen, wenn er (l. c.) sagt: „Diese Materie, dieser Torfstoff verliert sich nie, keine Urbarmachung, keine Vermischung mit Viehdünger, oder andern Erden zerstört sie, sie gewinnet im Gegentheil die Oberhand, solche fremde Theile umzuschaffen, wenigstens nach meinen angestellten Versuchen. Sollte sich nicht auf diese Theorie die Hoffnung zum Nachwachs fassen lassen; darf ich nicht wenigstens, den bey meinen Untersuchungen zum Theil beobachteten Nachwachs desto sester annehmen"? —

Ich fühle mich noch lange nicht im Stande darüber abzusprechen: ob der Torf an denjenigen Stellen, wo er ausgegraben worden ist, wieder nachwachse; oder ob auch nur aus dem Torfschutt, wenn er in die gemachte Vertiefung hineingeworfen und mit dem Rasen bedeckt wird, im Verfolge der Zeit brauchbarer Torf entstehe? — Vorläufig wage ich nur ein Paar kurze Bemerkungen.

So wie Hr. Dr. Hirzel (l. c.) auf dem Wege seiner Untersuchungen im Zürichgebiet mehrere Gründe aufgefunden zu haben glaubt, welche ihm den Nachwachs des Torfs sehr wahrscheinlich machen; so gelangte ich auf dem gleichen Wege der Untersuchung in unserer Gegend zu einer gerade entgegengesetzten Vermuthung.

Schon über 70 Jahre lang wird im Appenzellerlande Torf ausgegraben und vom Anwachse oder Erhöhung abgegrabener Stellen von unten herauf weißt man durchaus keine Beyspiele, hingegen machte man hin und wieder die Erfahrung, daß der anstehende Torf und der darangelegte Torfschutt einander durchaus nicht mehr annehme. So fanden sich z. B. Stellen, wo man Ao. 1780 Torf ausgrub, die Plätze wo der abgegrabene Torf stand mit Torfschutt verebnete und erst im letzten Jahre die Gruben wieder öffnete, daß sie überall so beschaffen waren, daß man die scharf abgeschnittenen Stellen des anstehenden Torfs ganz unangegriffen und unvermischt von dem hart darangrenzenden Torfschutt unterscheiden, an diesem aber durchaus keine einzige Spur entdecken konnte, welche auf Nachwachs des Torfs oder auf Verwandlung des Torfschutts in wirklichen

Torf schliessen liessen; im Gegentheil zeigte es sich immer, daß dieser Schutt sich nach und nach miteinander vermengte und völlig locker und mürbe wurde.

Die richtige Bestimmung der verschiedenen zum Torf wesentlich nothwendigen Bestandtheile desselben — worüber die Meinungen der Naturforscher noch immer sehr getheilt sind — würde auch für oder gegen die Reproduktion des Torfs sehr viele Beweise liefern. So vermuthet z. B. Hr. Doctor Hirzel, die in dem Torf entdeckten Baumstämme, Moose, Schilfe, Wurzeln u. s. f. seyen fremde, zum Nachwachs des Torfs nicht unumgänglich nöthige Theile, und Baumstämme, Holztheile und Moose seyen ehmals durch besondere Revolutionen an diese Orte versenkt worden. — Ich hingegen fand bisher gerade im Gegentheile sehr viele Wahrscheinlichkeit, und möchte unter Torf eine mit verschiedenen Wurzeln, Blättern, Moosen und andern größtentheils verfaulten Vegetabilien durchwachsene und mit einem brennbaren Wesen geschwängerte Erde; oder ein mit mehr oder weniger Erde verbundenes Gemenge von Pflanzentheilen, die durch gegenseitige Wirkung gewisser Grundstoffe eine solche Umänderung gelitten, daß sie dadurch ihre ursprüngliche Form mehr oder weniger, zuweilen gänzlich verloren, und hiermit zugleich die erfoderlichen Eigenschaften eines Brennmaterials erhalten haben, verstehen. — Wäre diese Bestimmung richtig, so würde die Behauptung des Nachwachses des Torfs in unsern Gegenden augenblicklich widerlegt seyn, indem mit den Ursachen auch die Wirkungen aufhören, und selbige nur alsdann wieder möglich würde, wenn durch ähnliche Erdrevolutionen ähnliche Versenkun-

gen von Bäumen und Pflanzentheilen aller Art vorgiengen. —

Aber — wahrscheinlich bin ich bisher schon zu weitläufig gewesen, und es ist Zeit, daß ich zur Beschreibung unsers Torfs selbst zurückkehre.

Im Appenzellerlande trifft man eine Menge kleiner und grosser Torfmöser an, wobey es in Ansehung der Lage und der Beschaffenheit des Torfs mehrere geringe Abweichungen giebt; indessen paßt nachstehende Beschreibung im Ganzen auf alle Gegenden dieses Ländchens. —

Die Erde unter dem Rasen ist, vorzüglich im Wiesboden, schwarz und sehr trocken, selten mit etwas Sand vermischt, ungefähr einen Fuß tief, bisweilen im Wiesboden ein wenig tiefer. Doch giebt es Stellen, wo unmittelbar unter dem Rasen der Torf schon ansteht. Je nässer und unfruchtbarer die Oberfläche scheint, desto geringer ist dieselbe mit Erde bedeckt.

Unmittelbar unter dieser Torferde liegt der Torf selbst in einzeluen Schichten. An einigen Orten ist er nur 3 bis 4, an andern 12 bis 18 Fuß tief (mächtig.) Die verschiedenen auf einander ruhenden Schichten sind durchaus von keinen fremdartigen Zwischenschichten durchschnitten, hingegen haben sie in Rücksicht ihrer verschiedenen Bestandtheile mannigfaltige Abstuffungen, die ich nun, so wie sie gewöhnlich aufeinander angetroffen werden, beschreiben will.

Im Wiesboden, der vorhin gedüngt und fett gemacht wurde, und wo der Torf nur einige Fuß hoch ansteht, ist die oberste Torfschichte schwarz, fasericht aus vielen Würzelchen bestehend; die mittlere Lage röthlicht braun,

sehr fein zasericht, und die unterste die dichteste, wobey die verschiedenen Pflanzentheile am unkenntlichsten sind, das Ganze aber am schwersten ist.

Im unfruchtbaren Riedboden hingegen ist schon die oberste Schichte röthlichbraun, weich und zähe fasericht, so daß man sie mit der Torfspade kaum durchschneiden kann, leicht und brennen sehr gern; und die übrigen wie bey der obern Angabe.

Da hingegen, wo der Torf 12 bis 15 Fuß mächtig ist, ist die oberste Schichte schwärzlich oder bräunlich, sehr locker und leicht, fasericht, aus sehr vielen Wurzeln, Aesten, Pflanzen u. dgl. bestehend; die mittlere Lage ist röthlichbraun, leicht und stark verfault; hin und wieder noch mit einzelnen Holzstämmen und Wurzeln durchwirkt, (die Bauern nennen diesen Torf wegen seiner Farbe ꝛc. Roßdrekeler, oder kapuzinerfarbige Turben.) Die dritte Schichte liefert glatten, schwärzlichen unvermischten Torf, an dem vorzüglich die pechartigen Bestandtheile sehr kennbar sind; er ist ziemlich schwer, verbrennt nicht so leicht, bleibt aber am längsten kohlenartig und giebt daher die meiste und anhaltendste Hitze; die unterste Schichte, welche unmittelbar auf dem Lehm aufliegt, ist von gleicher Art, ausgenommen daß schon einige lehmigte Bestandtheile darunter vermischt sind, und daß er daher bleyfarben und am schwersten ist, an Güte aber dem obigen beynahe gleich kommt. Ueberhaupt ist es eine sehr interessante, überall bemerkte Erscheinung, daß der tiefliegendste Torf, meistens der dichteste, schwerste, pechartigste, beßte, hingegen der oberste und mittlere, der leichteste, schwammigste, schlechteste ist, welchen das Feuer am bäldesten verzehrt;

ich sagte oben absichtlich meistens — denn die Regel leidet doch bisweilen eine Ausnahme, indem man auch schon, doch selten — von der Mitte nach unten zwischen einer schwärzlichen guten und der untersten schwersten, schwarzen, beßten Torfschichte eine mittlere Zwischenschichte von röthern, leichtern, schlechtern aufgefunden hat. — Man hat auch schon in der Mändli an einigen Orten die Entdeckung gemacht, daß man in sehr tiefem Torffelde ganz unten eine etwa 6 Zoll dicke Lehmschichte, und unter dieser noch ungefähr eine 1 1/2 Fuß mächtige Torfschichte angetroffen. Dieser Torf war sehr gut, aber röthlich, wahrscheinlich wegen dem über ihm gelegenen röthlichen Lehm.

Das Fundament des Torfs oder der Lehm ist hin und wieder mit etwas Sand, oder kleinen Kieselsteinen vermischt, meistens aber völlig rein und unvermischt, sehr selten hat man ihn auch schon auf unvermischtem Sand anstehend gefunden. In Innerrooden scheint der Lehm an einigen Orten in Mergel überzugehen.

Hin und wieder trifft man mitten in den Torfschichten schiefgehende Adern von versessenem, äusserst stinkendem Wasser, das beym Abstechen des Torfs oft unversehens herausplatzt.

In allen unsern Torfriedern wird mehr oder minder Holz; z. E. Baumstämme, einzelne Aeste, Wurzeln und Würzelchen u. dgl. von der verschiedensten Gattung und Grösse gefunden. Das Fichtenholz ist das häufigste und unverdorbenste, welches man antrifft, daneben aber auch Weißtannen- Birken- Buchen- Eichenholz u. dgl. Man hat schon Stämme von 1 1/2 bis 2 Fuß im Durchmesser angetroffen, und zwar nicht nur

etwa in den obern, sondern auch in den mittlern und bisweilen in den untersten Schichten, womit man immer die Bemerkung bestätigt findet: daß das am tiefsten gelegene Holz auch am allerwenigsten von der Fäulniß gelitten habe, sondern unglaublich dicht und hart geworden sey, so daß nur der kraftvolle Arm mit einer sehr gut gestählten scharfen Axt einzelne Klötze davon abzuhauen im Stande ist; dieses unterirdische Holz brennt auch gern, und heitzt sehr gut; auch verräth der Geruch des davon entstehenden Rauchs seine pech- und schwefelartigen feinern Bestandtheile, von denen es gleichsam einbalsamirt ist. — Man hat auch schon öfters 5 bis 6 Fuß tief in den Torfschichten frischgeschienene Tannzapfen und Haselnüsse angetroffen; erbrach man letztere, so fand man nichts als Wasser in denselben.

Im Hinterland, d. h. in Stein und Hundweil u. a. hat der Torf in Ansehung der Farbe und seiner Bestandtheile nicht so viele Verschiedenheiten, und man findet auch bey weitem nicht so viele Baumstämme, Zweige und Wurzeln darin, wie in den Gegenden von Gaiß und Appenzell Innerrhoden. Der meiste ist schwärzlich, kurzfaserigt und mittelmässig schwer und gut.

Mit dem Ausgraben des Torfs macht man im Frühling, wenn der Boden aufgethaut und vom Schnee befreyt ist, — meistens im May — den Anfang, und setzt diese Arbeit den Sommer durch bis in den August fort. Länger zu stechen wäre nicht rathsam, weil man befürchten müßte, er würde nicht mehr trocken werden. Man wählt dazu vorzüglich gutes Wetter, theils damit die Torfschichten so trocken als möglich seyen, theils aber vorzüglich, damit der ausgestochene Torf gleich im An-

fang vertrocknen könne; indem, wenn einzelne Torfstücke von der guten Art auch nur ein Paar Tage an der Sonne liegen, sie sogleich eine harte Rinde erhalten, durch welche nachher der Regen und das Wasser nicht mehr zu dringen vermag.

Eh und bevor der Torf gestochen wird, so muß man — vorzüglich an sumpfigen Orten und an Stellen, wo man das erste mal Torf graben, und also Neubruch machen will, sich bemühen, Abzugsgräben zu machen, um das Wasser abzuleiten, oder doch so viel möglich zu vermindern.

Nachdem nun dieses Hinderniß gehoben, der Rasen und die Torferde mit einer Schaufel abgeräumt, und so das Torflager entblößt oder geöffnet ist, so geht man nun ans Torfstechen selbst, das absatzweise geschieht, d. h. man muß nämlich an einem Orte die Tiefe des Torfes anschaulich machen und öffnen. Zum Torfstechen bedient man sich in Gaiß und Appenzell einer flachen Spatte (Spade) die an einem hölzernen Stiel wie eine Schaufel bevestigt, unten eben abgeschnitten und schneidend, hier 8 Zoll, oben aber 4 Zoll breit und überhaupt 9 Zoll hoch ist. Mit dieser Spade schneidet man 3, 4 bis 5 Linien, jede 5/4 Fuß weit von einander entfernt 7 bis 8 Zoll in die Tiefe hinunter, und zerschneidet diese darauf ebenfalls in die Queere 5/4 Fuß weit von einander. Nach diesem steigt der Torfgraber vor den geöffneten Absatz hinunter, setzt die Spade der Fläche nach 3 1/2 bis 4 Zoll unter der Oberfläche des Torflagers an, und schneidet auf diese Weise überall 2 Reihen Torfstücke weg, worauf dann einzelne viereckigte Torfstücke entstehen, die ganz die Aehnlichkeit von Back-

steinen haben, und vom Dörren um 1/3 oder um die Hälfte kleiner werden. (Einige machen die Stücke auch ein Paar Zoll schmäler als länger.) Hat man nun überall, so weit der Torf oben abgestochen war, 2 Reihen der Fläche nach abgeschnitten, so verfährt man auf's Neue wieder auf eine ähnliche Weise. — Derjenige, der im Loch steht, und die einzelnen Stücke herauswirft, hat gewöhnlich noch einen Gehülfen, der ihm dieselben oben jedesmal abnimmt, sie auf einem einräderigen Schiebkarren zu einem trockenen Platze führt und sie einzeln neben einander auf die breite Seite legt. Nach ein Paar Tagen stellt man 2 und 2 schief (firstweise) gegeneinander und kehrt sie nachher etwa ein oder zweymal; sodann aber werden sie in ganz kleine Häufchen, ungefähr 7 bis 8 Stücken aufgeschränkt d. h. ins Kreuz über einander gelegt, daß die Sonnenwärme und die durchstreichende Luft das Trocknen derselben befördern kann. Sind sie nun auch hier hinlänglich getrocknet, so werden sie in grössere, und oben etwas spitz- oder kegelförmig zugehende Haufen, die man Trester oder Turbentrester nennt, gebracht, welche 3, 4 bis 5 Fuder Torf enthalten, und hier eben so aufgeschränkt sind, daß sie ganz den Durchzug der Luft geniessen können, auch besitzt er dann schon so viel zusammenhängende Kraft, daß der Wechsel der Witterung allhier durchaus keine widrige Einwirkung auf ihn hat.

Während dem Torfstechen müssen Stämme, Aeste und Wurzelstücke von Bäumen, die eine ausserordentliche Hinderniß im Stechen in Weg legen, jedesmal mit einer scharfen Holzart weggeschnitten werden.

Im Bühler, auf Stein ꝛc. ist die Torfspade von der

oben beschriebenen verschieden, der Fläche nach nur 3 Zoll breit, hingegen 18 Zoll lang, und an dem einen Orte unten mit einem schmalen 3 Zoll hohen aufrechtstehenden Eisen von gleicher Breite und Länge versehen, und an beyden Orten unten scharf und schneidend; mit dieser Spade werden dann nur oben herunter der Tiefe nach 16 bis 18 Zoll lange, 4 Zoll breite und eben so hohe Torfstücke herausgestochen.

An einigen Orten, wo die Lage des Torfmooses sehr tief und sumpfig ist, und keinen Ausweg zur Ableitung des Wassers gestattet, da ist es unmöglich, den Torf ganz bis auf den Lehm hinunter herauszustechen; an andern Orten aber, und vorzüglich da, wo grosse Torfmöser vorhanden, die zugleich Allmentboden sind, wie z. B. in der Mändli in Appenzell Innerrooden, sind die Torfgräber zu bequem, und schneiden nur die obern Schichten des Torfs weg, indem man, je tiefer man gräbt, desto mehr Mühe mit der Ableitung des Wassers, auch desto mehr Kraftanstrengung zum Abstechen des Torfs anwenden muß, weil er vester, zäher und mühsamer auszugraben ist, als der leichtere und schlechtere.

Die Torfasche fällt in Ansehung ihrer Beschaffenheit und ihrer Menge sehr ungleich aus, je nachdem der Torf schwer oder leicht, gut oder schlecht ist. Vom rothen, schwammigen, leichten Torf erhält man einen grossen Haufen Asche, die aber federleicht, sich in einen kleinen Raum zusammendrücken läßt, flockigt und röthlich ist; vom schwarzen, schweren, guten Torf hingegen wird die Asche weiß und schwerer, und scheint im Ofen keinen so grossen Raum einzunehmen, hat aber doch viel vestere Bestandtheile. Ich machte hierüber

folgende Versuche, mit gleich ausgetrocknetem, dürrem Torfe von verschiedener Art.

Von 15 Pfund leichtem, schwammigtem, rothbraunem Torf erhielt ich 3/4 Pf. oder 27 Loth Asche. Und hingegen

Von 15 Pf. schwerem, gutem, pechartigem Torf 1 3/4 Pf. oder 67 Loth.

Der Unterschied hierin ist also sehr auffallend. Die erstern waren auch viel schneller verbrannt als die letztern, und ihre Asche verlor in kurzer Zeit ihre Hitze, da hingegen jene verbrannt, eine kohlenartige Asche zurück liessen, welche fünfzehen Stunden lang feurig blieb. —

Die Torfasche wird — wie ich oben bey den verschiedenen Düngarten zeigte — als Düngungsmittel sowohl beym Wiesboden als beym Ackerfelde gebraucht. — Wer keinen eigenen Boden hat, verkauft dieselbe entweder vermischt unter dem Abgang von den Menschen mit demselben, oder aber die Butte voll für 6 kr. (eine Butte zu 4 Vierteln gerechnet.)

Im Herbst, wo dann der Torf trocken ist (wozu der Föhnwind in unsern Gegenden vorzüglich auch vieles beyträgt) und wo man den Wiesen und Aeckern unbeschadet überall über dieselben hinfahren kann, führt man ihn zu den Häusern. Er wird meistens fuderweise verkauft, das Fuder, d. h. ein Wagen voll den ein Pferd wegzieht, für 1 1/2 fl. bis 27 bz., bisweilen aber verkauft man ihn auch Tresterweise auf dem Felde, zu 1 bis 2 fl. ein Trester, je nachdem er groß oder klein ist, und nahe oder entfernt von der Wohnung des Käufers liegt. — Jede Gemeinde benutzt ihren Torf

meistens selbst, und verkauft keinen an Auswärtige. — Einzig wird in Gaiß alle Jahr eine ziemliche Menge in die grosse Bleiche in Teuffen verkauft.

Sehr viele, die kein eigen Torfland besitzen, bearbeiten dasselbe für den Besitzer davon, und nehmen die Hälfte vom ausgegrabenen Torf für ihre Belohnung.

Guter tiefer Torfboden, der von den Dörfern nicht allzuweit entfernt ist, wird viel höher als Acker- und Wiesboden verkauft, indem man grossen Nutzen aus dem Torf ziehen und von seiner nachher wiederbedeckten Oberfläche dennoch alle Jahr eine reiche Pferdfuttererndte einsammeln kann, ohne sie düngen zu müssen. Hingegen schlechtes Torfland hat ungefähr den Werth von nassen Streueriedern. — Ein Quadratklafter (6 Fuß lang und breit) guten Torfboden giebt gewöhnlich 2 Fuder Torf, welchen man zu 30 bis 48 kr. bezahlt; geringerer kostet auch nur 12 bis 18 kr.

Torfboden in Gonten, wovon vor etwa 30 Jahren das Klafter für 6 kr. verkauft wurde, wird jetzt mit 40 bis 50 kr. bezahlt.

Von dem Rindvieh im Appenzellerland.

Ursprünglich war das Appenzellerland nichts anders, als ein Viehland, und in Appenzell Innerrooden, wo die Lebensart der Alten sich noch ziemlich unverfälscht erhielt, ist die Viehzucht und vorzüglich die des Rindviehs, vereint mit der Alpenwirthschaft, für die dortigen Einwohner der wichtigste und fast der einzige Nahrungszweig.

Nach Ebels Berechnung ernährt Appenzell Innerrooden während dem Sommer mehr als 15000 Stück Rindvieh aller Art, wovon im Sommer 9000 Kühe auf den Alpen weiden, und im Winter 6000 im Land bleiben sollen. Der Angabe der Totalsumme pflichte auch ich bey; allein diejenige, welche die Anzahl der auf den Alpen weidenden Kühe bestimmt, ist mit 9000 Stück allzu hoch angesetzt. Weil des Sommers eine grosse Anzahl Kühe auf den Gemeinmerkern und Wiesen ernährt werden, so glaube ich mit Recht die Anzahl der des Sommers auf den Alpen Innerrooden's weidenden Kühe nicht höher, als auf 5000 Stück setzen zu dörfen, wozu mich nicht nur allein mein aufgenommenes Alpenverzeichniß, sondern auch die Angaben von Walser in seiner Appenzellerchronik, der die Zahl 5882 Kühe, und von Hr. Pfarrer Schieß in seinem Schulbuche, der 6000 Kühe ansetzt, berechtigen.

Alle Frühjahre kauft der Innerrooder aus den benachbarten Gegenden des Appenzellerlandes, Rheinthals, Sarganserlands u. s. w., wie auch im Frühling am Fastenmarkte in Appenzell — welches der größte Milch- oder Zuchtviehmarkt im ganzen Appenzellerlande ist — so viele Kühe, als er zu denen, die er überwintert, nöthig hat, um seine Alpen gehörig zu benutzen, und verkauft hingegen — töhrichter Weise — die meisten Kuhkälber an die Metzger in St. Gallen oder in andern benachbarten Orten. Den Sommer durch zieht er den Nutzen von diesen angekauften Kühen, und im Herbste verkauft er sie wieder, und zwar nicht selten noch theurer, als er sie eingekauft hatte, indem sie gewöhnlich fetter von

den Alpen herabkommen, als sie damals waren, da sie hinaufgetrieben wurden.— Arme Sennen, welche nicht so viel Geld besitzen, um Kühe kaufen zu können, suchen überall in den benachbarten Gegenden, z. E. in Sargans, Werdenberg, Sax, Sennwald, Rheinthal u. a. Orten, Kühe in den Sommerzins zu bekommen, wo sie dann für eine mittelmässige Milchkuh 8 bis 11 fl. Lehenzins zahlen müssen, und zwar meistens mit dem Beding, daß wenn eine solche Kuh in der Alp todt fallen würde, er sie dem Eigenthümer bezahlen müßte, sollte sie aber krank werden, so hat der letztere den Schaden davon zu erdulden; ist hingegen nichts angedinget worden, und eine solche Kuh erfallt, so muß der Eigenthümer derselben den Schaden tragen. Die Anzahl der auf diese Art gepachteten, und auf den Alpen Innerrhodens benutzten Kühe, belauft sich ungefähr auf 500, und die Anzahl derer, die alle Frühiahre hineingekauft, und im Herbste wieder verkauft werden auf 1500 Stück Vieh.

Die Zahl der Kühe, welche das ganze Jahr in Ausserrhoden benutzt werden, belauft sich nicht höher, als auf 8 bis 9000 Stück, welches auch das hinten abgedruckte obrigkeitlich aufgenommene Verzeichniß des Viehstandes im Appenzell Ausserrhoden bestätigt (*), daher sich Ebel gewaltig irrt, wenn er nur die Kühe allein auf 12 bis 13000 angiebt. Von obigen Kühen weiden des Sommers nicht

---

(*) S. 1 Beylage am Ende dieser Beschreibung der Alpenwirthschaft des Appenzellerlandes.

mehr als 3000 Stück auf den Alpen Auß- und Innerroodens, und Walsers Angabe, der auch Ebel pünktlich folgte, und der sie auf 3232 Stück Vieh aller Art setzt, ist ziemlich richtig; alle übrigen Kühe werden zu 2, 4 bis höchstens zu 8 Stück von den Ausserroodern auf den nahen Weiden und Wiesen, um ihre Wohnungen herum gefüttert und benutzt.

Auch der Ausserrooder zieht sehr wenig, und wirklich noch weniger als der Innerrooder eigenes Rindvieh auf, sondern verkauft ebenfalls seine Kälber an Metzger, und kauft dagegen alle Herbst und Frühling eine Menge Zucht- und Mastvieh von den benachbarten Jahrmärkten im Algäu und Bregenzer Wald, insonderheit in Dorenbieren und Pludenz, die auf den tyrolischen und vorderösterreichischen Gebirgen erzogen worden, und für unsere Gegenden und Alpen vortrefflich taugen. — Die Landleute werden auch alljährlich durch obrigkeitliche Schreiben auf gedachte Märkte eingeladen, und ihnen die Tage der Märkte, die Beschaffenheit des Viehs der Gesundheit halben, angezeigt, wie auch der Preis der Geldsorten bestimmt.

Die Saug- oder Metzikälber, die man gewöhnlich hier zu Lande verspeißt, werden äusserst fett gemacht, so daß man das meiste Fleisch davon nicht schmälzen muß. Es ist ein Landesgesetz: „daß der Bauer jedes Kalb — „ehe er es an den Metzger verkaufe — 3 Wochen lang „mit ganzer Milch absauge, dem Uebertreter bey der „Buß 2 Pf. Den. und dem Käufer 1 Pf. Den.“ Auch der Kälbligrempel (d. h. das Aufkaufen der Kälber auf den Fürkauf hin) ist verboten. Allein der Bauer läßt es meistens noch älter werden, und verfährt dabey auf fol-

gende Weise. Nach der Geburt darf das Kalb nur 3 bis 4 mal an dem Euter der Kuh (so lange sie sogenannte Biestmilch giebt) saugen, und nachher tränkt man's Morgens und Abends ab. In den ersten 5 Wochen übertreibt man sie gar nicht mit fetter Nahrung, sondern hält sie ziemlich schlecht, man giebt ihnen nämlich nur abgerahmte oder gute aber mit Wasser oder Schotten vermischte lauwarme Milch, in welche die Sennen bisweilen noch den Vorbruch legen, d. h. der obenaufschwimmende Zieger vor der zweyten Scheidung des Käswassers mit dem Saur. Nach Verfluß dieser Zeit verbessert man ihre Nahrung und giebt ihnen ganze Milch und Zieger, wobey man sich der äusserst starken Ziegenmilch mit auffallendem Vortheil bedient.

Gleich von Anfang an hält man das Kalb von der Kuh in einem besondern Stall abgesondert, welches vorzüglich r in und trocken gehalten werden muß. Hauptsächlich gedeihen sie bey denen Sennen am beßten, welche Butter und Käse machen, die daher, wenn der Käs aus der Schotten ist, diese noch einmal scheiden, und alsdaun den dadurch erhaltenen weissen Zieger herausnehmen, selbigen mit guter Geiß- und Kuhmilch vermischen, und diese Mischung dann den Kälbern zur Nahrung geben, wodurch sie nicht selten in 7 bis 8 Wochen zu einer Gröffe und Schwere von 1 1/2 Zentner, und in 12 bis 15 Wochen von 2 bis 3 Zentner anwachsen, wovon jetzo das Pfund lebend gewogen, 9 bis 12 Kreuzer kostet. — So hatte z. E. ein hiesiger Senn 1776 in der Schwägalp 2 Kälber erzogen, welche die fettesten waren, die damals in der Alp standen, und wovon das eine 14 Wochen, und das andere 16 Wochen

alt war. Er verkaufte beyde nach St. Gallen, das Pf. lebend um 5 kr. Ersteres davon wog 2 Zentner und letzteres 3 Zentner 10 Pf. (1 Pf. à 36 Loth). Bisweilen vermischt ein Senn die ganze Milch für Metzikälber noch sogar mit Niedeln, und (selten) mit dem feinsten weissesten Mehl (Schiltmehl), wodurch sie übernatürlich fett werden. Ao. 1801 mästete z. E. ein Innerrooder ein Kalb auf diese Weise, welches vom Neujahrstag bis in die Mitte des Augusts 446 Pf. schwer wurde.

Die Zucht- oder Kühlikälber, die man aufziehen will, werden im Anfange besser, und nachher immer schlechter gehalten, bis endlich das Getränk einzig aus unvermischtem Wasser besteht. In den ersten 8 bis 10 Tagen läßt man sie am Euter der Kühe saugen so viel sie wollen, nachher tränkt man im Anfange mit ganzer Milch und Schotten, worauf man ihnen vom bessern immer mehr abbricht, und sie nach und nach an dürres und grünes Futter zu gewöhnen sucht. — Man tränkt sie ungleich lang — 7, 12 bis 14, meistens aber nur 9 bis 10 Wochen lang.

Damit die Mastkälber in den ersten vier Wochen keinen Versuch wagen Heu zu fressen, das ihnen schädlich wäre, auch das Saugen am Euter der Mutter unterlassen müssen, so legt man ihnen eine Art hölzernen Maulkorb an, den man Kälblizättli nennt, wovon das Stück 6 kr. kostet.

Die eigentliche Stammrace des Appenzellerrindviehs ist von schwarzbrauner Farbe, und die zählt der Bauer zu den wesentlichsten Vorzügen der Schönheit seiner Kühe. In der Form verlangt er, daß der Kopf leicht

und kurz, die Hörner gar nicht lang, und beynahe gerade ausstehen, der Leib nicht eckig, sondern rund, die Füsse kurz und gerade seyen; der Griff (Schlauch) soll am Kinn anheben, und bis zu den Knieen niederhangen. Je mehr dieser Vorzüge an einem Stück Vieh gefunden werden, desto leidenschaftlicher bezahlen es die ächten Küher. Die Farbe allein thut schon so viel, daß unter zwey gleich schön geformten, aber an der Farbe von einander unterschiedenen Kühen für die schwarzbraune 1 Ld'or mehr bezahlt würde, und daß mancher Senn darauf stolz ist, wenn sein ganzes Sennthum von 30 bis 40 Kühen, einzig aus schwarzbraunen besteht, und doch glaubt man allgemein, die rothen Milchkühe seyen überhaupt die beßten.

Vorzüglich sucht sich jeder eigentliche Senn eine Heerkuh aus, die nicht nur obige ästhetische Eigenschaften besitzt, sondern hauptsächlich auch eine gute Weiderin ist, d. h. immer auf den beßten und fettesten Plätzen graset, und selbige nicht nur bey der Hütte, sondern in der ganzen Alp herum aufsucht. Dieser wird dann vorzüglich die Weidschelle angehängt, die sie, so lange das Vieh im Grünen weidet, trägt, und welche daher immer an der Spitze der Heerde steht, und den andern Kühen zum Wegweiser dient. Und wirklich kann man dies auf den Alpen häufig beobachten, daß die Kühe einen gewissen Rang unter sich beobachten, den nur die Stärke bestimmt, so daß die schwächere der stärkern allezeit weichen muß. Selbst wenn eine fremde Kuh erkauft und zu den übrigen gestellt wird, hat sie mit allen nach und nach zu kämpfen, bis ihr Rang entschieden ist, und man hat sogar Beyspiele, daß wenn

zwey gleichstarke Heerkühe zusammen kamen, man durchaus genöthiget war, sie von einander abzusöndern, indem sie sonst einander aufgerieben haben würden. Da nun die grossen kuhgrechteten Alpen nicht nach ihren verschiedenen Abtheilungen oder Besitzern durch Häge von einander unterschieden sind, sondern offen da stehen, und die Kühe auf der ganzen Alp, überall wo sie — aus eigenem Antrieb — wollen, weiden können, so liegt jedem Senn sehr viel daran, daß seine kleine Viehheerde eine gute Anführerin habe, der dann die übrigen stets nachfolgen. Sie wird jedesmal zuerst gemolken, und geht dann auch wieder zuerst von der Hütte hinweg auf die Weide, wohin ihr dann eine nach der andern nachkommt. Auf diese Weise weidet aber auch jeder Haufen, d. h. jedes Sennthum beysammen auf eigenen Plätzen, und man muß sich in den oben genannten Alpen darüber recht verwundern, daß sich die Kühe verschiedener Sennten so gar nicht unter einander vermischen, sondern jedes seine besondern Weidplätze wählt, die es nicht verläßt, und wobey eines dem andern keine Eingriffe thut. — Würde ein Sennten von seinem selbstgewählten Weidstrich weggejagt werden (das aber strenge verboten ist) so lauft die Heerkuh sogleich mit allen ihren angehörigen der Hütte zu, wo man sie dannzumal alle sogleich in den Stall hineinbinden muß, worauf sie den folgenden Tag wieder auf ihre alten Plätze hinziehen; bindet man sie aber nicht in den Stall, so verlassen sie einander, und die eine verlauft da- die andere dorthin. — Findet nun ein Senn eine solche erprobte starke Heerkuh und gute Weiderin, und hat sie neben ihrer schwarzbraunen Farbe noch einen weissen Strich

oben dem Rücken und unten dem Bauche nach, so bezahlt er sie immer mit 1 bis 2 Ld'or theurer, als der gewöhnliche Preis wäre.

In Ansehung des Kalbens werden diejenigen Kühe am meisten gesucht, die um Lichtmeß herum (zu Anfange des Hornungs) und etwa 4 Wochen ehe man die Kühe ausläßt, d. h. ehe man sie ins Frühlingsgras treibt, und im Herbst, um Martini, wenn man einstellt, d. h. wenn die Kühe in den Ställen gefüttert werden müssen, kalben.

Die beßten Appenzellerkühe geben im milchreichsten Zeitpunkte — vorzüglich im Maymonat 8 Maß Milch, (höchst selten 10 bis 12 Maß.) Im Durchschnitt aber rechnet man auf den Alpen 4 1/2 Maß Milch, das ganze Jahr durch hingegen nur 4 Maß, wobey aber die 5 bis 7 Wochen, worin die Kuh vor dem Kalben gelt steht, nicht gerechnet sind. (Eine Maß zu 3 Pfund gerechnet 1 Pf. zu 40 Loth.) Wenn die Kühe viel von dem sehr lang und häufig wachsenden Alpenlauch fressen, so bekommt ihre Milch einen starken Lauchgeruch und Geschmack davon. Mutteri, Frauenmänteli, Rohmblume und Roßeipch halten die Bauern im Appenzellerland ebenfalls für die butterreichsten Alpenpflanzen. — Gewöhnlich hält man eine Milchkuh so lange, bis sie 6 bis 7 mal gekalbet haben, und dann mästet man sie zum Abschlachten.

Noch vor 30 Jahren war der Preis des Rindviehs im Appenzellerland um die Halfte niedriger, als er itzt ist. Eine 4 Zentner schwere Milchkuh von obigen guten Eigenschaften, kostet jetzo 100 fl., obwohl der Ankaufspreis ofters abwechselt, je nachdem

die Jahrgänge fruchtbar oder unfruchtbar, Heumangel oder Ueberfluß vorhanden ist. — Ao. 1771 bey der grossen Theure, die im Lande herrschte, kostete 4 1/2 Pf. Brod 1 fl., hingegen eine Kuh kostete nur 45 bis 50 fl. und 1 Pf. fetten Käs 7 kr. Allein Ao. 1800 verkaufte der Senn in der Alp Furglen 14 Milchkühe, welche der Käufer aus seinem ganzen Sennten auswählen konnte, alle zusammen für 1400 fl. — Ausserordentlich grosse und schön gewachsenejunge Milchkühe wurden auch schon einzeln mit 15 bis 19 Ld'or bezahlt.

Im Durchschnitt wiegen die Appenzellerkühe 3 1/2 bis 4 Zentner, schweres Gewicht, obwohl es auch viele 4 1/2 bis 5 Zentner schwere giebt. 6 Zentner schwere Kühe sind höchst seltene Ausnahmen.

Ein einjähriges Kalb nennt man im Appenzellerland ein Galtlig; wenn es tragend ist ein Kalbeli, und erst, wenns gekalbet hat, eine Kuh. — Ein einjähriger Stier und jünger heißt ein Kälberstier, ist er älter schlechtweg ein Stier.

Gewöhnlich läßt man den Kühen beym ersten Erwachen ihres Instinkts den Stier zu, das schon meistens in 11/2 Jahren ihres Alters geschieht. Eine Kuh aber, die gekalbet hat, führt man erst, wenn es der Instinkt das 2te oder 3te mal fodert, zum Stier; also erst nach 8 bis 10 Wochen. Man braucht dazu 2 bis 3jährige Stieren, die durchgehends 3, selten 4 Zentner wiegen; auf 20 Kühe hält man einen Stier. — 2 1/2 bis 3jährige verschneidet man zu Ochsen, doch giebt man sich gar nicht viel damit ab, und mästet vorzüglich Kühe zum Abschlachten.

Alle zwey Tage giebt der Senn seinem Rindvieh ein

wenig Salz, das ihm die Kuh aus der Hand leckt; auf den Alpen geschieht dies Abends vor dem Melken, und im Winter ebenfalls alsdann. Des Sommers und Winters melkt man die Kühe Abends und Morgens um 8 Uhr.

Der Appenzeller kauft alljährlich eine Menge Geltvieh von allen benachbarten Herbstviehmärkten, das er einige Zeit mästet bis es 4, 5 Zentner wiegt, und es theils für seinen eigenen Hausgebrauch abschlachtet, theils selbiges — welches viel häufiger geschieht — an die Metzger im Land, oder von St Gallen, Zürich, Lindau, Feldkirch ꝛc. verkauft. — Das innländische Mastvieh, das man des Herbsts nicht von der Fremde herbringt, wird den Sommer durch auf den Alpen gefüttert, wo der Eigenthümer alsdann einem Senn für seine Kuh, wenn er keine eigene Alp hat, 6 bis 11 fl. Sommerzins geben muß. Im Herbst und Winter aber macht man sie eigentlich fett mit Heu und Oemt, mit Mieth, d. h., mit Hülsen u. dgl. von allerley Baum- und Feldfrüchten, worüber man ein wenig Salz streuet, mit Grüsch (Kleyen) mit Lemi, welches das Abgehende vom Hafermehl ist, mit Rahmehl, welches noch vor dem Grüsch vorangeht, und dgl. m.

Sowohl in Inn- als Ausserrooden giebt es eine Menge Viehhändler, die man Veechschickler nennt, die jährlich für eine grosse Summe Gelds allerley Gattung Rindvieh einkaufen und wieder verkaufen, d. h. veechschicklen.

In Ansehung des Viehverkaufens bestehen im Appenzell Ausserrooden nachstehende alte Landesgesetze:

Wenn einer dem andern Roß oder Vieh für gesund und gerecht zu kaufen giebt, so soll es nicht länger, als ein Monat währen, es habe sich dann der Käufer bey dem Verkäufer vor dem Monat beklagt, es seye nicht gesund und gerecht gewesen, da solle dann dem Käufer nach aller Billigkeit ein Abtrag gethan werden, oder der Verkäuffer soll die Haab wieder zur Hand nehmen, und den Unkosten abstatten.

Wenn aber einer dem andern ein Haupt Mastvieh für gesund und gerecht zu kauffen gäbe, so soll es dannzumal länger, nämlich 6 Monat währen, und wenn hernach das Mastvieh pfinnig fiele, so soll ihm, dem Käufer, von jedem Gulden 3 Batzen nachgelassen werden.

Item: wenn einer dem andern ein Stück Vieh für tragend zu kaufen giebt, und anzeiget, auf was Ziel und Tag es kalbern soll, und beschieht nicht, wie er fürgegeben hat, so soll er um den ersten Monat nicht gefahret und begriffen werden. Im Fall es aber sich länger dann ein Monat verzöge, so soll, nachdem der Monat vorüber ist, von einer jeden Wochen, so es sich verzeucht, dem, der das Stück Vieh hat, von Anfang zu Lohn werden 30 kr., bis daß es 8 Wochen, und also 4 fl. auferlauffen hätte. Wenn aber die 8 Wochen vorüber, und die 4 fl. bezahlt sind, soll kein weiterer Nachzug gethan werden.

In Appenzell Innerrooden sind hierüber folgende alte Landesgesetze vestgesezt:

Ao. 1694: Wenn einer einem eine Kuh für tragend giebt, die es nicht ist, so soll es in den ersten 14 Tagen nichts seyn, aber dann von dort an für jede Woche 1 fl. bezahlt werden müssen. Er solle es aber dem Ver-

käufer sogleich anzeigen, daß ihm der Schaden nicht anwachse.

Ao. 1665 ist erkennt worden: wenn einer einem andern eine Kuh für gesund und gerecht zu kaufen gegeben hat, und der Käufer ihr darnach einen Mangel aufdrechen (aufbürden) thut, das er aber mit Wahrheit nicht darthun mag, und hingegen der Verkäufer sich dessen nicht geständig seyn will, auch sie sich sonsten nicht vergleichen können, so sollen sie das Hauptvieh niederschlagen lassen dörfen; ist es dann für gesund erfunden worden, so solls der an ihm selbst haben, der es für gesund erkauft hat, und ihm den Mangel ohne Noth aufdrechen wollen; wird es aber nicht für gesund und gerecht erfunden, so solls der erste Verkäufer haben, der es für gesund hinweggegeben; sie sollen dann einander fürohin im übrigen unersucht und zufrieden lassen, jedoch soll der uralt Artikel fest beobacht:t werden, daß welcher sich der schlechten Haab im ersten Monat nicht klagt, soll ihm kein Recht mehr darüber gehalten werden.

Ao. 1678 wurde erkennt, daß einer die Kuh zu handen nehmen, auch Kosten und Schaden abtragen müsse, wenn er es nicht anzeige, wenn die Kuh strübe; d. h. kränkle, und soll noch dazu 1 Pfund Denier gestraft seyn.

Bey den pfinnigen Kühen gilt das gleiche Gesetz in Inn- wie in Ausserrooden, nur wurde Ao. 1689 der Zusatz gemacht: wenn aber ein Stück Vieh böser als pfinnig wäre, oder gar faul fiele, so muß es der Verkäufer an ihm selbst haben, und die Losung wieder herausgeben, denn gsund und grecht allezeit gelten soll;

auch

Auch soll obiges von einem Stier wie von einer Kuh gelten.

Ao. 1700 ist die Erkanntnuß ergangen: wenn einer aus dem Sennten Küh will, und niemand nichts von gsund und grecht sagt, sonders ohne einziges Melden die Wahl vorgeht, so soll gsund und grecht gelten, und soll der Verkäufer dem Wählenden den Schaden abtragen; wenn der Käufer aber sagt: er habe äugende, durchgehende Kühe u. dgl. jetzt möge er wählen; er müsse sie haben, wie sie sind, in diesem Fall soll das Widerspiel gepflogen werden.

Ao. 1702 wurde erkennt: wenn eine Kuh in den Zähnen gritze, d. h. mit den Zähnen knirrsche, seye es kein Mangel.

Ao. 1724 hat ein Wochenrath erkennt, daß es kein Mangel seye, wenn einer Haab (d. h. Rindvieh) hat, die das Wasser blaset, wohl aber, so einer solche hat, soll ers schuldig seyn, anzuzeigen. — Wasserblasende Kühe heißt man nämlich diejenigen, welche zuviel Wasser sauffen und wenig fressen.

Ao. 1726 wurde einem, der eine zungensaugende Kuh erkaufte, 1 fl. Entschädiguug gesprochen. Mit diesem Namen belegt man nämlich diejenigen Kühe, welche die meiste Zeit an der Zunge saugeu, nur für Hungersterben fressen, und daher sehr mager werden.

Ao. 1709. Als einer für den Beystrod einer angekauften Kuh 3 fl. Entschädigung begehrte, wurde er abgewiesen, weil er sich nicht in den ersten 4 Wochen darum gemeldet habe. Es giebt bisweilen eine Kuh, die an einem Strich aus zwey Oeffnungen Milch giebt, eine Oeffnung befindet sich in der Mitte des Strichs, und

wenn man melkt, so geht die Milch durch diese Oeffnung zum Eymer hinaus; von solchen Kühen sagt man alsdann, sie haben den Beystrod.

Ao. 1734 wegen einer Kuh, von der die Milch nicht budrig sey, d. h. die keine Butter gebe, (welches der Aberglaube der Hexerey zuschreibt) wurde erkennt: daß solches niemal vor Obrigkeit geschwebt, und ein finsteres Wesen sey, dahero soll der Eigenthümer zur Geduld gewiesen seyn.

Der Fürkauf in Häuten, Fählern (Fellen) Rindvieh, Schweinen, Schmeer, Unschlitt u. dgl. ist nach einem alten Artikel verboten, auch wurde die Ausfuhr obiger Produkte oft unbedingt, oft aber bedingt, obrigkeitlich verboten.

Die sogenannten Hauptmängel bey dem Rindvieh in hiesigen Gegenden, welche den Ankaufpreis entweder verringern oder gar den Kauf aufheben, sind ausser dem Finnig seyn, nachstehende:

Wenn eine Kuh durchbricht, die man eine Brecheren nennt, so muß er sich mit dem Käufer darum abfinden. Es giebt nämlich Kühe, die mit ihren Hörnern einen jeden Haag ausheben, und aufreissen, oder über einen niedern Zaun hinüber springen können, und dadurch unerlaubte Streifereyen vornehmen. Diesen bindet man entweder einen Bletz Tuch oder ein Stück dünnes Brett auf die Stirne, und so weit über die Augen herunter, daß sie nicht mehr weder über sich, noch vor sich hin, sondern allein unter sich hin auf die Erde sehen können; oder man hängt ihnen an einem Seil oder an einer eisernen Kette, die man ihnen um den Hals bindet, ein Stück Holz an, das sie auf dem

Boden nach sich ziehen, und mit dem sie, wenn sie über einen Zaun springen wollen, in demselben hangen bleiben, wodurch ihnen nach und nach diese schlimme Gewohnheit abgewöhnt wird.

Wenn eine Kuh sticht, schlagt, sich oder andern am Euter saugt, muß der Verkäufer sich ebenfalls mit dem Käufer deßwegen abfinden.

Eben dies Gesetz geht auch die breülenden Kühe an, welche wie die Stieren, oft anhaltend, brüllen; man kann auch eine solche Kuh in den Stall büten, d. h. dem Besitzer obrigkeitlich befehlen, daß er sie nicht zu den andern Kühen auf die Weide lasse, indem dieselben durch eine solche Kuh wild gemacht, und zu einem ähnlichen Gebrüll verleitet werden. (*)

Der gleiche Fall trifft alsdann ein, wenn eine Kuh dünn mistet.

Und endlich verhält es sich eben so, wenn eine Kuh, während Jahresfrist, äuget, das selbst bey einer Mastkuh statt findet, welches der Metzger immer erfährt, indem, wenn eine Kuh geschlachtet wird, sie alsdann immer noch äuget, wenn sie vorher demselben unterworfen war.

In Appenzell Ausserrooden hatte man gar keine Metzgerverordnungen, allein in Inner-

---

(*) Wenn man auf einer Wiese, die an eine andere grenzt auf welcher Kühe weiden, den Boden mit Metzgerbschütti, d. h. mit Kuhharn, worunter Rindsblut, Eingeweide ꝛc. gemischt wurde, begießt, so werden die Kühe — so lange sie eine Witterung davon haben — wie rasend, und brüllen entsetzlich.

rooden finden sich in diesem Fall schon seit den ältesten Zeiten die zweckmässigsten Gesetze vor. — Die Hauptsache ist in nachstehender sogenannten Metzetafel enthalten.

Satzung und Ordnung, so von Herrn Landammann und Rath erneuert und bestätigt worden, wie sich die Fleischschätzer und Metzger in der Metzgi verhalten sollen.

Actum den 15. Juny Ao. 1735.

Erstlich sollen die Fleischschätzer an den Samstagen oder sonst zu andern Zeiten, wenn Fleisch in der Metzgi seyn wird, am Morgen bey guter Zeit sich einfinden lassen, Sommerszeit um 9 Uhr, Winterszeit um 10 Uhr ungefähr, das Fleisch bey ihren Eiden zu schätzen, das Kalbfleisch sowohl, als das Rindfleisch; es sollen die Metzger zu gemeldten Stunden fertig seyn, daß man es schätzen könne, bey der Buß 1 Pf. Den. und sollen dabey die Metzger bey ihren Eiden schuldig seyn, für sich selbst oder wenn sie andern Leuten metzgen und aushauen werden, die Ungebühr oder was sich nicht Richtiges an Kühen, Rindern oder andern befindet, anzuzeigen, alsdann soll jederzeit nach befindenden Umständen der Schatzung die Gebühr wallten.

Und damit die Metzger und gemeine Landleute, die auch auszuhauen lassen begehrten, nit gehindert, sondern jeder an seinem Nutzen befördert werden möge, so sollen den ordinaire Metzgern am Freytag, Samstag, Sonn- und Montag niemand in der Metzgi vorschlachten dörfen, sondern sollen die Tage ihnen ledig und ungehindert gelassen werden, doch mit solcher Erläuterung, daß die Metzgi dieser Tagen hindurch mit gutem Fleisch

versehen werde; die übrigen Täge, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag alsdann diejenigen Landleute, so auch auszuhauen begehrten, imgleichen hiezu kommen mögen, solcher gestalten, daß sie der Schatzung nachkommen, und also ausrufen lassen, und nachdem es geschätzt, soll er es um solchen Preis auszuhauen schuldig seyn, damit niemands Fleisch gehindert werde.

So viel aber die Metzger betreffen thut, sollen sie allwegen am Abend davor schlachten, und alsdann Vormittag zu obgemeldten Stunden aushauen, und dem Volk abwarten, bis um 1 Uhr und zuvor das Fleisch aus der Metzgi nit in ihre Häuser tragen; und was Rindfleisch ist, soll jederzeit in der Metzgi geschlachtet werden; was aber schlecht und bös Fleisch ist, es seye Rind- Stier- Schaf- oder Kalbfleisch, das soll den Metzgern und den Landleuten aus der Metzgi abgeschätzt seyn; das abgeschätzte Fleisch aber soll in der abgesonderten kleinen Metzgi, so hiezu verordnet, ausgehauen werden, damit niemand kein Grausen empfange, bey der Buß 1 Pf Den., so dawider gethan wird.

Beynebens ist auch mit allem Ernst geordnet, welcher Metzger das Fleisch, was Gattung es seyn möchte, theurer gäbe, als wie es die hiezu Verordneten geschätzt, der das Fleisch nit nach der Schatzung aushauen und auswägen wollte, der soll und muß vor dem nächsten kleinen Rath schweren, daß er selbiges ganz nachkommende Jahr weder in der Metzgi noch in den Häusern nit mehr metzgen wolle, sondern ein ganzes Jahr zur Straf aufhören; zudem] sollen die Metzger im Aushauen und Auswägen niemand über das, wie es geschätzt worden, in Mangel des Fleisches, noch sonsten, weder steigern noch

andere List und Gefahr brauchen, bey der Buß 1 Pf. Den., so oft es geschieht. — So sollen auch die Metzger verpflichtet seyn, den kranken Leuten und den Kindbettern ab solchen Orten, da sie begehren, und dergleichen Leuten zu mehrerer ihrer Gesundheit dienet, Fleisch zu geben, bey der Buß 1 Pf. Den.

Wenn aber ein Metzger einem andern eine Kuh oder Rind abkauft, und wird von keinem Theil von der Gesundheit nichts geredet, wenn alsdann ein solches Rind pfinnig fiele, so soll dem Landmann von dem Metzger für den Gulden 12 bz. bezahlt werden, und soll der Metzger das Rind haben, es seye viel oder wenig pfinnig. Wenn aber eine Kuh von dem Metzger für gsund und grecht erkauft, und fiele pfinnig, müßte der es für gsund und grecht verkauft, solches wieder zu seinen Handen nehmen. Wenn herengegen ein Landmann einem Metzger eine Kuh oder Rind weder für gsund noch für grecht gäbe, sondern stellte es dem Metzger frey, er möge um den Kaufschilling, wie sie dessen einten worden, abfahren oder nit, der Metzger führe auf diese Red mit dem Vieh ab, und fiele pfinnig, müßte solches der Metzger an ihm selbsten haben, und den Landmann völlig bezahlen, wie sie im Kaufschilling einig worden. Dieser Artikel soll aber nit weiters verstanden werden, als für pfinnig fallen, denn es möchte ein Landmann — daß andere Mängel an solchem Vieh — wissen, so er anzuzeigen schuldig wäre; auch soll niemand ungeschätzt aushauen, bey der Buß 11 Pf. Den., so oft es beschieht.

So solle auch ein jeder Metzger von einem Stand in der Metzgi jährlich in den gemeinen Landseckel 11 Pf.

Den. auf den letzten Faßnachttag jedes Jahr unfehlbar erlegen, damit die Metzgi um so leichter könne und möge erhalten werden, und welcher sein Standgeld auf gemeldten Tag nit erlegen würde, dem soll das Metzgen auf die nächste Ostern und ein Jahr darnach gänzlich verboten seyn.

Desgleichen auch ein jeder Landmann, der sein Vieh auszuhauen und auszuwägen begehrt, der soll von jedem Haupt der Obrigkeit zur Erhaltung der Metzgi so gut als die Metzger ihr Standgeld zu geben schuldig seyn, und dem Metzger, der das Seil, Waag und Bank hergiebt, 2 kr., damit sich niemand zu beschweren habe, und allen gleich geschehe, und werde jederzeit ein Einzieher hiezu verordnet, dem die Landleute es mit Willen einhändigen sollen.

Es soll kein Metzger kein Stierfleisch, Kalbfleisch auch Lungen u. dgl. unter das Rindfleisch vermischen und auswägen, sonderbar, wie es geschätzt ist, es wäre denn Sache, daß einer also zu kaufen begehrte, bey der Buß 10 Pf. Den. — Den Speck oder Schmeer sollen sie weder im Herbst noch zu andern Zeiten unter das Unschlitt vermischen oder zerlassen.

Zudeme wird denen Fleischschätzern befohlen, wofern sie sehen oder hören, daß diese Ordnung in welchem Artikel es wäre, nit gehalten, sondern übertreten würde, daß sie solches der Obrigkeit anzuzeigen schuldig seyen; wofern sie aber solches nit thäten, sollen sie sowohl, als die Fehlbaren die Buß zu erlegen schuldig seyn, darnach sich ein jeder zu richten wissen wird.

Hierauf beschließlich sollen die Metzger, ihre Diener und Helfer, die verordneten Fleischschätzer nicht schmü-

tzen noch schmähen, schelten noch hassen, sondern ihrer Schatzung fleissig nachkommen und gehorsam seyn, wofern sie der grossen Ungnade der Obrigkeit entgehen wollen, so auf den Fehlbaren folgen wird, oder auf's mindest 5 Pf. Den. zur Straf in Puncto zu erlegen gesetzt seyn solle.

Wieder nachgeschrieben worden von Joh. Jos. Signer, Landschreiber, den 1. Septemb. Ao. Dom. 1755.

Diese Verordnungen wurden auch in den neuesten Zeiten mehr oder minder beobachtet, so wie man die Metzger von Zeit zu Zeit auch über nachstehende Punkten obrigkeitlich und bey dem Gelübde anfragte, und im Falle ihrer Fehlbarkeit auch obrigkeitlich abstrafte; sie müssen nämlich beantworten:

1. Ob sie keine verdächtige Waar in der Metze geschlachtet?

2. Ob sie kein ungeschätztes Fleisch aus der Metze genommen?

3. Ob sie kein ungeschätztes Fleisch in die Wirthshäuser gegeben?

4. Ob sie kein Fleisch theurer verkauft, als es geschätzt worden?

5. Ob sie die Schätzer nicht geschmäht haben?

6. Ob sie kein krankes oder todtes Vieh aufgeschlachtet?

7. Ob sie nie nach zwey ungleichen Schatzungen unter einander verkauft haben?

8. Ob sie dem Schätzer die Mängel angezeiget haben?

9. Ob sie die Rinder nicht aufgeblasen haben?

10. Ob sie keine jüngere Kälber als drey wöchige gemetzget?

Eigentliche Sennen, die wenigstens auch 20 und mehrere Kühe besitzen, giebt es im ganzen Land mehr als 200, wovon in Ausserrooden ungefähr 90 — und zwar in Urnäsch und Gaiß allein etwa 40 wohnen, und worunter einige 40 bis 60 Kühe und 20 bis 30 Stück Jungvech, d. h. Kälber besitzen. Die vorzüglichsten Sennen überwintern so viel Kühe, als sie gesömmert haben, und einige wenige davon ziehen sich ihren Viehstand selbst nach.

Ein Senn verteifert mit dem andern, welcher die schönsten Kühe habe; jeder treibt daher sein Baurenwesen höchst leidenschaftlich, und seine grosse Liebe und Anhänglichkeit an das liebe Vech ist unbeschreiblich, welches in der Appenzellersprache Vech räßseyn heißt. Auf den Alpen giebt man sich wenige Mühe mit ihrer Besorgung, hingegen im Thal werden sie Sommers und Winters in den Ställen gestriegelt, oft gewaschen, und mit ausserordentlicher Sorgfalt rein behalten; selbst den Schwanz bindt man ihnen alsdann an einem von der Wand herabhangenden Seil in die Höhe, daß sie sich nicht damit beflecken. Sorgfältige Sennen werden auch die auf der Weide überregneten nassen Kühe jedesmal mit einem Strohwisch abtrocknen, woraus alsdann, wie aus einem Schwamm, das Wasser herunterrinnt, und wobey das zitternde Vieh ganz stille steht, und sich davon sehr erleichtert fühlt. Faule Sennen bedienen sich dieser Methode anstatt des Striglens.—

Nie braucht der Aelpler Stock oder Peitsche gegen sein Vieh, seine Stimme leitet und regiert es, wohin er will; nie wird der nicht völlig rohe Senn seinem Vieh fluchen; und nie wird er des Abends beten, ohne das liebe Vech mit in sein Gebet eingeschlossen zu haben. Ganz richtig bemerkt daher Ebel: "Die Kuh „im Appenzellerlande genießt mehr der Achtung, wel„che jedem nüzlichen Wesen der Natur gebührt, und „befindet sich glüklicher als Millionen Menschen Eu„ropas, welche unter dem Prügel und der Knute ihr „Leben verfluchen. Ist es möglich, daß diese Paral„lele am Ende des achtzehnden, des sogenannten philo„sophischen Jahrhunderts, wahr sey, wahrhaftig in „einem so empörenden Sinne statt finde? — Ab„scheuliche Realität!!!

Vorzüglich alsdann, wenn der Senn im Frühjahr mit seiner Heerde auf die Weiden und Alpen aus einer in die andere zieht, im Herbste wieder zurückkommt, und im Winter aus einem Heustadel in den andern, und einer Gemeinde in die andere wandert, um das gekaufte Heu zu benutzen, prangt er mit seinen Kühen. Jeder Senn hat ein Gelaüt, welches wenigstens aus 32 eisernen Kuhglocken besteht, die unter einander und mit dem Gesang des Kühreihens harmonieren; auf alle Märkte, welche in dem Kanton Appenzell gehalten werden, bringen daher die Tyroler Eisenhändler eine Menge solcher Glocken von allen Grössen. — Diese Glocken hängen an breiten schwarzen mit Figuren ausgeschnittenen und ausgenähten ledernen Riemen, welche vermittelst einer grossen mößingenen

Schnalle — die öfters gut vergoldet ist — um den Hals der Kühe befestiget werden. Die gröste Glocke, welche beynahe einen Fuß im Durchmesser hat, oberhalb sehr breit, bauchig und nach unten zusammenlaufend ist, kostet allein 40 bis 50 Gulden. Diese werden nun den vorzüglich beleibten und ansehnlichen Kühen einer Sennerey umgehangen, doch legt man die gröste Schelle einer Kuh nur durch die Dörfer an, um damit Pracht zu treiben, ausser derselben trägt sie ein Senn an einem Stock über den Rücken, weil man die Erfahrung gemacht hat: daß das lange Tragen einer solchen Schelle der Kuh sehr schadet, ihre Lunge nach und nach ausnehmend ausdehnt, und sie im Alter dämpfig und für die Mezger beynahe unbrauchbar macht. Die schönste Kuh einer Sennerey, die Heerkuh oder Ringeri, welche immer an der Spize der Heerde steht und diese auf der Weide stets anführt, hat auf der Weid eine ganz kleine Glocke an, welche man die Weid-Schelle nennt. — Der Senn, welcher den ganzen Zug anführt, erscheint dann — selbst mitten im Winter im feinen weissen Hemd, die Ermel bis über die Ellbogen aufgerollt, entweder in einer rothtüchenen Weste oder ohne diese, und dann hängt ein rothscharlachener Hosenträger über das Hemd herunter, in den die Jahrzahl und der Name seines Eigenthümers schön eingenähet ist, und der die gelblichen bis auf die Knöchel herabhangenden zwillchenen Beinkleider hält, die ohne diesen herabfallen würden, weil sie oben ganz kurz und weit sind; ein dreyeckigter Hut, der oft mit Sträussen aller Art umhangen ist, deckt den Kopf, und ein neuer schön geschnizter Melcheimer — der aussen am Boden gemahlt ist, hängt über

die linke Schulter. So angethan schreitet der Senn, singend und johlend voraus. Hinter ihm folgen meistens 3. 4. bis 5. schöne Ziegen — (Kuhgähßli), und zwar gewöhnlich weisse Modschgähßen, das heißt: solche, ohne Hörner; dann die 2. oder 3. Kühe mit den grossen Glocken *), die der Handbub in gewöhnlicher Kleidung vorwärts treibt; er tragt nämlich ein Futterhemd, welches eine Jake ohne Knöpfe, ganz wie ein Hemd gemacht, an dem Halse mit einem Schlitz nach vornen ausgeschnitten ist, wie ein Hemd angezogen wird, und an den Leib angepaßt, nur bis an den Hosenbändel geht. Auf den Handbub folgt die ganze Reihe von Kühen, eine nach der andern, worunter sich auch der Zuchtstier, mit dem einfüßigen Melkstull auf seinen Hörnern befindet, und wovon jedes Stück eine eiserne Kette am Halse hängen hat, um an derselben in dem Kühstall eingebunden werden zu können. Das Ganze beschließt endlich noch ein Knecht, der eine Milchtase auf dem Rücken trägt, und

*) Gehts auf die höchsten Alpen, wo das Vieh stark Bergan steigen muß, und wo die Glocke also an den Felsenstücken zerschlagen würde, so tragen die Hirten die Alpschellen ohnehin voran, und läuten mit denselben, denen alsdann die Schellkühe auf dem Fuße nachfolgen, daher ist Meiners Bemerkung in seinen Briefen 3r Band S. 138. ganz richtig, wo er sagt: "als wir an den Fuß des hohen „Kastens kamen, entstand auf einmal ein gewal„tiges nicht unharmonisches Geläute, welches die „Hirten mit den grossen Glocken machten, womit „sie die Heerden leiten, und ihnen Zeichen geben.„

darauf sieht, daß keine Kuh zurückbleibe. Ist es ein grosses Senntum, so folgt dem Zuge ein Packpferd nach, dem die nöthigen Milchgeräthschaften, das Sennenbett und drgl. aufgeladen sind; zur Winterszeit werden selbige auf einen Schlitten gebunden und ebenfalls von einem Pferd nachgeführt welches man alsdann die Lädy nennt. Besteht das Senntum hingegen nur aus wenigen Kühen, so tragt ein Aelpler in einer Krätze alles nöthige auf dem Rücken nach, der alsdann anstatt des obigen Knechts, den Kühen nachfolgt. — Bisweilen werden die Schweine und Kälber unmittelbar hinter den Kühen nachgetrieben, bisweilen aber werden sie erst nach ein paar Tagen abgeholt.

Nach der Alpfarth im Frühling sehnt sich nicht nur allein der Senn, den wirklich alsdann ein rechtes Heimweh nach den Alpen anwandelt, sondern man kann es sogar an dem Vieh bemerken, daß selbst dieses eine merkliche Ungeduld nach denselben verspüren läßt, wenn die gewöhnliche Zeit der Alpfarth durch einen ausserordentlich langen Winter verzögert worden ist.

Auf den Alpen werden die Kühe durch den Gesang des Sennen zusammenberufen, welches der Appenzeller löcklen (kommt her vom lokken, rufen) oder zaurenoderzorren; oder rugusen oder rugüslen nennt. Sein Lockgesang für Kühe ist verschieden von dem für Schafe, Schweine und Ziegen. — Wie deutlich die Kühe die Stimme ihres Meisters kennen, zeigt sich daraus: daß sie, sobald er zu locken oder zu rugusen anstimmt, aus der Ferne zu ihm hineilen.

Vorzüglich im Appenzellerland hört man den Kühreihen noch sehr oft nennen, und hie und da auch

noch singen, allein die Sennen selbst sind über seinen Innhalt, und die Art wie er gesungen werden müsse, nicht mehr unter sich einig, so wie die verschiedenen in Noten gesezten Kühreihen, z. E. der, welchen Graf von Stollberg unter dem Namen des Appenzeller-Kühreihens erhielt, und in seiner Reise durch Italien und die Schweiz S. 141. bekannt gemacht hatte, auch derjenige, der in Ebels Schilderung der Gebirgsvölker vom Canton Appenzell S. 152. vorkömmt, sind nicht mehr ächt, indem der berühmte Doctor Zellweger sel. von Trogen schon Anno 1724. den 23. Aug. (S. Schweizer-Museum Anno 1793. S. 816.) an Breitinger in Zürich folgendes schrieb: „Der Kühreihen „ist ein Gesang, der beynahe eine Stunde dauert, „wenn ihn unsere Sennen singen. Ich habe keine Ab„schrift davon bekommen können, ob ich gleich schon „seit 10 Jahren nachforsche. Wo ich noch um eine „Abschrift frug, haben die Schelmen nur gelacht. Ich „habe einzig den Sennenspruch in Händen, auch eine „Art Gesang, der aber nur eine Dummheit ist. Für „den Kühreihen giebt es wohl eine Melodie, um ihn „auf der Geige zu spielen, aber dies ist nicht die ächte.„ Sowohl aus diesen Bemerkungen als aber auch daraus, daß man hie und da nicht nur in Appenzell, sondern auch in Glarus, Ury, Schwyz und andern Alpengegenden noch alte Verse hat, die man mit dem Namen Kühreihen belegt, und die viele Bauren für den wirklichen Kühreihen halten, schliesse ich, daß zu einem Theil des Kühreihens auch Verse erfordert wurden, die durch die Länge der Zeit verloren gegangen, oder verändert

worden seyn mögen, und daß daher Ebel sich irrt, wenn er S. 154 behauptet: "daß es zuverläßig sey, daß er „nie von Worten begleitet gesungen werde, und mit „artikulirten Lauten nicht gesungen werden könne, ohne „seine ganze Eigenthümlichkeit und Originalität zu ver„lieren." — Alle Sennen, die sich wenigstens anmaßten hierin Sachkundige zu seyn, und die ich darüber fragte, stimmten in ihren Aeusserungen darin miteinander überein: der Kühreihen-Sänger müßte zuerst den ersten Vers aus dem Kühreihen-Lied in einer sehr sanften Melodie singen, und auf diesen erst seine Triller hersprudeln, worauf er diese beym 2ten und 3ten Vers und bey allen nachfolgenden wiederhole, so daß wohl eine Stunde Zeit dazu vonnöthen sey, bis er damit an das Ende komme. — Die hinten abgedrukten Verse*) wurden mir als der wahre Text zum Kühreihen übergeben, die ich hin und wieder singen hörte, und obschon ich sie selbst nicht für ächt halte, so glaube ich dennoch, daß sie das Charakteristische des Textes vom Kühreihen völlig in sich enthalten.

Zum Rugusen und Lokken hingegen, womit der Senn eigentlich seinem Vieh lockt, hat man keine Worte, sondern dies besteht nur in auf- und absteigenden Tönen, wobey der Sänger von Zeit zu Zeit, und besonders am Ende, einen tiefen Ton lange aushaltet, und darauf wieder schnell durch einen hohen scharfen Ton abbricht. Vorzüglich die Weibsleute in Innerrooden sind hierin sehr stark, und 8. bis 9. jährige Mädchen bis 50. und 60. jährige Weiber treiben diese Kunst, und

*) S. IIte Beylage, am Ende dieser Beschreibung der Alpenwirthschaft des Appenzellerlands.

können damit das Vieh von der grösten Entfernung, mitten im Tag, wann sie wollen, herbeylokken.

Die übrigen ältern Sennenliedchen, die hin und wieder und vorzüglich in Innerrooden gesungen werden, sind von kindischem Wesen, vonWeichlichkeit, plumper, läppischer Küherliebe, von niedrigen flachen Bildern aus dem dürftigen Bezirk des Küherlebens, und ganz roher Einfalt, die mit allem gleich am Ende ist, zusammengesezt, daß ich damit niemand groß erfreuen würde, wenn ich sie auch hersezen könnte.

Der Kühreihen ist so alt, wie die Alpenwirthschaft selbst, daher ist es sehr schwer, die Absicht seiner Entstehung zu bestimmen. Ramond, der franz. Uebersetzer der ersten Reise Coxe's durch die Schweiz, vermuthet, daß dieser Gesang eine Tanzarie sey, deren Tanzschritte aus zu hohem Alter verloren gegangen sind, das Ebel völlig verwirft, und behauptet: er seye nur dazu erfunden worden, um das Vieh damit herzulocken; auch versichert er: "daß sich in der ganzen Schweiz „nichts entdecken lasse, welches von ferne die Idee „veranlaßen könnte, daß der Kühreihen ehmals eine „Tanzarie gewesen sey." — Obschon ich des Hr. Ramonds Meynung auch nicht mit genugsamen Gründen unterstützen kann, so läßt sich doch auch vieles dafür sagen, nnd mir scheint sie wirklich die wahrscheinlichste. — Es macht doch schon jeder Senn zwischen Löcklen oder Rugusen, und zwischen dem Kühreihen singen einen Unterschied, und mit dem erstern werden vorzüglich die Kühe zur Hütte gelockt, den leztern aber singt der Senn nur wenn er die Kühe in den Stall einbindt,

einbindet, oder eine nach der andern der Reihe nach melkt, oder bey dem Auf- oder Ab-Alpfahren vor den Kühen hergeht. Ueberdies muß jeder Appenzeller Tanz-Musikant auch den Kühreihen auf seinem Violin, Tanzweise, wie der Senn sagt, aufspielen können, auch ist es in Appenzell Innerrooden noch gegenwärtig üblich, daß alle Jahre die jungen Leute an ihren Alpstubeten auf den Alpen, unter freyem Himmel, und an den Faßnachtstägen im Thal, nach dem Kühreihen tanzen.

In den Fragmenten eines Briefs von 1751, der im helvet. Calender 1780. S. 155. steht, lesen wir folgendes: "den Appenzeller-Kühreihen würden Sie „doch hören mögen, womit sie sonst Virtuosen beschämt „haben. Einer von diesem Geschlecht war nach Paris „gekommen; man führte ihn in die Opera; als er „die Triller der Castraten hörte, vergaß er sich, und „sagte: der Gesang wäre zu weibisch; er schloß die „Augen zu, und stekte die Finger in die Ohren *), „dann stimmte er den Kühreihen an, und überstimmte „bald die ganze Musik der Opernsänger. Der grosse „Ludwig und sein Hof erstaunte über das Wirbeln und „Kraüseln; er wollte ihn in seinen Gärten hören, „aber er weigerte sich und sagte: er sey ein freyer „Mann, des Königs Bundsgenoß, und singe nicht, „wenn es ihm nicht gefiele. „ —

*) Ich fragte lezthin einen Senn, der meisterlich ruguste, aber dabey die Augen zuschloß, und die Finger in die Ohren schob, warum er sich so gebehrde? allein er antwortete mir mit dürren Worten: "weils „der Brauch ist. „ —

„Noch vor 2 Jahren hätte ich Sie mit dem Prä-
„ceptor in Bekanntschaft gebracht, der zu diesem Küh-
„gesang einen frommen Text gemacht hat, den er
„uns mit vieler Selbstzufriedenheit sang. Hätten Sie
„ihn gefraget, was er singe? so wäre die Antwort
„gewesen: den geistlichen Kühreihen!“

Das Alpenvolk in Innerrooden singt aber seinen Kühreihen und seine Nuguser nicht allein auf den Alpen, sondern auch in Gesellschaft in den Wirthshäusern, beym Fuhrwerken auf den Strassen, oder überhaupt auf Reisen, und hauptsächlich auf dem Wege, wo die jungen Bursche des Nachts ihre Mädchen besuchen, d. h. in der Appenzellersprache: wenn sie zur Spini gönd. Der Liebhaber löcklet, das Mädchen erkennt ihn schon aus der Ferne an seiner Stime, es antwortet oder umgekehrt — und nun dem Wechselgesange nachgehend, kommen sie einander immer näher, bis sie sich endlich treffen; alsdann wandern sie zusammen, an dem kleinen Finger sich haltend, weiter, und unterhalten sich bis zum älterlichen Hause.

Ebel sagt auch: daß er von 2. Knaben Lieder singen gehört habe, die ihren Gesang mit dem Geklapper von 2. hölzernen Löffeln begleiteten, welche sie zwischen den Fingern fast eben so hielten und bewegten, wie die Spanier ihre bekannten Kastagnetten, wenn sie den Fandango tanzen; dieß nennen die Innerrooder Löffelrätschen.

Alle diese Alpen- und Hirtengesänge werden unter den Reformierten in Ausserrooden viel seltener gesungen. In ihren Gesellschaften hört man sie theils Schweitzer- und Freyheitslieder, theils in Mu-

sick gesezte Davidische Psalmen und geistliche Lieder absingen, wo sich dann wirklich beynahe in einer jeden Gemeinde kleine Gesellschaften junger Leute beyderley Geschlechts bilden, die den Ruhm der besten Sänger im Dorfe, und im Lande, behaupten möchten.

Ueber den Einfluß, den die Absingung des Kühreihens auf die Schweitzer in der Fremde hat, indem sie nämlich das Heimweh hervorbringt, redt Ebel sehr weitläufig und gründlich. Die Musick wirkte nicht sowohl durch ihre Melodie und Harmonie, sondern hauptsächlich, als Erinnerungs- und Erweckungsmittel aller Bilder, welche in der Phantasie dunkel schlummerten. Alle schweizerischen National-Lieder — nicht nur der Kühreihen — erwecken in dem abwesenden Aelpler, der dieselben ehemals in seiner Heimath absingen hörte und selbst absang, wenn er sie in der Fremde vernimmt, eine Sehnsucht nach seinem Geburtsorte, die nicht selten in eine eigentliche Krankheit ausartet. Die Anhörung solcher vaterländischer Lieder wirkt so mächtig auf die Phantasie und das Gefühl, daß sie wie ein Blitzstrahl durch seine Seele fahren, und ihn so lebhaft an alles, was ihm in seiner Heimath lieb und theuer war, erinnern, daß das zusammengedrängte Schmerzgefühl, über den Verlust des ehemaligen glücklichen Zustands übergwältigend wird, und die Heimsehnsucht plötzlich auf den höchsten Gipfel führt.

Selbst auf die Kühe äussert der Kühreihen eine ausserordentliche Wirkung. Wenn Kühe von Alpenzucht, aus dem Geburtslande entfernt, diesen Ge-

sang hören, so scheinen ebenfalls alle Bilder ihres ehemaligen Zustands plötzlich in ihrem Gehirn lebendig zu werden, und eine Art von Heimweh zu erregen; sie werfen augenblicklich den Schwanz in die Höhe, schlagen mit ihren Füssen zu allen Seiten aus, fangen an zu laufen, zerbrechen alle Zäune und Gatter, und gebehrden sich wild und rasend. Dies ist der Grund warum es ehmals in der Gegend von St. Gallen — wo häufig gekaufte Appenzellerkühe auf den Wiesen weiden — verbotten war, dort den Kühreihen zu singen. —

Eine gleiche Wirkung macht auf die Alpenkühe die grosse Alpschelle. Wird eine Alpkuh in eine zahmere Gegend verkauft, wo man sie in den Wiesen und Heimathweiden sommert, und fährt von ungefähr ein Senn mit seinen Küh-Senten und dem Alpgeläut vorbey, so springt sie öfters über Häge und Stauden, der Alpschellen und dem Alpvieh zu, so daß der Besitzer der Kühe Mühe hat, sie wiederum zurückzubringen.

Gegen die Hunde zeigen die Kühe im Appenzellerland vorzüglich auf den Alpen und entferntern Weiden einen unversöhnlichen Haß. Sobald eine Kuh einen Hund erblickt, stellt sie sich sogleich zur Gegenwehr, indem sie ihm ihre Hörner darbietet, und nicht nur etwa stillstehend sich zu vertheidigen sucht, sondern ihren Schwanz in die Höhe wirft, die Hinterfüsse um sich schlägt, auf den Hund zulauft, und ihn oft bis an das Ende der Weide verfolgt. — Nicht selten kommt der Herr des Hundes dabey in Gefahr, indem der Hund zu seinem Herrn lauft, und

bey ihm Schutz sucht, die Kuh aber fortfährt, auf den Hund loszustürmen, und oft von dem erstern nur durch den heftigsten Widerstand zurückgetrieben werden kann. Ist ein Hund groß oder hartnäckig, so vereinigen sich nicht selten etliche Kühe miteinander, schliessen einen Kreis um ihn, und würden denselben unfehlbar tödten, wenn er nicht beschämt seinen Schwanz zwischen die Füsse schlagen, und, oft heulend, sein Heil in der Flucht suchen würde, daher ist es auch verbotten: Hunde in die Alpen mitzunehmen, da die Kühe durch sie sehr leicht in Zorn und Wuth gerathen und krank werden können.

Wenn eine Kuh in einer Alpweid an einem sehr steilen Orte schlipft, und sich nicht mehr erholen kann, so läßt sie sich auf dem Bauch nieder, schließt ihre Augen zu, überläßt sich so geduldig ihrem Schicksal, und rutschet allgemach den Berg hinunter, bis sie entweder in einen Abgrund stürzt, oder an irgend etwas hangen bleibt und davon aufgehalten, oder endlich durch einen Aelpler gerettet wird, welcher, sobald er den Fall sieht, ihr geschwind mit einem Sper, und wenns die Noth erforderet, mit Seilern entgegen geht, sie damit aufhält, aufrichtet, und so gut er kann, an einen sicheren Ort zurückbringt.

Alles Vieh wird im ganzen Appenzellerlande sowohl auf den Wiesen als auf den Alpen die Nächte durch in den Ställen behalten, bey Tagesanbruch wiederum auf die Weide gelassen, während der größten Mittagshitze von 11. bis 4. Uhr Nachmittags aber ebenfalls wieder in die Ställe hineingebunden. Bey einem entstehenden Ungewitter behandelt man

sie ebenfalls wie im Glarnerland; würde man dieß nicht thun, so würden sie mit verschloßnen Augen vor sich hin rennen, und zwar so, daß sie den Wind hinter sich hätten, und sich gar oft in Abgründe stürzen. — Schon öfters war es auch der Fall, daß der Blitz das Vieh in den Ställen und auf dem Felde tödtete. So lesen wir z. B. in den Zürcher Monatl. Nachrichten des Jahrs 1753. S. 82., daß der Blitz den 28. May des Abends in eine Hundweiler Sennhütte geschlagen habe, gerade zur Zeit, wo der Senn mit seinem Sohn seine 28. Kühe melkte. Der Blitz schlug hinten und vornen in die Hütte und in den Schweinstall; von diesem wurden einige Kühe — und im Schweinstall ein Schwein getödtet, die 2. Menschen aber, und die übrigen Thiere in eine langgedauerte Betäubung versetzet. Eine hart bey der Hütte gestandene Wetterlanne wurde entzündet, die den 29ten Abends noch brannte.

Ao. 1779. schlug der Blitz auf dem Cronberg in einen Stall, worin 16. Stück Kühe waren, und tödtete dieselben alle. Ao. 1794. tödtete der Blitz auf dem obern Kamor im freyen Felde ebenfalls 2. Kühe; Ao. 1789. in der Nordfluh 2. Kühe; Ao. 1799. auf Gaiß in einer Weide 2. Kühe; und anderswo mehr. Während einem heftigen Ungewitter sind die Kühe in den Ställen äusserst unruhig, zittern vor Angst am ganzen Körper und blöcken erbärmlich zusammen. — Walser schreibt in seiner Kronick: "den 1. Heumonat 1761. fiel auf dem Kamor ein entsezlicher Hagel; die Steine waren wie Gänseeyer, und 3. starke Kühe wurden von demselben erschlagen.

Die Gesundheit des Viehs ist dem Aelpler von der grösten Wichtigkeit, und vorzüglich der Appenzeller glaubt — und gewiß nicht ohne Grund — daß in seinem Lande das kraftvollste und gesundeste Vieh aufgezogen werde, weswegen eine Appenzeller Milchkuh auch theurer verkauft wird, als eine fremde von gleicher Grösse und Güte.

Nasse Sommer machen das Vieh auf den Alpen sehr mager und unscheinbar.

Ich finde nach den Jahrzeitbüchern dieses Landes und der neuern Erfahrung, daß in Vergleichung mit dem ehm. ganzen Canton Linth, mit Bünden oder anderen Schweizer-Viehländern höchst selten Viehseuchen grassiert haben, nie im Land selbst ihren Ursprung nahmen, sondern von hergekauften, angesteckten Kühen entstanden, auch nie in grossen Bezirken des Landes um sich greiffen konnten. Nicht sowohl das Clima, als aber vielmehr die vernünftige und sorgfältige Behandlungsart des Viehs ist Schuld daran. — Der Landmann versteht sich aber auch wirklich mehr darauf, wie er sein Vieh gesund erhalten müsse, als wie er das einmal krank gewordene wieder heilen könne, und in dem ganzen Canton findet man vielleicht nicht 2. geschickte Viehärzte.

Man striegelt und wascht das Vieh häufig — wie ich schon oben zeigte — die Ställe werden sehr reinlich gehalten, fleißig durchluftet, und in warmen Nächten sogar noch ein paar Läden von der Oberdill aufgehoben; die Brunnentröge werden fleißig ausgewaschen; das Heu und Oemt lang und stark aufgeschüttet, damit es von allem Staub und Unsauberkeit gereinigt, dem

Vieh könne in die Krippen geworfen werden, auch werden die Stümpen, die es etwa in der Krippe liegen läßt, insgemein weggenommen, und zur Streue hingeworfen; wenn Reiffen im Frühling und Herbst fallen, wird das Vieh nicht auf die Weiden gelassen, bis dieselben weg sind, aus der Besorgniß: die tragenden Kühe möchten entwerfen, wie es heisset, oder das Vieh möchte sich sonst Schaden zuziehen; bey einem einfallenden unerwarteten Schnee, oder am Ende des Sommers, wenn auf der Weide wenig Gras mehr zu finden ist, wird das Vieh mit dem gesammelten Heu aus dem Alpäkkerli gefüttert, u. drgl. mehr — auf welche Weise das Vieh gesund bleibet; da im Gegentheil an den Orten, wo das Vieh Tag und Nacht durch auf den Weiden gelassen wird, dasselbe entweder in Erhitzung und Durst geräth, und schlecht Wasser trinkt, oder aber Frost und Erkältungen erdulden muß, welches alles auf die Eingeweide und die ganze Gesundheit desselben die allernachtheiligsten Folgen haben muß. — Wenn aber dem ungeachtet sich hie oder da Viehseuchen äusserten, so ergrif alsdann die Obrigkeit, wie die im Glarnerland, ganz die nämlichen Maaßregeln. — In Appenzell Innerrooden fand ich über diesen Punkt nachstehende Landesgesetze:

„vom siechen Viehpresten und andern Strau-
„chenden d.h. Krankheiten oder Gepresten,
„hat eine vollkommene Landsgemeind auf und ange-
„nommen: wer Vieh hat, das prestig ist, der soll es
„auf dem Seinigen haben, als ein Rath erkennt; und
„wenn 13. Wochen hingehen, daß ihm keine hin- noch
„abgehet oder siechet, und das durch seine Nachbau-

„ren oder andere Biederleut bezeuget, so mag er zu
„Alp und Weid fahren, als ein anderer Landmann;
„wenn aber einer sein Vieh, das prestig wäre, wollte
„auslassen oder liesse, so soll der das krank Vieh wie
„gemeldt auslasset, für den rechten Haag 3. Schritt
„weit davon machen, bis sein Vieh wieder frisch und
„gesund ist. Es soll auch keiner, so der Prest vorem
„Land ist, Vieh in das Land kaufen und führen, wo
„der ermeldte Presten nicht eine Meile weg davon
„entfernt ist, und das muß der, welcher zu derselbi-
„bigen Zeit Vieh ins Land kauft, mit Treu und Ei-
„desstatt bezeugen.„

„Ao. 1712. d. 13. Jenner ward erkennt, wenn einer
„in strauchenden Kühen geschicket, d. h. gehandlet
„hat, soll ers niederschlagen lassen, bis der Metzger
„ein gsunde erfinde; und dann das übrige 13. Wochen
„bey Ehr und Eyd in den Stall botten seyn; die von
„ihm Küh empfangen und noch haben auch 13. Wo-
„chen wie obige; auch ist gebotten, innert 13. Wo-
„chen in der Haab zu schicken, nit anderst als
„an die Barten, d. h. zum Abschlachten.

Ao. 1799. im Wein- und Wintermonat wurde viel Rindvieh in der Gemeinde Gaiß von der Mund-, schwämme und der Fußseuche ergriffen, die auch schon vor 150. Jahren, und in den 1730ger Jahren im Appenzellerlande das Rindvieh ergriffen haben solle. Unsere alten Bauren versichern, man habe diese Krankheit damals für den Zungenkrebs gehalten, und daher dem kranken Vieh ätzende Sachen auf die Zunge gethan, die ihnen grosse Stücke von der Zunge weggefressen, und unausbleichlich den Tod zugezogen

haben. Man bediente sich dabey mit dem besten Erfolg des gekochten Habermuses (Hafergrütz), das sowohl nahrhaft als kühlend ist.

Die vorzüglichsten Krankheiten, denen das Appenzeller-Rindvieh gewöhnlich ausgesezt ist, sind nachstehende, die ich wiederum, wie beym Glarnervieh nur nennen und etwas weniges über die besondere Behandlungsart der Bauren beyfügen, keineswegs aber eine vollständige Krankheitsgeschichte dieser Thiere liefern will.

Es giebt sehr viele pfinnige (finnige) Kühe. Man hat kein sicheres Kennzeichen von dem Daseyn derselben, bis ein Thier geschlachtet und geöfnet ist, es wäre denn, daß ein anhaltender Husten und Keuchen eine allzugrosse Menge der Finnen oder auch eine damit behaftete Ansteckung und Fäulniß der Lunge — welche Beschaffenheit man Faulpfinnig nennt, verriethe. Einige Bauren glauben: allzuheisse Ställe können das Geblüt verderben und zu Finnen fähig machen.

Die Kalbersucht, die an fremden Orten selten ist, herrscht hier ziemlich allgemein. Es ist eine Art von Fieber, welches alsdann entsteht, wenn man einer Kuh, bald nachdem sie gekalbet, allzukaltes oder zu viel Wasser zu trinken giebt, da man gewohnt ist, die Kalberkühe, insonderheit des Winters, ein paar Tage in dem Stalle zu tränken; oder wenn sie höh wird, d. h. wenn sie in einen heftigen Zorn geräth, worauf der Magenfalt zu brennen anfangt, wie es in der Sprache der Bauren heißt. — Man giebt einer solchen Kuh sogleich ein wohlgesottenes Habermuß, mit Rahm oder frischem Butter vermischt, und

wenn auf dieses Mittel nicht baldige Besserung erfolgt, so wird das Thier um dem Krepieren vorzubeugen, geschlachtet, indem man diese Krankheit — vielleicht zu geschwind — für unheilbar hält. — Ein heftiger Zorn kann jedem Vieh den Tod zuziehen; wenn nun wahrgenommen wird, daß sich eine Kuh allzusehr erzürnt hat, so sucht man ihr durch Eingiessung von Fleischbrüh mit Safran vermischt, zu begegnen, oder man läßt ihr eine Ader öfnen, das bey der wirklichen Kalbersucht, wenn sie aus einem heftigen Zorn entstanden ist, gute Dienste gethan hat.

Hier zu Lande hält man es auch für die Kalberkühe sehr nützlich, wenn man ihnen in den ersten Tagen Bienst (die erste Milch nach dem Kalben) einschüttet.

Mit der Kalbersucht ist die sogenannte Kalberräffe nicht zu verwechslen. Man nennt nämlich die Kühe Kalberräß, wenn sie — nachdem ihnen kurz nach dem Kalben das Kalb weggenommen worden ist, immer nach demselben blöcken, und sich nicht zur Ruhe begeben wollen. In diesem Zustand, der bey vielen Kühen nicht selten ist, muß man sich nur hüten, daß keine fremde, dem Thier unbekannte Leute, und noch weniger Hunde in den Stall gelassen werden, um die Kuh nicht zum Zorn zu reitzen, woraus sonst gar leicht die wirkliche Kalbersucht entstehen könnte.

Das Aügen (procidentia uterus,) besteht darin, wenn eine Kuh entweder, von einer violenten Geburt her, den Leib von Zeit zu Zeit herausdrückt, oder nur alsdann, so oft sie bald kalben will. Der uterus geht bisweilen von selbst wieder zurück, und oft muß

er zurückgestossen werden, nachdem man ihn zuvor mit lauwarmem Wasser gewaschen hat. Solche Kühe werden aber auch bisweilen mit einem grossen Heuseil auf eine künstliche Weise, die gelernet seyn muß, so gebunden, daß es ihnen unmöglich ist denselben nachher wieder herauszudrücken. Wenn der Verkäufer einer äugenden Kuh dem Käufer den Fehler verkleinert angeben will, so sagt er: sie laht (laßt) luägä, oder bey einer Kalberkuh: es lit (liegt) zuhi.

Das allzuflüßige Misten, wodurch der Leib und die Milch ins Abnehmen gerathen, entspringt von überflüßigem trinken. Um das Vieh davon zu befreyen, so giebt man ihm, in einer trockenen Pfanne geröstetes Bohnenmehl ein; oder man knettet ein wenig Harz, ein Wespennest und frische Butter durcheinander, und stoßt es dem Vieh in den Schlund hinunter.

Die Unfräßigkeit wird meistens gehoben, wenn man dem Vieh etliche Morgen nacheinander eine Handvoll oder mehr Salz nüchtern eingiebt.

Stürmig wird ein Stück Vieh genennt, wenn es zuweilen in einem Kreis herumlauft. Es entsteht gewöhnlich, wenn dasselbe durch allzustarkes Anstossen eines Horns, dessen Wurzel in etwas ledig machet, wo sich dann einige Flüßigkeiten unter einem Häutlein sammlen, und kleine Würmer darin erzeugen. Man hat zur Seltenheit diesem Uebel wohl auch schon durch trepaniren abgeholfen; man findet aber besser, solche Thiere zu mästen und zu schlachten.

Die unfruchtbaren Kühe, die alle 3. Wochen stierig werden, und daher Stiten heissen, werden ebenfalls gemästet und geschlachtet.

Die Harnwinde ist eine ziemlich schwere und nicht seltene Krankheit, in der das Vieh rothen Harn mit Brennen wegläßt. Diese Krankheit entsteht alsdann, wenn die Kühe, welche vorher an eine gute Weid gewöhnt waren, aus dieser auf solche Triften getrieben werden, die entweder sumpfig oder aber mit Gesträuchen und Erdbeerpflanzen überwachsen sind. Wenn z. B. die Kühe von Gaiß auf Neuenalp oder auf Feusen, oder in die Weiden des Eichbergs im Rheinthal, die alle obige Eigenschaften besitzen, getrieben werden, so werden sie sogleich von obiger Krankheit befallen, da diese Weiden hingegen für diejenigen Kühe, welche im Rheinthal und überhaupt in den sumpfigern Gegenden dies- und jenseits des Rheins liegen, aufgezogen worden, und welche daher eines solchen Futters von Jugend auf gewohnt waren, gar keine nachtheiligen Folgen hat. — Man sucht diese Krankheit durch kühlende Mittel, z. E. durch Gerste, Eyer, ganze Milch u. dgl. zu heilen.

Bey starker Entzündung des Euters, welches man die Uterstrüchleten nennt, und die nicht so allgemein und schädlich wie im Glarnerlande ist, gebraucht man Gundelrebenkraut und Wurzeln, zerschneidet beydes, siedet dasselbe in ganzer Milch mit dem weissesten Mehl wie einen Kindspapp, mischt ein wenig frische Butter darein, und legt dieses nun in einem Leintuch lauwarm auf das Euter, das man öfters wiederholt. Man streut auch alsdann meistens Heublumen unter die Kühe, und reibt öfters ihr Euter damit, und erwartet heilende Kräfte davon.

Auch im Appenzellerlande herrscht der Irrthum allgemein, daß die gemeine Spitzmaus — der Mützger (Mus Araneus L.) den Kühen in den Bauch krieche, sie am Bauch und an dem Euter verwunde und ihnen Blut sauge, daher nennen sie die Innerrooder Blutsauger.

Die Völle (das Auflaufen) befällt im Frühling und Herbst bisweilen auch das Appenzeller-Rindvieh. Wenn die gewöhnlich gebräuchlichen Mittel, z. E. ein Ey in dem Hals der Kuh zerdrückt, Theriak, das Einblasen des Tabakrauchs in das Maul, Wegerichwurzeln mit Salz besprengt, Schwein oder anderer Mist, auch etwa eine eiserne Kette ins Maul gestossen um das Vieh zum Kauen und Gluchsen zu bringen, nicht anschlagen, so wird mit einem Messer ein Loch in den Leib geschnitten, durch welches der Dunst herausfährt, und das Blähen aufhört, das aber die Appenzeller-Bauren und sogenannte Viehärzte nicht verstehen, sondern wozu Oberländer herberufen werden. Herr Doktor Zellweger bemerkt hierüber auch noch folgendes: "Ein Vieharzt hat als ein Geheimniß eröfnet, „daß wenn man im Frühjahr einem jeden Stük Vieh, „an dem ersten Tage, ehe man es aus dem Stalle „auf die Weide gehen läßt, 3 Handvoll Mieth *) ohne „Heu eingebe, das Vieh den ganzen Jahrgang hin-

---

*) Unter Mieth oder Miethi versteht man im Appenzellerlande seltener pures Salz, sondern gewöhnlich ein Gemisch von Kleyen, Hafer, Lim, den Hülsen der Baum- und Feldfrüchten u. dgl., das mit Salz vermischt ist. Lim hingegen bekommt man bey

„durch keine Völle zu befürchten habe, welches kaum „glaublich, obschon einige Bauren die Erfahrung hie„von zu haben vorgeben; sonst vermeint man, daß „wenn man dem Vieh, ehe man es in das Frühlings„oder Herbstgras laufen läßt, den grösten Hunger mit „Heu in etwas stille, selbiges, so oft es geschieht, „das Gras nicht mehr mit so heftiger Begierde ein„schlinge und hiedurch die Völle vermieden bleibe.„

Bisweilen bekommen die Kühe hiesiger Gegend eine Art epileptischer Krankheit, die man — wie bey den Menschen — das Fallend- oder Böswey nennt. Dieses Uebel ergreift die demselben unterworfenen

---

der Zubereitung des sogenannten Mußmehls (Hafergrütze). Man siedet nämlich Hafer in Wasser; dieser wird alsdann in Backöfen, oder in besonders hiezu eingerichteten Oefen, die man Haberdörri nennt, unter öfterem Herumrühren gedörrt; dem gedörrten Hafer werden darauf die Hülsen in der Mühle (in der Rellen) abgezogen, die Kernen durch einen zweyten Mühlezug gebrochen, und das davon abgehende sehr leichte Zeug Lim genannt; die gebrochenen Kernen werden endlich noch einmal durch eine Staubmühle getrieben, und das davon abgehende zärtere Mehl, unter dem sich auch noch viele kleine Körnchen befinden, Zoñmehl genannt, welches in theuren, verdienstlosen Zeiten, die armen Leute kaufen, und in einen Brey gekocht, verspeisen, in bessern Zeiten aber zu Hühnerfutter benutzt wird. — Bisweilen lassen die Bauren den blossen Haber nur in einige Stücke zermalen um ihn so zerstückelt dem Mastvieh zu geben (zu miethen.)

Kühe abwechslungsweise nur zu gewissen Zeiten, bisweilen wochentlich 1. bis 2. mal; bisweilen alle Monate, oder auch nur alle Vierteljahre einmal. Einige behalten diese Krankheit lebenslänglich, andere werden nach einiger Zeit wieder davon befreyt. Im Krankheitszustand ergreift sie ein heftiges Zittern am ganzen Körper, sie machen starre Augen, bekommen vor dem Maul einen Schaum und fallen entweders hinter sich auf den Rücken, oder hängen sich rückwärts in die Kette, und bleiben in diesem Zustande eine oder mehrere Stunden. Solche Kühe werden aus den hohen Alpen sogleich abgetrieben, indem sie, wenn sie von ihrem Uebel befallen werden, verwalen, d. h. sich rückwärts den Berg hinunterwälzen und in den Abgrund stürzen würden. Ehmals war in Appenzell Auß- und Innerrooden ein allgemeines Landgesez: "daß vom „Bösweh befallene Kühe niedergeschlagen und mit „Haut und Haar verscharrt werden sollen," das in Innerrooden jetzo noch in Kraft ist; hingegen in Ausserrooden wurde in den neuern Zeiten das Essen und der Verkauf dieses Fleisches erlaubt, nur mußte der Verkäufer es dem Käufer anzeigen: daß es von einem solchen kranken Stück Vieh herkomme. Diese Krankheit ist übrigens selten, so daß ein grosser Senn, der 12. Jahre senntnete, während dieser Zeit nicht mehr als 2. solcher Kühe unter seinem Vieh hatte.

Wenn eine Kuh das Darmgicht hat, so sagt man von ihr: sie hat Würm, oder Würmbeissen.

Viele Kühe, die aus einer Gegend in die andere verkauft werden, sind wie die Ziegen dem Heimweh

sehr

sehr unterworfen, wo sie aus Sehnsucht nach ihrem vorigen Wohnort wenig fressen und oft lange anhaltend brüllen.

Man muß der Kuh für den Ehrdruck eingeben heißt im Appenzellerlande: die Kuh wiederkauet nicht natürlich.

Von den Appenzeller-Schaafen.

Jeder Senn von 15. bis 20. Kühen hält bey denselben einige Schöäfe (Schaafe), doch ist die Schaafzucht hier noch viel geringer, als im Glarnerlande. Schon zu Walsers Zeiten belief sich die Anzahl der Schaafe kaum auf 1200. Stück, und gegenwärtig kann man sie höchstens auf 600. setzen. Man treibt sie des Sommers vom May bis in den Augstmonat in die höchsten Schaafweiden des Hochgebirgs, wohin die Kühe nicht kommen können; sie werden von einem Schaafbub gehütet, der nebst der Speise 1 fl. Wochenlohn hat. — Von jedem Stück wird während dieser Zeit 10. Batzen Sommerlohn und das Salz bezahlt.

Ein männliches Schaaf heißt in der Landessprache: ein Schöäfbock und ein weibliches ein Schöäf.

Die übrigen Schaafe, die im Lande verspiesen werden, kauft man aus dem Toggenburg und aus dem Bündner- und Glarnerlande.

Um der Schaafzucht im Lande aufzuhelfen, verordnete die Obrigkeit schon 1723: "daß man fremde Schaafe nicht ins Land verdinge, von jedem Stück ein Pfund

„Buß. „ — Auch besteht sowohl ehmals als jetzo — die Schaafe betreffend — nachstehendes Gesetz: "daß „der Besitzer der Schaafen selbige im Herbst und „Frühling auf seinem eigenen oder gemietheten Boden „weiden lasse, bey hoher Strafe auf die Uebertretung. „

Auch in diesem Alpengebirg verunglückten schon ganze Heerden Schaafe bey einem entstandenen Hagelwetter, das z. B. 1798. zwischen dem Meßmer und der Alten-Alp 200 Stück Schaafen begegnete, die alle todt fielen. Daß bey einem entstehenden Hagelwetter, ein Schaaf den Kopf zwischen des andern Füsse strecke, und ihn so gegen die Hagelsteine beschütze, ist erdichtet. —

Von den Ziegen oder Gääßen.

Ziegen werden im Appenzellerlande bey weitem nicht so viele, wie im Glarnerlande gehalten. Jeder Senn hat zwar in Inner- und Ausserrooden 4. bis 8. Stück Ziegen bey seiner Heerde, die mit den Kühen weiden, und mit denselben auch zum Stalle kommen, daher sie Sennen-Gääßli oder Kuh-Gääßli genennt werden; allein im Ganzen genommen macht dies doch keine grosse Zahl aus. — In Innerrooden werden zu diesen — vorzüglich den Sommer durch — noch einige besondere Ziegen Heerden, zusammen 1500. bis 2000. Stück, theils von ärmern Bauren, die keine eigenen Kühe vermögen, theils von solchen Sennen, die zu ihren Alpen noch eigene Ziegenweiden besitzen, gehalten; diese Ziegen nennt man Huffen-Gääßli. Ein

solcher Huffen besteht nämlich aus 21. Stücken. In wohlfeilern und verdienstvollern Jahrgängen, als die 2. letztern waren, in denen das Volk noch ein grösseres Vermögen besaß, als gegenwärtig, wurden mehr als 3000. Gaißen nur in Innerrooden gehalten, so daß sich Walser, der sie auf 1476. angiebt, damals sehr irrte. So wurden z. E. noch Ao. 1799. nur auf dem hohen Meßmer und in Seealp 24. Huffen übersommert, und meistens hatte ein Huffen noch 6. bis 8. Ueberstösse; hingegen im Jahr 1801. befanden sich auf dem Meßmer, in Seealp und Meglisalp nur 20. — in Wiederalp 2. von Schwarzenegg und Bönlisau 20. von Eggerstanden 5. in Bottersalp 5. Huffen. — Die ärmern Bauren, welche keinen ganzen Huffen vermögen, stossen dann ihre Gaissen zusammen, und halten dazu gemeiniglich einen Hüter, (Gääßbub) dem sie wöchentlich, nebst der Speise, 5. Batzen zu Lohn geben. —

Die Huffen Gaißen können des Sommers unter gewissen Bedingnissen unentgeldlich auf den höchsten Gebirgsgipfeln der Gemeinalpen ernährt werden. Nachstehendes ist der Hauptinnhalt der urältesten Verordnungen, die Gaißen betreffend, welche jetzo noch beobachtet werden müssen.

„Weil die Huffen Gaißen in den Wäldern unsäglich „schaden, als sollen hiermit alle Gaißen von g'meinen „als eigenen Hölzern und Waldungen abgehalten und „verbotten seyn, bey hoher Strafe."

„Diejenigen so Huffen Gaiß in den G'mein-Alpen „oder G'meinmerkern haben, sollen nicht mehr als „21. Stück und 4. Kitze haben mögen."

„ Die Ledigen sollen mit gar keinen Gaißen in „das gemeine Wesen fahren dürfen; so auch diejeni„gen nicht, welche 200 Gulden oder mehr eigenes „oder ererbtes Vermögen besitzen.„

„ Auch soll wegen der Erneuerung dieser Punkten „alle Herbst und Frühling von denen eigens dazu er„wählten Herren, Gaißrath gehalten werden.„

„ Und welchem Landmann durch die Gaißen Scha„den geschieht, der mag von 10. Eine hinwegneh„men, wobey ihme die Obrigkeit gut Schutz und Schirm „geben wird.„

Ehmals durfte man keine fremden Ziegen ins Land kaufen, sondern mußte nur Landziegen aufziehen, seit einigen Jahren aber wird dieses Gesetz nichts mehr geachtet. — Die Toggenburger Gaißen taugen so wenig, als die dortigen Kühe auf unsre Appenzelleralpen; hingegen die aus den Bündner- und Montafuneralpen gedeihen sehr gut. — Man hält sowohl Ziegen mit als ohne Hörner.

Schon seit einigen Jahren kostet ein paar gute Milchziegen im Herbste 12. bis 14. und im Frühling 18. bis 20. Gulden.

Im Winter füttert man sie mit undüngtem Züg, d. h. mit Ried und mager Heu (gedörrte Staudenzweige, Erdapfelkraut, Baumblätter u. dgl. gebraucht man zu dem Ende nicht.) Um 2. bis 3. Gulden, und das junge Kizchen besorgt und futtert man den Winter durch eine Ziege.

Zu Ende des Maymonats und im Brachmonat geben die Ziegen am meisten Milch; hingegen die kräftigste Milch erhält man in der Mitte und zu Ende

des Augusts, weil sie erst in dieser Jahrszeit die höchsten Gebirgsgipfel besteigen, auf denen die kräftigsten Alpenpflänzchen wachsen. — Die besten Gaißen geben täglich drey Maaß Milch, gewöhnlich zwey Maaß, und eine in die andere den ganzen Sommer durch 1. bis 1 1/2. Maaß. — Die Stellung der Innerrooder beym Melken ihrer Ziegen ist auch ganz eigen. Der Senn liegt alsdann unmittelbar hinter der Ziege mit dem einen Kniee auf dem Boden; steht diese noch nicht in gerader Richtung vor ihm, so zerrt er sie an einem hintern Fusse in dieselbe, stellt hinter ihre von einander gespeerten Beine das Milcheimerchen, stüzt den obern Theil seines Kopfes an den Schwanz und den Hintern der Ziege, und druckt mit dem mittlern Gelenke des Daumenfingers aus den in den Händen haltenden Zitzen die Milch aus. — Die meiste Gaißmilch auf den Alpen wird gewöhnlich zum Gaißkäsemachen benutzt, wovon ein Käß 5. 8. bis 10. Pfund wiegt, und der ganz wie der fette Kuhkäß verfertigt wird. — Man schüttet zu dem Ende die Morgen- und Abendmilch zusammen; oder mischt manchmalen auch Gaiß- und Kühmilch zum Käsemachen untereinander.

20. Maaß Gaißmilch geben im Nachsommer und im Herbste, wo die Milch am stärksten und fettesten ist, einen 5. bis 6. Pfund schweren Käß; im Frühling hingegen, wo die Milch am schwächsten ist, müßte man dazu wenigstens 30. Maaß Milch nehmen. — Das Pf. frischer Gaißkäß wird meistens für 3. Batzen verkauft.

Je des andern Tags giebt man ihnen ein wenig pures Salz oder vermischt dasselbe mit Kleyen.

Unter 200. Gaißen findet sich jedesmal Eine mit 4. Strichen am Euter, die der Senn aber nicht gerne hat, indem sie keine guten Milchgaißen sind; die hintern Striche sind grösser und geben mehr Milch als die vordern.

Das Gaißschmalz, d.h. die Butter von der Ziegenmilch hält der Senn für ein vorzügliches Heilungsmittel für verschiedene äussere Schäden, z. E., bey Verrenkungen, Quetschungen, u. drgl., die meisten Sennen haben daher immer ein wenig davon im Vorrathe, von dem er zugleich glaubt: je älter desto wirksamer sey er. — Wenn man aus der Gaißmilch Butter machen will, so muß man sie zuerst sieden, sonst rahmt sie fast nichts, (gesotten zieht sie mehr als die Hälfte Rahm auf.) Wenn sie gesotten ist, so stellt man sie 2mal 24. Stunden lang in den Keller, und budert dann den abgenommenen Rahm, d. h., macht die Nideln zu Butter. Diese ist ganz weiß, und hat einen starken Ziegengeruch. Scheidet man aber alsdann die Gaißbuttermilch, so wird die Schotten (die Molke) gar nicht mehr stark, indem die Nideln oder die Butter alle Kraft in sich zog.

Zur Seltenheit fallen einzelne Gaißen von den Gebirgsfelsen todt, entweders wenn eine die andere im Zweykampfe über die Felsenwände hinunterstößt, oder wenn sie sich verstiegen haben, und allzuverwegene Sprünge wagen. Sie erfallen auch bisweilen, wenn sie, um einem Ungewitter zu entfliehen, den ordentlichen Weg verlassen, und in gerader Richtung über alle Felsenwände hinunter, der Hütte zuspringen wollen.

In den Zürcherischen monatlichen Nachrichten lesen wir auch folgendes: "Samstag den 12. Herbstm. 1750. „ sind auf dem Kamor durch einen unversehenen ent- „ sezlichen Strahlstreich 10. Gaißen erschlagen und ganz „ verbrennt worden."

Sehr oft verjucken sich die Gaißen im hohen Gebirge, d. h., sie springen oft durch gewagte Sprünge auf Felsenabsätze, welche über hohen schroffen Felsenwänden liegen, und auf denen sie weder vorwärts noch rückwärts mehr springen können; den Felsen hinauf zu klettern, über den sie heruntersezten, ist ihnen öfters unmöglich, und sich an der gähen Felsenwand hinunter in scheußliche Abgründe zu stürzen, dörfen sie auch nicht wagen. — Auf solchen Stellen bleiben sie dann öfters ein paar Tage lang. Der Gaißbub, der sie am Abend beym Melken bey der Alphütte vermißt, sucht sie des Tags darauf im Gebirg, und findet sie meistens sehr bald, da sie aufs jämmerlichste blähgen (schreyen,) so daß man sie von Ferne hören kann. Erblickt sie der Gaißbub auf einem solchen Felsenabsatz, so klettert er mit unbegreiflicher, schauererregender Kühnheit dorthin, um die verjuckte Gääß zu lösen, wobey er dann öfters einer solchen Gaiß Seiler um den Leib bindet, und sie entweder an denselben hinunter oder hinauf zieht. Ueberhaupt darf man öfters seinen Augen kaum trauen, wenn man an die Stellen hinsieht, auf denen diese Gaißbuben, wie Gemsen, herumklettern, und zwar so sicher, daß keine Beyspiele von solchen Verunglückten bekannt sind.

Nachstehende Krankheiten befallen in dieser Gegend die Gaißen:

Im Alter werden sie bisweilen blind.

Die Gelte heißt hier die Uterstruchleten. Von dieser sagen die Innerrooder, daß sie erst seit 14. Jahren ins Land gekauft worden, und vorher unter den Ziegen im Appenzellerlande ganz unbekannt gewesen seye. Sie behaupten nämlich: einige hergekaufte Toggenburger-Ziegen haben mit dieser Krankheit die Land-Ziegen angesteckt, und jetzt zeige sie sich fast alle Jahre bald da, bald dort. — Die leichtgläubigen Sennen ahnden in dieser Krankheit Hexerey, und glauben es damit deutlich zu beweisen: weil, wenn solche einen Huffen Gaißen befalle, immer 1. oder 2. davon frey bleiben. — Diese Krankheit ist übrigens nicht bey allen gleich heftig.

Diejenigen, welche nur die Milch verlieren, ohne daß ihre Euter Verhärtungen bekommen, erholen sich das künftige Jahr wieder völlig; hingegen diejenigen, welche Geschwulsten und Verhärtungen im Euter erhalten, werden auch in dem nächsten Jahr trocken bleiben.

Die Holzsucht ist hier auch eine Ziegenkrankheit, die alsdann entsteht, wenn sie allzuviel Baum- oder Gesträuchrinde fressen. Sie äussert sich dadurch, daß die Gaißen einen g'strauben Kopf bekommen, d.h. daß ihnen die Haare am Kopf in die Höhe stehen, auch vergeht ihnen alsdann die Freßlust, weßwegen sie viel weniger Milch geben.

Der Klokker (der Schlukken, Singultus) der sie unaufhörlich reizt, kann ihnen bisweilen auch tödtlich werden. Man läßt sie alsdann häufig kaltes Wasser trinken.

Die Scheiß ist auch eine Krankheit der inländischen Ziegen; ihr Mist ist alsdann sehr verdünnet. Gefährlicher ist die Wasserscheiß, wo ihr Mist, dünn wie Wasser, von ihnen geht.

Sie haben Würm sagt man von denjenigen Ziegen, welche plözlich umfallen, sich strecken und ausdehnen, sich hin und her wälzen, und jämmerlich schreyen. Man giebt ihnen alsdann in Ziegenmilch Wurmmehl vom Bohrkäfer, das sich zwischen der Rinde und dem Holz angegriffener Tannenbäume findet, ein.

Wider die Raud siedet man Rauchtoback, und gebraucht für sie das abgekochte Wasser davon äusserlich zum waschen und innerlich zum laxiren.

Die ins Land gekauften fremden Gaißen sind auch häufig dem Heimweh unterworfen. In diesem Zustande schreyen sie oft viele Wochen lang unaufhörlich, fressen nur für Hungersterben, und geben sehr wenig Milch.

Alle Jahre, wenn die Gaißen auf dem hohen Säntis weiden, trägt es sich zu: daß einer oder mehreren plötzlich ihre Eingeweide zerplatzen, und sie Rettungslos sterben müssen. Es ereignete sich schon, daß solche Gaißen (wie der Senn sagt) zum Eimer kamen, um sich melken zu lassen, und daß sie während dem Melken plözlich aufgeblasen wurden, den Kopf zu verwerfen und zu schütteln, und jämmerlich zu schreyen anfiengen, und schnell todt umfielen. Die Sennen schreiben diese Wirkung einer giftigen Pflanze zu.

Ein Bürger von St. Gallen, der im Sommer immer 20. bis 30. Milchziegen hält, und die Milch da-

von in der Stadt verkauft, ließ sie im Sommer Ao. 1801. auf einer sumpfigen Wiese weiden, wovon ihm einige wassersüchtig wurden und starben. Wenn er sie öfnete, so fand er zwischen Haut und Fleisch ein gelbes unreines Wasser, und die Leber soll äusserlich nur einzelne Flecken gehabt haben, innerlich aber voll Bandwürmer gewesen seyn.

Von den Huffen Gääßen kommt besonders auch die aller Orten bekannte Gaiß-Schotten, die auf Gaiß, im Weißbad und in Appenzell alljährlich mit vielem Nutzen Kursweise getrunken wird, und worüber schon sehr vieles geschrieben worden ist. *) Das Beste, was ich bis dahin über diesen Gegenstand geschrieben finde, ist unstreitig derjenige Aufsatz, welcher in Rahns Museum der Heilkunde, herausgegeben von der helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte, 3r Bd. Zür. 1795. abgedruckt ist; da aber dieses grosse Werk wahrscheinlich nicht alle von meinen Lesern besitzen, so hoffe ich, es werde ihnen nicht unangenehm seyn, denselben hier abgedruckt zu finden, indem er alles enthält, was über diesen Gegenstand, sowohl in naturhistorischer als medizinischer Rücksicht, gesagt werden kann.

---

*) Die ersten Kurgäste, welche auf Gaiß die Molken-Kur gebrauchten, waren von Rheineck Ao. 1749. Seit der Zeit fanden sich alle Jahr eine gewisse Anzahl Kurgäste ein, allein erst seit dem lezten Jahrzehend wird Gaiß als ein eigentlicher Kurort häufig besucht.

Nachricht von Gaiß und von dem daselbst üblichen Gebrauch der Ziegenmolken, von Dr. Ernst in Winterthur.

* * *

Man pflegt seit einigen Jahren sowohl aus unsern Gegenden, als aus dem benachbarten Deutschland, zahlreicher als vormals, nach Gaiß im Kanton Appenzell zu reisen, um daselbst einige Wochen durch die Ziegenmolken zu trinken, in der Hoffnung, durch den Gebrauch derselben, sowohl seine Gesundheit zu befestigen, als auch sich in verschiedenen Krankheiten und körperlichen Beschwerden Erleichterung zu verschaffen. Dieser Umstand macht mich hoffen, es sey nicht ohne allen Nutzen, und werde den mit Gaiß noch unbekannten Personen, welche dahin zu reisen Lust haben, vielleicht auch einigen vom Ort entferntern Aerzten, nicht unangenehm seyn, wenn ich sie mit den Eigenschaften und der Wirckung dieser Molken und mit dem Ort selbst, wo man sie trinkt, in etwas bekannt mache und unterhalte, so gut mir mein zweimaliger Aufenthalt daselbst hiezu Gelegenheit gab. Was den Gebrauch der Molken betrift, so ist es bekannt, daß man sich der Kühmolken schon seit langer Zeit, besonders bey uns, als einer Frühlingskur bedient hat, um die im Winter angehäuften unreinen Säfte aus dem Geblüt zu entfernen, und alle berühmten Aerzte, älterer und neuerer Zeiten, rühmen die auflösenden, eröfnenden und Geblüt reinigenden Kräfte der Molken, und ihre vortreflichen Wirkungen in verschiedenen Krank-

heiten, besonders der Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibs, in hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, in Brust- und Gliederkrankheiten. Diese heilsamen Kräfte der Molken, wird man leichter begreifen, wenn man betrachtet, wie sie aus der Milch entstehen, welchen Theil derselben sie ausmachen, und was sie eigentlich sind. Jedermann weiß, daß die Milch, dieses allgemeinste Nahrungsmittel der Thiere, wenn sie einige Zeit stehen bleibt, sauer wird und sich scheidet, daß sich nach und nach der Rahm oben an sezet, unter demselben aber sich eine schneeweisse gallertartige, dem Weissen von einem weich gekochten Ey ähnliche Masse befindet, welche von einem sauerlichten Wasser umgeben wird. In diese 3 verschiedene Bestandtheile scheidet sich die Milch von selbst, und aus ihnen besteht sie; aus dem Rahm wird, wie bekannt, die Butter bereitet, diese enthält die öhlichten fetten und nahrhaftesten Theile der Milch: In der weissen diken sulzigen Masse, befinden sich die schleimigen und festern Theile derselben, und nach gehöriger Zubereitung, wenn sie nemlich zuvor aller Flüßigkeit beraubet worden ist, macht man aus ihr allein die magern oder in Verbindung mit dem Rahm die fetten Käse, der 3te Bestandtheil der Milch, das sauerlichte Wasser, welches sich zum Theil von selbst absezt, aber in grösserer Menge durch das Ausdrücken jener sulzigen Masse gewonnen wird, ist der wässerige Theil derselben, der ihr die Flüßigkeit giebt. Dieses macht die eigentlichen Molkenaus, und ist der wenig veränderte Saft der Nahrung des Thiers; und da seine Nahrung aus Kräutern besteht, so kann man die Molken mit Recht, wie

Tissot bemerkt, als einen Kräutersaft, welcher durch die Werkzeuge des Thiers geläutert und versüßt worden ist, ansehen. Ich habe diese Veränderung welche mit der Milch vorgeht, wenn sie sich von selbst scheidet, nur deswegen erzählt, damit man eine deutlichere Einsicht von den Bestandtheilen der Milch und der eigentlichen Natur der Molken erhalte. Diese werden selten allein aus der saur gewordenen Milch bereitet, weil sie, wenn die Milch etwas zu lange gestanden, meistens zu sauer werden und zu unangenehm schmecken würden; sondern man scheidet meistens wie bekannt mit schon saur gewordener Milch die noch süße Milch während dem sieden, oder man bedient sich hierzu einer andern Säure, z. B. des Zitronensafts, des Weinsteinrahms, des Essigs, Kalberlabs u. s. w. Da die erzählten heilsamen Kräfte der Kuhmolken durch die tägliche Erfahrung eines jeden aufmerksamen Arztes bestätiget werden, so kann man mit allem Recht diese Erfahrung auch auf die Ziegenmolken anwenden, weil der Unterschied zwischen beiden, nach der Erfahrung berühmter Chemiker, nur darin besteht, daß die Ziegenmolken etwas weniger nahrhaft ist, als die Kühmolken. Verschiedene vortheilhafte Umstände trugen ohne Zweifel dazu bey, die ländlichen Wohnungen des Hirtenvolks in Appenzell zu besuchen, um daselbst mit gesegneterer Wirkung die Molken zu trinken, welche man auch an andern Orten sich bereiten lassen könnte. Unter die vorzüglichern zähle ich vornehmlich, die günstige Gelegenheit, vortrefliche, wohlzubereitete, angenehmschmeckende Ziegenmolken im Ueberfluß zu bekom-

men, welche wegen den auf den Alpen wachsenden heilsamen und kräftigen Bergpflanzen an innerer Güte jede an andern Orten zubereitete Molken weit übertreffen müssen — die reine leichte Bergluft, welche man daselbst genießt, und welche macht, daß auch engbrüstige Personen, wie ich aus Erfahrung weiß, die umliegenden Berge mit leichterem Athem besteigen können — den angenehmen Aufenthalt bey einem freyen der Natur noch ziemlich getreuen Volke, wo der Anblik der majestätischen Alpen und der auf grünen Fluren zerstreuten Sennhütten, die entzückenden Aussichten auf den benachbarten Bergen in weit entlegene Länder, die frohe Lebensart der Einwohner, und tausend neue noch nie gesehene Gegenstände auf jeden Fremden den frohesten Eindruk machen müssen: zudem macht die Entfernung von Hause, wie allen Aerzten bekannt ist, jede Kur an einem fremden Orte gesegneter und wirksamer; denn frey von Haus- und Berufsgeschäften, welchen man bey einer Kur zu Hause, auch beym besten Willen, nicht gänzlich auszuweichen im Stande ist, kann man hier seine Zeit ganz der Cur wiedmen und sich dem fröhlichen Scherz und angenehmen Zerstreuungen überlassen.

Man besucht gewöhnlich erst in der Mitte oder gegen das Ende des Brachmonats den schön gebauten anmuthigen Marktflecken Gaiß, weil erst um diese Zeit die Ziegen in die höhern Alpen getrieben werden, wo sie ein kräftigeres Futter antreffen und wodurch mithin den Molken auch heilsamere Kräfte mitgetheilt werden. Die Molken werden auf folgende Art von den Sennen bereitet: sie scheiden nemlich zuerst mit dem ausge-

drükten Saft von Kälbermagen die Ziegenmilch, dann schöpfen sie den Zieger heraus, um davon den magern Ziegenkäs zu machen, hernach giessen sie etwas Saur hinein, (welches alte Molken bedeutet, die schon lange saur geworden ist und in jeder Sennhütte angetroffen wird) dadurch wird die Molkenmasse noch mehr geschieden: dieses zum zweytenmal geschiedene wird dann in hölzerne Gefässe abgeschüttet, welche 5 bis 6 Maaß halten und unter dem Namen Gaißschotten 3 Stunden weit vom untern Meßmer*) (einem Berg) nach Gaiß getragen. Ungeachtet dieser beträchtlichen Entfernung sind die Molken, wenn man die Gefässe öffnet, noch so warm, daß man die ersten Gläser noch etwas erkalten lassen muß, ehe man sie trinken kann. Man fängt meistens früh gegen 6 Uhr an die Molken zu trinken, trinkt die ersten Gläser bey noch leerem Magen etwas geschwinder, die leztern langsamer auf einander, doch beobachtet man immer gehörige Zwischenzeiten, wie beym Gebrauch der Mineralwasser üblich ist, und macht sich dabey bey heiterm Himmel vor dem Hause, bey regnichter oder kalter Witterung aber in grossen geräumigen Zimmern hinlängliche Bewegung, und unterhält sich mit den zahlreichen Kurgästen auf eine ungezwungene, fröhliche Weise, wobey alle Prätensionen

---

*) Die Ziegen weiden in den höhern Gegenden des obern Meßmers und der Meglisalp — die Milch dieser Ziegen, wovon man Molken nach Gaiß bringt, wird in die Auengüter heruntergetragen, und da werden zuerst Käse davon gekocht.

Anm. des Herausgebers.

verbannt sind. Die Menge der Molken, welche man trinken soll, ist verschieden und läßt sich nicht bestimmen; jeder Vernünftige befragt darüber seine eigene Empfindung; mancher befindet sich wohl, wenn er nur 6 bis 8 Trinkgläser voll Molken zu sich nimmt, die meisten trinken 10 bis 12 Gläser, einige verschlingen gegen 20 Gläser um sich durch diesen Molkenstrom einen Bauchfluß zu erzwingen. Gewöhnlich nimmt man, und wie mich dünkt, mit Recht, gleich den ersten oft noch den zweiten Tag, ein abführendes Mittel, um den Molken den Weg zu bahnen, und die ersten Wege von Unreinigkeiten zu befreyen, welche die gute Wirkung derselben hindern könnten, und trinkt etliche Gläser Molken nach. Allein ich finde es sehr unschiklich und schädlich, wenn man beym Gebrauch der Molken durch so vieles Trinken einen Bauchfluß erzwingen will, weil man durch die zu starke Ausdehnung des Magens und der Gedärme sich selbst Nachtheil zuziehen kann. Ich habe an mir selbst und an andern bemerkt, daß die Molken die nemliche Person, das eine Jahr fast täglich laxiren, das andere Jahr in den 16 bis 18 Tagen, während welchen man die Molken trinkt, kaum ein einziges Mal; und doch kann man, auch ohne erfolgtes Laxiren, eine recht gute Kur machen. Nach dieser Erfahrung würde ich jedem Kurgast rathen, so viel Molken zu trinken als sein Magen wohlvertragen kan, ohne eben unruhig zu werden, wenn auch kein Laxiren kömmt, würde aber eine Verstopfung von etlichen Tagen erfolgen, so könnte man dieser durch ein abführendes Mittel schon abhelfen. Gewöhnlich befindet sich eine gesunde Person von 10

bis

bis 12. Gläsern nicht belästiget, sondern bey gehöriger Bewegung recht wohl. Es giebt jedoch auch einige Kurgäste, welche genöthiget sind ihrem schwachen Magen durch stärkende Mittel zu begegnen, um die Molken desto leichter ertragen zu können. Sie bedienen sich in dieser Absicht der Magen-Elixiere und anderer stärkender Mittel. Könnte man aber nicht schwächlichen Personen, besonders Frauenzimmern, welche an den Caffe gewöhnt sind, die ihn fast nicht entbehren können, und denen die Molken Blähungen und Kopfweh verursachen, erlauben, eine Stunde vor dem Gebrauch der Molken eine oder zwey Schalen Caffe mit keiner oder sehr weniger Milch zu trinken, wie solches Markard beim Gebrauch des Pyrmonterwassers auch anräth, oder den Caffe zur Verminderung der Blähungen nachtrinken lassen. — Ueberhaupt werden solche schwächliche Personen wohl thun, wenn sie besonders im Anfange lieber weniger Molken trinken, als zu viel Magenstärkende Mittel nehmen, der Magen verträgt nach und nach die Molken besser. Ich erinnere mich eines Frauenzimmers aus Deutschland, welche, nachdem sie von verschiedenen geschikten Aerzten Jahre lang die bewährtesten Arzneymittel und mancherley Kuren für ihre Krankheit, welche sehr compliziert war, wobey aber hysterische Beschwerden und Nervenschwäche sich am meisten auszeichneten, gebraucht hatte, sich auf Anrathen einer Freundin aus der Schweiz entschloß, diese Alpenkur noch zu versuchen. — Sie machte die beträchtliche Reise von Heidelberg nach der Schweiz mit grossen Beschwerden und langte halbtodt in Gaiß an,

trank 3 Wochen lang die Molken, ohne Besserung zu verspüren, hatte mit Magenbeschwerden und andern Zufällen zu kämpfen, so daß ihr der Arzt den fernern Gebrauch der Molken mißrieth; nichts desto weniger hatte sie den Muth die Molken fortzutrinken. Gegen das Ende der 4ten Woche spürte sie die Besserung, und endigte erst mit der 6ten Woche ihre glükliche Kur; sie befand sich ein ganzes Jahr durch ziemlich wohl, und kam das Jahr darauf zum zweyten Mal voll Freude und Hoffnung wieder nach Gaiß. Ein gutes Magenmittel, vielleicht das beste, welches ich in Gaiß gebrauchen sahe, ist der ausgepreßte Saft von Bieberklee, zu einem halben Glas voll täglich beym ersten Glas Molken genommen: nur ist es zu bedauren, daß wenige den Muth haben denselben wegen seiner Bitterkeit zu nehmen.

Wenn man Vormittags mit dem Molkentrinken zu Ende gekommen ist, so macht man gewöhnlich noch einen kleinen Spaziergang oder man bringt die Zeit im Zimmer auf mannigfaltige Art zu. Um sich nicht durch Hasardspiele zu erhitzen, wählt man lieber solche, welche zugleich Bewegung geben, wohin seit 2. Jahren das Billardspiel gehört. Zu Mittag wird gemeinschaftlich gespeißt, oft an einer Tafel, welche für 50. Gäste ziemlich wohl mit Speisen besezt ist, unter denen sich das bekannte Appenzellerbrod, sehr schmakhaftes Kalbfleisch, gutes Rindfleisch und vortrefliche Fische aus dem Seealpersee auszeichnen; die Gemüsarten sind weniger gut bestellt, denn in Gaiß wird wenig gepflanzet, man bringt das meiste von St. Gallen, so wie auch Kirschen von daher und aus dem Rheinthal kom-

men, indem man hier keine Fruchtbäume sieht; gewöhnlich trinkt man bey Tische ziemlich gute Rheinthalerweine, wer stärkere liebt, kann Veltliner bekommen, oder guten Winterthurer; nach dem Mittagessen trinken die meisten einige Schalen Caffe. Nichts ist so auffallend als der starke Appetit, und da auch Personen, welche nur wenige Tage in Gaiß auf Besuch sind und keine Molken trinken, gleich starken Hunger verspüren, so schreibt man die Ursache davon, nicht ohne allen Grund, der leichten Bergluft zu. Während dem Mittagessen verabredet man eine gemeinschaftliche Parthie auf einen benachbarten Berg, bald auf den Geberis, um das fruchtbare Thurgäu und den spiegelhellen Bodensee, und die daran liegenden Städte zu übersehen, bald auf den Stoß, wo man das herrliche Rheinthal überblikt, und den dasselbe durchschlängelnden Fluß der ihm den Namen giebt. Mit Ehrfurcht besieht man hier die Kappelle und läßt sich vom kleinsten Appenzellerknaben die Geschichte der Schlacht erzählen; denn hier wissen schon die kleinsten Jungen mit Begeisterung die Geschichte ihrer Vorfahren, und wie sie die Freyheit erworben, herzusagen; man denkt in ähnlichen Zeiten an ähnliche Vorfälle und kehrt unter Revolutionsgesprächen wieder nach Haus. Oft wird eine Parthie nach dem Hauptflecken Appenzell vorgeschlagen, oder man verabredet sich, die abreisenden Gäste gemeinschaftlich zu begleiten; indeß der Kränkliche auf seinem einsamen Zimmer leicht verdauliche Speisen mit Aengstlichkeit zu sich nimmt, und vom Geräusch der lärmenden Gasttafel entfernt, doch die Hoffnung bey sich nährt, durch eine glükliche Kur seine wankenden

Kräfte zu stärken, um auch bald bessern Antheil an so mannigfaltigen Freuden nehmen zu können, auch wird er nie verlassen, man besucht ihn täglich, nimmt allen Antheil, und freut sich mit ihm über seine baldige Besserung. Einige bleiben bey Hause, und besuchen das benachbarte Badhaus mit einander, welches in einer kleinen Entfernung vom Gasthaus liegt, und wo man bequem baden kann. Man kommt Abends fröhlich von dem besuchten Berg und der gehaltenen Parthie wieder nach Hause, und erzählt sich die genossenen Freuden. Gegen 8 Uhr wird mit gutem Appetit und unter fröhlichen Gesprächen zu Nacht gespeißt, und nach 2 Stunden wirft man sich in die Armen des alles beruhigenden Schlafes. Ich bemerkte, daß Personen, welche sonst einen unruhigen Schlaf, verbunden mit unangenehmen Empfindungen auf der Brust hatten, und oft Nachtschweisse bekamen, nach einem achttägigen Gebrauch der Molken ruhig schliefen, und des Morgens sehr erquikt erwachten, da sie sonst vorher eine Unbehaglichkeit und Mattigkeit beym Erwachen empfanden. Bey Personen die zur Auszehrung geneigt sind, wird man allemal eine Schärfe im Geblüt, und in den davon abgesonderten Säften bemerken, daher glaube ich, daß die Molken ihre gute Wirkung dadurch äussert, daß sie durch ihre versüssende Kraft die Schärfe der Galle und übrigen Säfte verbessert, ja ich vermuthe, daß sie jenen Bestandtheil des Bluts, welchen man vibros nennt, und welcher im Verhältniß der andern Bestandtheile des Bluts bey solchen Personen etwas zu geringe ist, woher das Blut zu scharf wird, in etwas vermehren kön-

ne. Bey einigen, welche seit langer Zeit einen troknen Husten hatten, der keiner Arzney weichen wollte, blieb dieser beym Gebrauch der Molken nach und nach aus, und kam nie wieder: selbst Lungensüchtige verlängerten ihre Lebenstage, indem sie einige Jahre, schon bey sehr starkem Auswurf, diese Molken in Gaiß tranken; wodurch ihre heilsamen und balsamischen Kräfte in Brustkrankheiten auffallend sich beweisen.

Man weißt, daß die Ziegen die astringierenden Pflanzen sehr lieben, und kann vermuthen, daß die Molken dieser Thiere auch etwas stärkendes dadurch erhalte; wenigstens ist es gewiß, daß die Ziegen auf den Alpen vortrefliche Kräuter zur Nahrung bekommen, welche sonst in niedern Gegenden nicht gefunden werden, und daß auch die gewöhnlichen Kräuter viel vollkomener und kräftiger angetroffen werden, als bey uns; dies alles muß einen guten Einfluß auf die Molken haben.

Wegen der oft abwechselnden Witterung ist man genöthiget, sich mit warmen Kleidern wohl zu versehen, denn oft wenn man wegen der grossen Hitze leichtere Sommerkleider angezogen hat, giebt es plötzlich Regen, man sieht auf den untern Alpen Schnee, und es stellt sich eine empfindliche Kälte ein, welche aber nicht lange anhält.

Bey einem Wundarzt am Ort kann man die gewöhnlichen Arzneyen bekommen und in Trogen und Altstätten sich bey geschikten Aerzten Raths erholen.

Auf einer Reise nach Gaiß trift man die schönsten Strassen an, bis nach St. Gallen, von da aus muß man 3 Stunden weit beträchtliche Berge besteigen, um nach Gaiß zu kommen; doch findet jedermann diese

Bergreisen nicht so gar beschwerlich wegen der leichten Luft, und wenn man von Gaiß wieder ins Rheinthal oder nach St. Gallen heruntersteigt, so fühlt man eine etwas drückende Empfindung beym Athemholen wegen der zuuehmenden Schwere der Luft.

Kränkliche Personen, und jeder Kurgast, der die Ruhe und Stille liebt, wählen sich lieber ein Logie in Privathäusern, denn wegen dem leichten hölzernen Bau der Häuser spürt man auch in dem abgesondertesten Zimmer eine jede Bewegung, welche in andern Zimmern geschieht, und hört alles lärmende Geräusch, welches in einem Wirthshaus nie vermieden werden kann.

Dieses ist das Vorzüglichste, was ich von Gaiß erzählen kann, immer ist dieser Ort für unsre Schweiz merkwürdig, welche in Vergleich anderer Länder an mineralischen Quellen arm ist. Diese Beschreibung ist freylich nicht vollständig, und ich wünschte von unsern Aerzten über erleichterte oder geheilte Krankheiten, welche man der Molkenkur in Gaiß zu danken hat, mehrere Nachricht zu erhalten, wodurch meine Beschreibung vollständiger und merkwürdiger werden könnte. Noch muß ich bemerken, daß man gewöhnlich 16 bis 18 Tage die Molken in Gaiß trinkt, und daß man dann der Kur 3 Wochen bestimmt, wovon aber einige Tage für das Hin- und Herreisen müssen abgezogen werden.

Von der Schweinzucht.

Jeder Senn von 20 Kühen hat 4 bis 6 halbjährige, oder 2 bis 3 einjährige Schweine, die — selbst auf der Alp, immer im Stall eingesperrt bleiben, den Som-

mer durch mit Schotten, (Aufwäsch-Schotten heißt sie auch hier, weil die Sennen ihre Alpengeräthe darin abwaschen) gefüttert, den Winter durch aber mit Mehl und Abmehl, Zieger, Erdapfeln u. dgl. gemästet werden. (Hat einer keine eigenen Schweine, so verkauft er seine Schotten 32 Maaß für 4 Batzen.)

Man hält sie im Sommer auf den Alpen in einem besonders gebauten Saustall; im Thale hingegen macht man gewöhnlich im Kuhstalle in eine Ekke eine gitterähnliche Einfassung, nur halb so hoch als der Stall ist, und ohne Bedeckung, und dies heißt der Saustig.

Gewöhnlich werden sie 100 bis 125 Pfund schwer geschlachtet, seltener 3 bis 400 Pfund schwer. Der Baur verkauft dem Metzger die Schweine nicht überhaupt, sondern todt gewogen beim Pfund; ein Pfund gewöhnlich 12 bis 16 Kreutzer.

Bisweilen werden auch Spanfährli (Ferkeln) verspiesen, und meistens für 1 bis 2 Gulden verkauft. Wenn man die Ferkel schnell mästen will, so giebt man ihnen Morgens und Abends jedesmal eine halbe Maaß kühwarme Milch mit etwas Lim vermischt; wenn sie noch mehr zu fressen Lust zeigen, so giebt man ihnen des Tags 1 1/2 Maaß in 3 Portionen vertheilt; doch hat man sich dabey sehr in acht zu nehmen, daß man sie nicht völlig satt fressen lasse.

Die männlichen Schweine heißt man Heß, und die weiblichen Lööß li oder Loos.

In den lezten Tagen, vor dem Werfen einer trächtigen Loos, bewachen die Sennen diese sorgfältig, um zu verhüten: daß die Mutter ihre Jungen nicht nach

der Geburt fresse; nach Verfluß des ersten Tages aber verliert die Mutter diesen unnatürlichen Instinkt, und wird für dieselben so besorgt, daß sich ihnen niemand nähern darf.

Man verschneidet sie bisweilen, wenn sie 4, gewöhnlich aber wenn sie 6 Wochen alt sind.

Die Innerrooder nehmen alle Sommer von den Rheinthalern halbjährige Fähren auf ihre Alpen, und futtern sie um den Lehnzins. Ehmals bestand dieser wochentlich vom Stück in 15, jetzt in 20 Kreutzern.

Die Alpenschweine sind vorzüglich auch gegen ihre Sennen sehr anhänglich, und öfters laufen sie diesen Stunden weit, wohin sie gehen — ganz nach Art der Hunde nach.

Im Appenzellerlande werden allen Schweinen von Zeit zu Zeit die Zähne ausgebrochen, damit sie die hölzernen Ställe und Hütten nicht benagen können.

Die Appenzeller Metzger vermischten die Lauge, womit sie die geschlachteten Schweine begiessen, mit Harz, und behaupten, die Borsten der Schweine seyen vermittelst desselben leichter wegzubringen.

Im ganzen Appenzellerland wird Sommer und Winter ausnehmend viel Schweine Fleisch verspiesen.

Von der Pferdzucht.

Die Pferdzucht wurde bisdahin in Ausserrooden sehr schlecht, und in Innerrooden nur ein wenig besser getrieben, so daß die erstern alljährlich viele auf auswärtigen Jahrmärkten erkaufen, die letztern hingegen nicht viel mehr, als sie bedörfen, auferziehen.

Die Landpferde gehören indessen zu einer recht schönen Race, die sich unter den kleinen Rheinthaler- und Oberländerpferden in Ansehung der Grösse und der Fettigkeit sehr vortheilhaft auszeichnen, so daß jetzo ein schönes 4jähriges Saumroß (Packpferd) 20 Ld'ors, ein Saugfüllen hingegen 30 bis 40 Gulden kosten würden.

Noch vor wenigen Jahren waren die Strassen im ganzen Appenzellerlande so schlecht beschaffen, daß gar alle Produkte, welche man ausführte, und alle Bedürfnisse, welche man einführte z. E. Butter, Käse, Korn, Brod, Obst, Wein, Most (Obstwein) u. dgl. von Pferden getragen, und auf diese Art fortgeschaft werden mußten; dieß heißt man saumen, so wie eine Last, die ein Pferd tragen kann (3, bis 4 Zentner) ein Saum, und das Pferd, welches sie trägt, ein Saumroß genennt wird. — Gegenwärtig aber, nachdem in den letzten paar Jahren französische und kaiserliche Generale die Verbesserung der Strassen befahlen und bewürkten, wird auch hie und da ein grosser Theil auf der Axe hin und her geführt. — Vorzüglich die Käse und Butterhändler (Molchengrempler), die diese Produkte in den Alpen abholen, und dann theils im Lande verkaufen, theils nach St. Gallen, in das Rheinthal und anderswohin bringen, halten einige solcher Saumrosse. — Alle Lasten werden auf hölzerne Sättel gelegt, die deswegen in Fässer oder Ballots gerade von solcher Grösse gepackt, oder in 2 Körbe eingeladen werden, daß man sie bequem an die beyden Seiten der hölzernen Sättel anbinden und bevestigen kann. Man begegnet oft langen Reihen 15 bis 20

solchen Packpferden, die mit buntbemahlten Harzdecken, und mit einer Reihe von Schellen aufgeputzt sind, welches vorzüglich alsdann statt findet, wenn im Herbst der süsse neue Wein aus dem Rheinthal und anderswo abgeholt wird.

Im Herbste — von Verenatag weg, d. h. zu Anfange des Herbstmonats — dürfen die Ausserrooder ihre Pferde in der Schwägalp, und die Innerrooder von Mariä Himmelfarth an, d. h. von der Mitte des Augstmonats an, in allen Kuhgrechteten Alpen bis der Schnee sie vertreibt, unentgeldlich weiden lassen. Sonst werden wenige Pferde auf die Alpen getrieben, da man sie den ganzen Sommer durch zur Arbeit braucht.

Roßmieth besteht aus Grüsch (Kleyen) und Korn- oder Haferstreü mit klein verschnittenem Heu und Salz vermischt, womit man die Pferde hie zu Lande häufig futtert.

Die Pferde sind hier vorzüglich der Darmgicht oder dem Würmbeissen, dem Faulwerden, dem Strengel und dem Wiflen, da sie nicht stallen (misten) können, unterworfen.

Ein Koller oder Narr geht immer mit den Vorderfüssen in die Kripp und in die Raafen hinauf, steigt damit beim Tränken in die Brunnenbetten und macht andere Sonderbarkeiten; — daher er ein Hauptmangel ist.

Von der Bienenzucht.

Die Bienenzucht im Appenzellerlande verringerte sich seit etwa 40 Jahren mehr als um den dritten Theil, reichte aber zu keinen Zeiten hin, um das Land genugsam mit eigenem Honig zu versehen, indem gewiß in keiner Gegend der Schweiz mehr Honig als hier gegessen wird, und Hung und Schmalz (Butterbrodt mit Honig) und Hungküchli (im Schmalz gebackene Kuchen in eine Brühe von zerschmolzenem Honig und Butter gedunkt) die Lieblingsspeise des Appenzellers ausmacht. — Ehmals hatten die Appenzeller im Frühling im Rheinthal zehen bis zwölf Plätze, wo sie ihre Bienenstöcke hersetzten, und an jedem Orte befanden sich 30, 70, 80, bis 90 Körbe voll, gegenwärtig besitzen die größten Bienen-Liebhaber höchstens 40 bis 60 Stück; obwohl in den letzten zwey Jahren die Bienenliebhaber im Appenzellerlande sich wieder um ein Beträchtliches vermehrten.

Das Clima des Appenzellerlands ist übrigens wegen den vielen kalten Lüften der Bienenzucht gar nicht günstig, und wenn man den Ertrag von mehrern Jahrgängen zusammenrechnet, so ist der Verlust davon allhier immer weit beträchtlicher als der Gewinn. In Genten und Urnäschen sollen sie noch am vortheilhaftesten stehen, doch kann keine unserer Gegenden in dieser Hinsicht nur einiger Maaßen mit den Gegenden jenseits des Rheins, im Werdenbergischen und Sarganserländischen und mit Bündten verglichen werden; selbst das Rheinthal muß diesen noch weit nachstehen.

Es giebt hin und wieder im Lande einige Bienengroßhändler, die man Immengrempler neñt, welche im Frühjahr und Herbste alle Jahre 40, 50 bis 100 Bienenstöcke in den oben genannten Gegenden aufkaufen, und selbige zum Theil leben lassen und hin und her im Lande aufstellen, und sowohl da, als im Thurgau und Rheinthal wieder verkaufen; zum Theil aber sogleich mit in Schwefelgetunktem, angezündetem Papier tödten, und überhaupt das ganze Jahr Honig und Wachs verkaufen. Vor ungefähr 30 Jahren kaufte man im Frühjahr das Stück für 7 bis 8 Gulden, allein seit etwa 5 Jahren bezahlt man jeden alten Schwarm gewöhnlich mit 10 bis 11 Gulden.

Die Bienenschwärme werden auch hier gewöhnlich nur in Strohkörbe aufgefaßt, die man Immenbecher nennt, und den Sommer über aussen an den Häusern einzelner Baurenhöfe aufstellt; ehemals hatte man viel mehr eigentliche Immenhäuser. Man richtet ihren Ausflug immer gegen Mittag, jenseits des Rheins hingegen gegen Mitternacht. Hölzerne Untersätze sind bey weitem nicht allgemein. — Während der Winterszeit hält man sie meistens in trockenen Kammern, und füttert diejenigen, welche einen geringen Honigvorrath besitzen gegen dem Frühjahr zu, und zwar meistens mit Honig. Auch den süssen Rahm (Nideln) fressen sie sehr gerne. — Einige lassen sie Sommer und Winter auf dem Immenstand stehen, und bedecken sie in lezterer Jahreszeit nur mit einigen warmen Tüchern.

In der Mitte des Merzens trägt der Appenzeller seine Bienenstöcke gewöhnlich in das wärmere und

fruchtbarere Thurgau oder Rheinthal, um vorzüglich die blühenden Obstbäume zu benutzen, und je nachdem die Blüthezeit vorbey ist — meistens zu Ende Aprils — tragen sie dieselben wieder herauf und setzen sie auf ihre einzelnen blumenreichen Wiesen oder in ihre zähmern Alpen.

In dem helvet. Calender, Jahrgang 1780. S. 159. steht nachfolgende Bemerkung über die Appenzeller Bienen: "Unter einem Gestell von Planken, auf welchem Bienenkörbe standen, sahen wir eine grosse Niederlage; etliche 1000 lagen todt umher oder überwälzten sich halblebend. Mein Begleiter sagte: daß die getödteten aus dem Rheinthal wären; sie wären weit schwächer, als die vom Lande, und wenn sie neben diese gestellt würden, werden sie unbarmherzig angegriffen und umgebracht; daher werde auch in dem Rheinthal jährlich untersagt: daß niemand Körbe mit Bienen aus den Gebirgen ausstellen sollte. Ich ward auch leicht gewahr, daß die erlegten von kleinerm Wuchse und hellerer Farbe waren." — Diese Schilderung ist zu grell und zu übertrieben. Die Bienen aus dem Gebirge sind zwar durch das rauhere Clima, in dem sie leben, etwas abgehärteter und kraftvoller, und es kann daher einzelne Zweykämpfe zwischen diesen und denen im Thal absetzen, doch ist der Schade der daraus entsteht, niemals beträchtlich. Zudem erinnert man sich noch, daß obiges Verbott nur ein einziges Mal, ungefähr vor 40 Jahren von einem Landvogt für ein Jahr lang ausgeschrieben, — nachher aber wieder ungültig wurde.

Gewöhnlich soll — nach der Appenzeller Berechnung, ein frischeingefaßter Bienenschwarm 2 1/2 bis 3 Pfund schwer seyn (à 40 Loth) selten aber bekomme man auch 4 bis höchstens 5 Pfund schwere.

Der inländische Honig (Landhung), ist von einer vorzüglichen Güte, hat eine ganz feuergelbe Farbe, zieht, wenn man ihn am Messer in die Höhe hebt — lange Fäden, und wird, wenn man ihn stehen läßt, in kurzer Zeit kandirt; die Maaß wird daher auch immer um einige Batzen theurer, als der ausländische Honig verkauft; allein die Ursache hievon liegt nicht sowohl in der höhern oder tiefern Gegend, worin er zubereitet oder gesammelt worden ist, als aber vielmehr in der Kunst ihn gehörig aussieden zu können, wobey der Appenzeller wirklich sehr zweckmäßig verfährt. —

So ist z. B. der wirklich unverfälschte Bündtner-Honig, und namentlich der aus dem Engadin ganz weiß, zieht keine Fäden, und wird nicht kandirt, wenn er auch schon dick ist, und doch kann man mit Recht behaupten, die Bündtner Bienen fliegen so gut als diejenigen im Appenzellerlande, auf Alpenpflanzen. Ueberhaupt ist es eine häufig gemachte Erfahrung, daß die Bienen im Thal an schönen Sommertagen unglaublich grosse Reisen in die Gebirge machen, und oft in die höchsten Alpen hinauffliegen. Ich fand sogar ganz oben auf dem Schneefeld des hohen Säntis einzelne halb todte Bienen, die sich auf ihrem Wege dahin verirrt hatten. — Warum steht dann der Bündnerhonig dem Appenzellerhonig weit nach? Jene verstehen das Aussieden gar nicht. Gewöhnlich wird er nur durch ein

Tuch ausgepreßt oder aber man siedet die ganzen rohen Waben in einem Kessel und preßt nachher alles Fliessende aus, daher der Bündnerhonig von unsern Leuten immer noch einmal gereinigt werden muß. — Derjenige Bündnerhonig, welchen die Bienen auf der Heidekornpflanze einsammeln, die übrigens äusserst ergiebig ist, indem ein Schwarm oft täglich um 2 Pfund schwerer wird — soll sehr schwach und kraftlos seyn. — Man behauptet auch, je später im Herbste man den Bienen den Honig nehme, desto besser werde er auch.

Die Appenzeller haben zum Aussieden des Honigs zwey eigens dazu verfertigte lehmene Gefässe; das eine ist ein viereckigtes Becken, in dessen Boden sich überall kleine Löcher befinden, das andere ist etwas grösser, so daß jenes oben auf dasselbe zu stehen kommt, ohne über dieses hervorzuragen. In das obere werden nun die unausgesottenen Honigwaben gelegt, und durch die Hitze in einem mäßig eingeheizten Ofen zerschmolzen, worauf alles Flüßige durch die Löcher in das untere Gefäß lauft, und worin sich dann an der Kühle Honig und Wachs rein absöndern. Damit der Honig nicht zu braun werde, so muß man es verstehen, gerade den gehörigen Grad der Wärme im Ofen zu treffen. — Der auf diese Weise oben zurückgebliebene Treſter wird nachher in einer Pfanne gesotten, in einen Sack geschüttet und ausgepreßt, und dann der noch etwas erhaltene Saft und die Ueberbleibsel im Sack bisweilen mit Wasser vermischt, welches man gähren läßt und Honigbrandtewein daraus destillirt, welcher einen etwelchen Geschmack von Honig behaltet, an

Stärke aber den Kirschengeist noch übertrift, auch gewöhnlich eben so theuer, wie dieser verkauft wird.*)

Es ist auch eine, auf vielfache Erfahrung gegründete Beobachtung: daß die besten Jahrgänge in Ansehung der Menge des Honigs auch die besten sind, in Ansehung des innern Werths desselben. So behauptet man allgemein, daß z. E. der wenige Honig, den man Ao. 1801 erhielt, mehr als um 1/4 Theil schlechter, säurer und unergiebiger war, als der in Menge erhaltene Ao. 1802.

Dieser Jahrgang 1802. war so ausserordentlich begünstigend sowohl für die Vermehrung der Bienenschwärme, als aber vorzüglich zur Einsammlung des Honigs, zum Theil aller Orten in der Schweiz, namentlich aber auch im Appenzellerlande, daß ich hier nothwendig einige Beyspiele davon anführen muß, welche hinreichend beweisen, daß seit Mannsgedenken kein Jahrgang den Bienenliebhabern so günstig war.

Was die Vermehrung der Bienenschwärme Ao. 1802 anbetrift, so war diese in Bündten sehr mittelmäßig, hingegen bey uns äusserst zahlreich, so daß man häufig von 6 Mutterstöcken 12 junge Schwärme erhielt. — Und dieser ungewöhnlichen Fruchtbarkeit der Brutbienen entsprach zugleich die ausserordentliche Menge Honig,

---

*) S. Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Zürich II. 312. Vor wenigen Jahren hat Hr. Pfarrer Christ in Deutschland diese Kunst, aus dem Abgang des Honigs einen Geist zu destilliren, ebenfalls beschrieben.

lig, welchen die Bienen in diesem Jahre einsammelten, das man dem häufig gefallenen Honigthau zuschrieb, wovon die Tannen und Weiden oft eigentlich tropften.

Von einem Mutterstock erhielt ein Appenzeller 2. junge Schwärme, und einer von diesen schwärmte noch einmal, (diesen nennt man einen Jungfernschwarm). Im Herbste war nur der Mutterstock 64. Pfund, der erste junge 50., der zweite 44., und der Jungfernschwarm 30 Pfund schwer, alles à 40. Loth das Pfund.

Ein anderer Mutterstock schwärmte drey Mal im gleichen Sommer, dem ungeachtet war dieser im Herbst 46. Pfund, der erste Schwarm 49. Pfund, und der letzte 29. Pfund schwer.

Ein anderer im Kobelwald schwärmte drey Mal, und doch konnte man ihm noch im Herbste — unbeschadet seines Winter-Vorraths — 2. Maaß Honig nehmen, und der erste Schwarm davon wog 56. Pfund.

In der Reuti schwärmte ein Schwarm zwey Mal, und einer von diesen Jungen stieß noch zween Jungfernschwärme aus, so daß der Mutterstock mit vier andern Kindern und Enkeln vermehrt wurde, die alle für den Winter genug Honig eingesammelt hatten.

Ein anderer in der gleichen Gemeinde wollte aus einem schwer mit Honig angefüllten Korbe mitten im Sommer an einem heissen Tage einige Waben herausschneiden, worauf der ganze Gwerb, d. h., die ganze inwendige Wachs- und Honigmasse herunterplazte; er jagte darauf den Bienenschwarm aus dem

Waben in einen leeren Korb, und dieser war aufs neue wieder so thätig, daß er im Herbste noch 30. Pfund schwer wurde.

Jemand in meiner Gemeinde erhielt einen äusserst geringen, kaum 1. Pfund schweren jungen Schwarm, und dieser vermehrte sich den Sommer durch und arbeitete mit solchem Erfolge, daß er im Herbste 46. Pfund schwer war.

Ebenfalls einer von hier erhielt einen doppelten Schwarm, wo nämlich auf einem Gestell zwei Mutterstöcke mit einander schwärmten, und beyde junge Schwärme mit einander in einen Bienenkorb zogen. In diesem Falle sollen die beyden Königinnen ihre Wohnung mit einander theilen, und ihre Waben einander entgegengesezt bauen. Dieser Doppelschwarm nun sammelte so viel Honig ein, daß er im Herbste 95. Pfund schwer war, und einige Mal in einem Tage 3. bis 5. Pfund schwerer wurde, nachdem nämlich ein Honigthau gefallen war.

Einem andern nahm der gleiche Baur mitten im Sommer die Hälfte seiner Waben weg, worauf er heraus und in die Höhe flog, und sich nahe bey der Reuti in einem Wald in eine hohle Buche sezte, woraus man ihm im Herbste noch 6. Maaß Honig nehmen konnte.

Noch ein anderer fand im gleichen Jahrgange einen wilden Bienenschwarm in einem Walde in einer Buche, woraus er gegen 50. Maaß Honig erhielt.

Doch vielleicht habe ich schon allzuviele Beyspiele von diesem Bienen- und Honigreichen Jahrgange angeführt! —

Noch muß ich bemerken: daß die Bienen ein ziemliches Alter erreichen. Einer meiner Gemeindsschulmeister hatte z. E. einen Mutterstock 20. Jahre lang, der von Zeit zu Zeit schwärmte, dem er aber niemals weder im Herbst Honig nahm, noch im Frühling Honig zusezte. Nach 20. Jahren starb er, und hatte damals noch 1. Maaß Honig im Korbe.

Beschreibung der Sennhütten.

Die Sennhütten heissen hier gewöhnlich Käshütten, seltener Zimmer oder Zimmerig. — Diese kleinen Häuschen, welche die Hirten den Sömmer durch bewohnen, und worin die Fabrickstäte der Alpenprodukte ist, stehen in den Privat- und Kuhgrechteten Alpen einzeln, auf den Land- oder Gmeinalpen — hingegen stehen 10. 20. bis 30. neben einander. Die Bauart der erstern und der letztern ist sehr von einander unterschieden.

Diejenigen in Kuhgrechteten und Privatalpen stellen eigentlich kleine Alpenhäuschen vor, die nicht selten den Sommer durch von dem Senn und seiner ganzen Familie bewohnt werden. Sie bestehen aus hölzernen Balken und Brettern, ausgenommen daß der Keller, die Küche und der Ofen aus Steinen, mit Kalch und Leim gemauert, besteht. — Auf 1. oder 2. hohen hölzernen Staffeln, die bey der Thüre ausser der Hütte angebracht sind, trittet man zuerst in die Küche, die nur so groß ist, daß die Feuerstatt

und die nöthigen Alpengeräthe darin Raum haben, ungefähr 8. Schuh lang, und 10. bis 12. Schuh breit. Aus der Küche steigt man wiederum auf ein paar Staffeln in das Stübchen, das in der nemlichen Grösse wie die Küche ist, und 7. bis 8. Schuh in der Höhe mißt, auch ein paar Fenster mit Glasscheiben enthält. In diesem befindet sich vorzüglich ein Ofen, ein Tisch, und ein hölzerner offener Bettkasten, (eine Gutschen) der mit gutem Bergheu angefüllt ist, und in dem 2. bis 3. Personen schlafen können. — Neben der Stube und der Küche liegt der Milchkeller, (der Maßer) der öfters in den Boden hinuntergegraben ist, und der eigentlich den Ort der Hütte bestimmt, indem man auch hier auf unterirrdische Luftlöcher sieht, um die Milch vor dem Saurwerden zu bewahren. Quellwasser sucht man hier nirgends in die Keller zu richten, um die Milchgeschirre darein stellen zu können.

Der Platz um die Hütte herum, heißt auch hier der Hoof.

Die Käsehütten in den Gmeinalpen hingegen sind viel einfacher gebaut. Die 4. Wände sind nur trocken aus Steinen aufgemauert und oben mit Schindlen bedekt, welche Steinklötze beschweren, damit sie der Wind nicht wegtragen kann. Diese kleinen viereckigten Hütten, die kleine Sennendörfchen bilden, und von ferne dem Auge wie grosse Steinhaufen vorkommen, bestehen aus der Küche und dem Milchgemach; in die erstere kommt man gleich bey dem Eintritt in die Hütte, und das letztere macht ungefähr den fünften Theil des Ganzen aus, und ist bisweilen ein paar Schuhe in die Erde hineingegraben.

Neben der Hütte steht gewöhnlich ein eigener Saustall oder Gaißstall, der 6. Schuhe ins Gevierte hält und 4. Schuh hoch ist, und für die Schotten und übrige Nahrung einen Trog hat, den man ausser dem Stalle anfüllen kann.

Nahe dabey befindet sich endlich der Kühstall, der 20. bis 30. Schuh lang, 14. bis 18. Schuh breit und 10. bis 15. Schuh hoch ist. In den Privat- und Kuhgrechteten Alpen sind sie für 20. bis 25. Kühe, in den Gmeinalpen hingegen nur für 12. Kühe eingerichtet.

An den erstern Orten sind sie ebenfalls aus Balken und Läden, an den letztern aber nur aus Steinen trocken aufgebaut. — In den hölzernen Ställen ist einige Schuhe unter dem Dache ob den Kühen noch ein Fußboden mit Brettern gelegt, den man gewöhnlich mit eingesammeltem Heu anfüllt, um das Vieh bey einfallendem Schnee oder zu Ende des Sommers bey wenigem Gras damit füttern zu können.*) In diesen

*) Es hat sich auch in dieser Alpengegend schon öfters zugetragen, daß man dem Vieh bey eingefallenem Schnee aus dem Thal Futter hinauf trug, oder daß man genöthigt war, mit dem Vieh von Alp zu fahren, wovon unsere Jahrzeitbücher eine Menge Beyspiele anführen. Z. E., Im Jahr 1737. den 6. Aug. — Im Jahr 1744. den 1. Aug. — Im Jahr 1767. den 1. Aug. — Im Jahr 1771. den 6. Augstmonat u. s. w. fiel ein solcher Schnee in den Alpen und Bergen, daß solche wie mitten im Winter aussahen, und alle Sennen mit dem Vieh aus den Alpen fahren mußten.

Ställen sind auch zu beyden Seiten oben unter dem Dache ein paar Läden angebracht, um den Stall durch die Oeffnungen derselben von Zeit zu Zeit ausluften zu können. — In den steinernen Ställen sind oben unter dem Dache nur leergelassene Oeffnungen oder Luftlöcher angebracht, die immer offen bleiben, so wie in diesen keine Heubehälter gemacht werden, weil man bey rauher Witterung diese wilden Alpgegenden sogleich mit dem Vieh verläßt. — Unten geht mitten durch den Stall ein Graben oder Kanal, der einen halben Schuh tief ist, in welchen von den Kühen beyder Seiten der Abfluß hinfallt, und durch welchen er auch hinten zum Stall hinaus durch eine in der Mauer offen gelassene Oeffnung, die das Schoorloch heißt, hinaus gelassen wird, das bey den Ställen auf den Wiesen im Thale ebenfalls der Fall ist.

Alle 3. Gebäude zusammen, nämlich die Käshütte, der Küh- und der Saustall kosten in den Privat- und Kuhgrechteten Alpen 200. bis 400. Gulden, je nachdem die Lage der Alp ist, und je nachdem der Besitzer sich dabey benimmt. In den Gmeinalpen ist der Kosten weit geringer.

Im Jahr 1746. den 22. Brachm. — Im Jahr 1751. 1758. und 1770. im Heumonat ereignete sich das gleiche.

Den 19. Brachmonat im Jahr 1778. warf es einen so tiefen Schnee, daß er selbst im Dorf Gaiß 2 1/2 Schuh tief war, welches im Jahr 1801. den 15. Brachmonat beynahe der gleiche Fall war.

Die Alpengeräthschaften.

Zu einem Gennten von 20. bis 25. Kühen sind folgende Alpengeräthe nothwendig:

Ein grosses küpfernes Sennenkeßi, das 50. bis 70. Maaß Milch hält.

Eine oder zwey küpferne Pfannen, mit 3 eisernen Füssen, um die Alpenspeisen darin kochen zu können.

Zwey gedrechselte Melchstühle, wovon das Stück 18. bis 20. Kreutzer kostet.

Vier Milcheimer zum Melchen, wovon jeder 10. bis 12. Maaß in sich fasset; das Stück kostet 14. bis 15. Batzen.

30. Näpfe, die weit aber nieder, rund und gedrechselt sind, 10. bis 12. Maaß Milch in sich halten, und wovon das Stück 1 1/2 Gulden kostet. — Diese und nachstehende gedrechselte Alpengeräthe werden meistens von Toggenburger'n z. E. im Wildhaus, Neu St. Johann u. s. w. (nur wenige in Gaiß) aus aspenem und buchenem Holz verfertigt, und auf die Jahrmärkte gebracht; die Küblerarbeiten hingegen werden im Land verfertigt. — Je älter die gedrechselten Milchnäpfe u. dgl., desto höher schätzt der Bauer dieselben.

Die neuen Gefässe hölzelen, (nehmen einen Holzgeschmak an) hingegen diejenigen, in denen schon eine lange Zeit Milch oder Schotten gestanden ist, bekomen nach und nach eine weisse Kruste an dem Boden, die

sich nicht wegwaschen läßt, und dem Holz ganz seinen widrigen Geschmack nimmt; "de Napf hät än „rechtä Stäh„ sagt alsdann der Senn.

Eine Rohmschüssel, womit man den Rahm von den Milchnäpfen abnimmt. Diese ist fast ganz flach, gedrechselt, und kostet 1 1/2 Gulden. Man nennt diese meistens die Schuafen.

Ein Rohmeimer, der wie ein Milcheimer beschaffen ist, und in den man aus der Rohmschüssel den Rahm gießt — kostet 18. Batzen.

Ein Buder (ein Butterfaß) und zwar nach der gewöhnlichen Art, rund, 4. Schuh hoch, überall etwas mehr als einen halben Schuh weit, mit Reiffen gebunden, und mit einem Stösser versehen, der zu unterst in eine runde Scheibe von hartem Holz, die genau in die Höhle des Fasses paßt, eingezäpft ist, womit der Rahm auf- und abgestossen wird. — Hiebey hat man sowohl in den Alpen als in den Sennenstuben im Thale, noch folgende Einrichtung: Man schraubt das Fäßchen unter einem senkrechten Balken fest, an dem sich oben ein Schwengel, gleich dem Schwengel an einer gewöhnlichen Wasserpumpe, befindet, und den man die Buderful nennt. In dem obigen Schwengel wird der Stösser des Butterfasses eingehängt, und durch denselben auf und nieder gezogen, wodurch die Bewegung des Butterfasses um sehr viel erleichtert wird. Doch muß man den Schwengel ganz langsam und gleichförmig bewegen, weil sonst, der durch denselben so sehr vermehrten Kraft wegen, der Rahm zu sehr in Bewegung gesezt wird, und vieles aus der Oeffnung, in der der Stösser auf und nieder

geht, und die eben dieser Einrichtung wegen eine gewisse Weite haben muß, herausspritzen würde. — In diesem Fasse können iedesmal 8. bis 9. Pfund Butter gemachet werden. Es kostet ein neues 3 1/2 bis 4 Gulden.

Nur in Innerrooden bedient man sich an einigen Orten eines cylindrischen Butterfasses, wie im Glarnerlande, das man ein Trüllbuder nennt.

Ein gedrechselter Käsnapf, der bis 1 1/2 Gulden kostet.

Kälber- und Kitzimägen, wovon ein Stük in das andere gerechnet, 3. bis 6. Kreutzer kostet.

Ein Saurfäßli mit einem Hahnen, kostet 18. bis 20. Batzen.

Eine Wägelscheiben zum Käsen, das aus einem langen Hölzchen besteht, an dem unten ein breites Querhölzchen bevestiget ist, um damit die Käßmasse im Kessel herumzurühren.

Ein Käsewerb.

Ein Kästill, das ist, ein Brett, worauf der neue Käs gelegt wird, um den ringsherum eine Furche eingeschnitten ist, die nach vornen gegen einem Ende des Bretts hinaus einen Schnabel hat, durch den das Käswasser in ein kleines Tropfeimerli ablauft, das man an denselben hängt. — Alle 3. Stück zusammen kosten oft bis 3. Gulden. — Anstatt des Käsewerbs und des Kästills hat man öfters nur einen Käsger das ein hölzenes, gedrechseltes Gefäß ist, welches inwendig gerade einen so grossen leeren Raum hat, als der Käs groß werden muß, und an dem unten eine Röhre angebracht ist, an welche man das

Tropfeimerli hängt, und durch welche es aus dem Käs in dasselbe herabrinnt.

Käsrinden, die aus büchenem Holz verfertigt sind, um die Käse damit zu umgürten.

Ein vom Kübler gemachtes Mütteli oder eine Muttelen, zur Schotten für den Senn, welche 6. bis 7. Batzen kostet.

Ein Blätterkübel, das ein Eimerchen mit einem wohlbeschloßnen Deckel ist, um die Schotten darin warm zu erhalten, kostet 10. Batzen.

Ein gedrechseltes Mütteli zur Milch für den Senn, welches 10. bis 15. Batzen kostet.

3. oder 4. burbäumene Löffel, wovon das Stück 4. bis 6. Batzen kostet. Ein Messer hat ein jeder in der Tasche.

2. Saukübel, wovon das Stück 6. bis 7. Batzen kostet.

Ein küpfernes Soukesseli, das etwa 10. Maas Schotten enthält, um sie darin den Schweinen warm machen zu können. In einigen Alpen hält man dazu eine grosse küpferne Pfanne mit 3. eisernen Füssen.

Eine Miettasche, worin das Salz aufbehalten wird, und die ein Kübler für 5. bis 6. Batzen verfertigt.

Eine Milchtase, die länglicht oval und 3. Schuhe hoch ist, sehr breite Reife hat, die mit meßingenen Nägeln angenagelt sind, und 30. bis 40. Maaß Milch in sich faßt. Es kostet eine 5 1/2 bis 6 Gulden.

Ein Strigel, um damit die Kälber zu reinigen' kostet 18. bis 20. Kreutzer.

Für jede Kuh eine eiserne Kette, um sie daran des Nachts in den Stall zu binden, und die 20. Batzen kostet.

Eine Schnellwag, um damit die Alpenprodukte für den Molkengrempler zu wägen, kostet 3. bis 4. Gulden, und zieht 2. bis 2 1/2 Zentner.

Seiler, Sense, Hämmer, Nägel, Axt, Nadeln, Faden u. dgl.

Ein Mehlsack mit Mehl.

Ein Feuerzeug und eine Lampe.

Das Bettzeug, nämlich eine Federndecke, ein Hauptpfulmen und Kissen, und 2. Leintücher.

Eine Krentzen, ein grosser Tragkorb, der unten einen Boden hat, in dem ringsherum nichts als runde Stäbe stecken, den man an den Rücken hängt, worin man die Alpengeräthe in die Alp tragen kann, kostet 10. bis 15. Batzen.

Eine Meehßa, ein Brett mit 3. Tragriemen, welches man auf dem Rücken trägt und mit Seilern allerley aufbindet.

Ein Räffli ist ein ähnliches Tragbrett hinten mit zwey auswärts gerichteten, hölzernen Armen, worauf ein Querbrett liegt, auf welches man das Zutragende hinbindet.

Von dem Appenzeller-Aelpler und seinen Belustigungen.

Gewöhnlich werden die Alpengeschäfte nur durch Mannsleute versehen, obwohl man in Innerrooden auf vielen Alpen Männer mit ihren Weibern und Kindern antrift. Im leztern Falle theilen beyde Geschlechte die Geschäfte mit einander; leztere machen alsdann gewöhnlich die Käse und Butter, und besorgen die häuslichen Angelegenheiten, erstere gehen der Heerde nach, schaffen Holz herbey u. dgl.

Bey einem Sennten von 15. bis 20. Kühen sind zu Besorgung aller Alpengeschäfte eigentlich nur 2. Personen nöthig, nämlich ein Senn und ein Handbub. Bey einem Sennten von 30. bis 40. Kühen ein Senn, ein Knecht und ein Handbub. — Versieht der Besitzer der Alp die Geschäfte nicht selbst, so thut ers durch seine Knechte, die er das ganze Jahr durch hält, und einem jeden nebst Speise und Trank 50. Gulden Jahrlohn bezahlt.

Das Appenzeller Hirtenvolk, und namentlich der Innerrooder — ist gegen Fremde äusserst gutmüthig und gefällig; zeigt überall, wo er ist, eine zudringliche Neugierde; ist äusserst lebhaft — und munter; scherzt und lacht unaufhörlich mit seinesgleichen und verräth sehr viel Anlage zum Witz.

Die Kleidung der Sennen ist äusserst gering und wohlfeil. Ein paar Mannsschuhe, mit doppelten dicken Sohlen, und aller Orten mit grossen Ei-

sennägeln beschlagen, welche 3 1/2 bis 4 Gulden kosten. (Selten tragen sie Holzschuhe, und gar oft keine Schuhe.) — Lange bis auf die Schuhe heruntergehende zwillchene Beinkleider (Hosen,) die fertig gemacht 2. Gulden kosten, und ein lederner Hosenträger wo einer 1/2 bis 1 1/2 Gulden kostet und der die erstern in die Höhe hält, das durchaus nothwendig ist, weil ihre Beinkleider oben sehr kurz sind, und ihnen ohne diesen über die Kniee herabfallen würden, weswegen hinten das Hemdt jedem Sennen einige Hände breit über die Hosen herab hängt. — Ein Futterhemdt mit Ermeln, das nicht weiter als bis an den Hosengürtel geht, und 1 1/2 bis 2 Gulden, und eine lederne Kappe, die einen halben bis einen ganzen Gulden kostet. — Wahrlich! eine Kleidungsart, die nicht einfacher und natürlicher seyn könnte!

Sowohl der Aufenthalt der Sennen in der Küche der Hütte, die öfters in den Gmeinalpen sehr rußig sind, weil kein ordentlicher Rauchfang darin angebracht ist, als aber der Aufenthalt in dem engen Kühstall beym Melken u. s. w. — sind schuld, daß ihre Kleidung meistens sehr schmuzig aussieht. — Daher rechtfertigt der erste Anblik derselben das hartscheinende Urtheil, das Hr. Hofrath Meiners fällte, als er im Kanton Appenzell eine Sennhütte betrat, und kommt nicht mit den Vorstellungen überein, die sich manche, durch schwärmerische Beschreibungen von dem Vergnügen des Alpenlebens verleitet, machen. Es ist wahr, der äussere Anzug der Appenzeller Sennen könnte besser erhalten und fleißiger gewaschen werden, als es gewöhnlich geschieht. Es muß besonders einem Fremden äusserst auf-

fallend seyn, wenn er sogar im Dorfe Appenzell und anderstwo solche schmutzige Sennen antrift, die selbst am Sonntag ihre Kleider nicht wechslen, sondern im nämlichen Anzug, wie sie von der Alp kommen, in der Kirche erscheinen; allein man muß schon mit den Alpen und dem Anblick der Sennhütten und Sennen bekannt seyn, um das Vergnügen des Alpenlebens geniessen, und sich ungestört den erhabenen Eindrücken der Natur überlassen zu können; man muß wissen, daß die Unsauberkeit der Sennen meistens nur scheinbar ist: daß im Gegentheil die größte Reinlichkeit bey denselben in Ansehung ihrer Milchgefässe herrscht, die sie, so oft sie gebraucht werden, mit Schotten auf das sorgfältigste reinigen, und ordentlich spiegelglatt putzen; man muß endlich wissen, daß unter einem schmutzigen zerrissenen Anzuge kerngesunde, wohlgebildete, biedere Naturmenschen verborgen sind, die man — bey näherer Kenntniß sogleich liebgewinnen lernt.

Ehmals wurden im Lande viel mehrere Festtäge als jetzo gefeyert, die vorzüglich zu Freudentägen der jungen Bergbewohner bestimmt waren, und woran man entweders auf die Alpen gieng, oder um deren Willen die Aelpler ins Thal herabkamen.

Es giebt jetzo noch mehrere Sonntäge im Jahr (in Innerrooden jedesmal der erste Sonntag im Monat, und in Ausserrooden der erste Sonntag in einem Vierteljahr) die man Reessonntäge nennt, an denen ganz besonders die beyden Geschlechter das Wirthshaus besuchen, und wo dann jedem Wirth erlaubt ist, seine jugendlichen Gäste so lange als sie wollen, zu bewir-

then, das dann öfters so lange dauert, bis der Tag am Himmel graut.

An verschiedenen Tagen im Jahr wird auch zum Ziel geschossen, wozu vorzüglich jeder vermögliche Appenzeller, der sich verheurathet, den Schützern seiner Gemeinde eine Schießgabe zum verschiessen giebt, die in der gleichen Woche, worin er seine Hochzeit hält, verschossen wird, und entweders in einem oder zwey Stücken Rindvieh oder in baarem Geld besteht.

Einige, vor Zeiten sehr beliebte, gymnastische Spiele, an denen Ledige und verheurathete Männer Antheil nehmen, und wobey Kinder, Mädchen und Müttern frohe Zuschauer sind — werden auch immer seltener. — Die Nachfeyertäge des Ostern- und Pfingstfests, und vorzüglich die Mayen- und Herbstkilbitäge einiger Gemeinden, z. E. in Appenzell, Urnäsch und Gaiß, an welchen grosse Jahrmärkte gehalten werden, und an denen sich die gewandtesten und stärksten Männer verschiedener Gemeinden jederzeit unfehlbar einfanden, und mit einander um den Preiß leidenschaftlich wetteiferten, waren von jeher dazu bestimmt.

Das Steinstossen ist jetzt noch üblich. Starke Männer nehmen 80. bis 100. Pfund schwere, meistens ganz runde Steine in die rechte Hand, heben sie bis auf die rechte Schulter, und werfen dann den Stein mit einem plötzlichen Schwunge des Körpers etliche Schritte von sich weg. Wer denselben am weitesten von sich weg wirft, von dem sagt man: er habe den Stein gehabt, und der ist alsdann der Sieger.

Bisweilen übten sich auch die Jünglinge im Wettlaufen, das man Zöchten nennt, wobey ein-

ge gemeinschaftlich auf einen Berg hinauf- oder von demselben herabliefen, und wobey derjenige den Preis erlangte, der das Ziel zuerst erreichtr.

Die Ringgefechte heißt man hier das Hosen-lüpflen, wo zwey Kampflustige einander mit geneigtem und gegen einander gestütztem Kopfe um die Schultern oder um den Hosengurth fest packen, und so alle Bewegungen versuchen, um den Gegner seitwärts auf den Boden zu werfen.

Eine Gemeinde wetteifert recht eigentlich auf die andere, daß sie in solchen Uebungen die gewandtesten Leute besitze, und bildet sich wirklich viel darauf ein, wenn Thatsachen dafür reden.

Mit nächtlichem Zusammensitzen von beyden Geschlechtern, und mit Trinkgelagen, werden dann solche Feste gewöhnlich geendigt.

Die ehmaligen alljährlichen Musterungstäge der Ausserrooder und hauptsächlich die Landsgemeindstäge in Aus- und Innerroden, waren grosse Freudenfeste aller Landesbewohner, die jedem Stand und Alter jederzeit willkommen waren.

Die sogenannten Alpstubeten, welches eigentliche Alpenfeste, aber nur noch in Innerroden üblich sind, darf ich hier nicht vergessen. Zu Anfange des Sommers, bald nachdem die Sennen die Alpen bezogen haben, gehen die erwachsenen jungen Leute paarweise in einige Alpen, in denen eine Alpstubeten gehalten wird, (denn nicht in allen Alpen ist dieß der Fall,) z. E. in die Botersalp, Ebenalp, Sentis- oder Meglisalp, in Seh und Säntis. — Am Schutzengels-

fest

fest hören sie zuerst eine Predigt und eine Meß im Wildkirchli, und erst dann eilt man völlig nach Eben-Alp, und am Jacobstag geschieht das nämliche zuerst im Cronbergskirchli beim Jacobsbrunnen, worauf man erst in die Botersalp hinunter steigt, und Hand in Hand, unter lautem Jubelgeschrey und unter Johlen, Jauren und Löcklen den Sennhütten zuläuft. Hier bedient ieder Liebhaber seine Geliebte mit Alpenspeisen aller Art, die in dieser Gegend, unter frohen Scherzen doppelt gut schmecken. Nach diesem wird auf dem offenen Felde, theils nach der Geige und dem Hackbrett getanzt, theils sucht man sich mit Ringen, Laufen und andern Spielen zu belustigen. Des Abends späth hüpft jeder Junggesell mit seinem Mädchen über Stock und Stein, ins Thal herunter, wo er denn gewöhnlich die Erlaubniß erhält, dasselbe bis in ihr väterliches Haus begleiten zu dürfen. —

Auch auf der Alp Sigg wurde ehmals eine solche Alpstubeten gehalten; allein da einst gerade damals, als sich die frohe Jugend dem vollen Freudengenusse ergab, ein schreckliches Hagelwetter entstand, das alles Gras auf der Alp in den Boden hinein schlug, so sah dies der Besitzer als eine Strafe Gottes an, und wollte nachher keine mehr daselbst dulden. Aus der gleichen Ursache wurden sie auch bisweilen obrigkeitlich untersagt. So fand ich z. B. nachstehendes obrigkeitliches Edikt vom Jahr 1590. „Es ist auch „menklichen noch unvergessen, wie uns der allmächtige „Gott, wenn die Stubeten in Alpen und Wähden „(Weiden) sind gsyn, uns wieder mit Hagel und Un-

„gewitter und großem Wasser hat gstraft, von wegen „unserm sündigen, boshaften, ruchen Leben, deswegen „haben wir einhellig uf und angenommen, und verbot„ten, daß fürohin am Sonntag und an denen Fyr„tägen in Alpen und Wähden die gemeinen großen „Stubeten verbotten seyn sollen, bey der Buß, der „etwa würde haben 10 Schilling denie, und dem der „gieng 3 Schilling Denie, so oft es beschicht.“ — In Außerrooden sind diese 1726 gänzlich verbotten und abgeschaft worden. So lesen wir in Walsers Appenzeller Chronik: „in diesem Jahr sind auch die aus dem „Heydenthum herstammende sogenannte Weid- und „Alpstuberten, da sich das junge Volk, gleichwie „in alten olympischen Spielen, im Laufen und Ringen „übte, abgestellt und verbotten worden.“

Möchten doch alle Obrigkeiten solche und ähnliche Freudenfeste — nur darum: weil sie vielem Mißbrauch unterworfen seyn können — nicht schlechtweg verbieten, sondern ihnen nur die gehörige Richtung und Veredlung zu geben suchen! — Werden solche öffentliche Lustbarkeiten verboten, so treten an derselben Stelle gemeiniglich geheime Winkelzusammenkünfte, die eben deswegen, weil sie geheim sind, auch viel gefährlicher werden können. — Möchte vorzüglich der glückliche Zeitpunkt recht nahe seyn, wo schweitzerische Volksfeste im Geiste unserer Altfordern — mit der freudigsten Theilnahme des gesammten Volkes gefeyert würden, welche vermögend wären, unserm, leider! nur allzusehr herabgesunkenen Volksgeist einen neuen edlen Schwung zu geben, und frohes Gefühl der Freyheit und Menschenwürde in unsere Adern zurück zu führen! —

Von den Geschäften und Nahrungsmitteln der Aelpler.

Bey Tages Anbruch wird das Vieh aus dem Stall gelassen, und auf die Weide getrieben.

Nach diesem nimmt der Senn mit der Rohmschüssel von etwa 7 bis 8 Milchnäpfen den Rahm hinweg; die abgerahmte Milch schüttet er aus jedem Napf in den großen Sennkessel, den Rahm hingegen in den Rahmkübel.

Ist dies geschehen, so wird gekäset. Dieß dauert ungefähr bis 9 Uhr, worauf dann alle das Frühstück, nämlich Schotten, Milch, Käs und Brod genießen. — Man hat übrigens nicht auf allen Alpen und jederzeit Brod; bey ärmern Sennen vergehen oft viele Wochen, ehe sie Brod und Mehl in ihre Alpen nehmen, sondern sie leben ganz von Milchspeisen. Wein findet man auf keinen Alpen; hingegen da, wo auch die Weiber mit ihren Kindern hausen, bisweilen Kaffee.

Ist das Frühstück genossen, so werden die Kühe wieder eingeholt, in den Stall gebunden und gemeinschaftlich gemolken. — Die meisten Kühe sind so gut an die Morgen- und Abendzeit gewöhnt, daß sie sich von selbst zu den Sennhütten begeben, und durch ihr Blöcken den Senn an seine Pflicht erinnern.

Das Melken dauert so lange, bis es Zeit zum Mittagessen ist, welches aus Schotten, Milch und einer Rohmzonne besteht. — Dieser letztere Brey ist aus nichts anderm zusammengesetzt, als daß man Rahm mit dem weißesten Mehl vermischt, und dasselbe so lange über dem Feuer kocht, bis es unten

eine gelbe Kruste ansetzen will, und bis alle Fettigkeit daraus gekocht ist, und oben auf schwimmt. Dies ist eine fette schwer zu verdauende Speise, wozu der Senn gewöhnlich warme Schotten trinkt. —

Nach dem Mittagessen genießt der Aelpler gewöhnlich ein Mittagsschläfchen.

Nach diesem wird wieder von neuem der Rahm von einigen Näpfen genommen (wird gerohmt) hernach Butter gemacht (gebudert) und zuletzt zum 2ten mahl gekäset. Ein Senn von 30 Kühen macht nämlich täglich 2 Käse. — Während dieser Zeit, ungefähr um 4 oder 5 Uhr Nachmittags, je nachdem die Hitze groß oder gering war — läßt der Handbub die Kühe wiederum aus dem Stalle, verwirft den Dünger auf gute Plätze u. dgl.

Ist der 2te Käs gemacht, so wird das Vesperbrod genossen, welches in Brod, Schotten oder Milch, und Käse oder Zieger besteht.

In den Voralpen und zahmen Alpen, welche entweder von der Natur durch Flüsse u. dgl. oder von den Sennen durch Zäune eingeschirmt sind, ist die Hütung des Viehes gar nicht nöthig, sondern man überläßt dasselbe völlig sich selbst. Hingegen auf den wilden Alpen, welche neben einigen guten Grasplätzen aus Felsen, steilen Anhöhen, und steinigten Gegenden bestehen, da muß das Vieh die meiste Zeit gehütet werden, und da vermehrt sich dann die Gesellschaft des Sennen, Knechts und Handbuben noch mit einem Kühbuben.

Nach dem Vesperbrod wird etwas Holz zur Hütte geführt, oder es wird selbiges bey der Hütte ge-

spalten, oder es werden andere nöthige Geschäfte verrichtet. — Am Abend wird das Vieh wiederum in den Stall hineingebunden und gemolken; worauf das Nachtessen, das aus Schotten oder Milch besteht, die Tagsgeschäfte beschließt. —

Nicht nur die Aelpler, sondern auch die reichern und ärmern Thalbewohner essen sehr vielerley Milchspeisen.

Die ganze Milch, d. h. diejenige, von der man den Rahm noch nicht wegnahm, ist der Vermöglichern, und die abgerohmte der ärmern Leute gewöhnliche Speise.

Der beynahe zu Butter verdickte Rahm wird unter dem Namen Luppmilch, als eine sehr niedliche Speise, geessen.

Nidelbrodt heißt diejenige Alpenspeise, wo man Rahm nimmt, und das weißeste Brod, so man hat, darin gelb bratet.

Bey einem Rohmzieger hingegen wird anstatt des Brodts weißer Zieger genommen, den man dann wie das obige Brodt behandlet.

Außer der Sennenschotten macht man auch in den Dörfern andere Schotten, da man entweder untermischte, oder aber mit Eyern versetzte aufsiedende Milch mit Wein oder Essig scheidet, wovon die erstere Pfannenschotten, und die letztere Eyerschotten genennt wird.

Der weiße Zieger ist in diesen Gegenden ebenfalls eine tägliche Nahrung in den Sennenhaushaltungen. Wenn nämlich der fette oder magere Käs gemacht ist, so wird das Käswasser, in das man noch zuerst Buttermilch oder abgerahmte Milch nachgießt,

(je] bessere Milch man nachgießt, desto bessern Zieger erhält man) mit dem Saur gescheiden, und dann der auf diese Art gewonnene Zieger oder Käs theils sogleich geessen, theils wird der übrigbleibende in ein Leinentuch (in einen Fetzen) gethan, hängt ihn über den Heerd an das Kamin, daß die Schotten daraus rinne, und räuchert ihn, wo er alsdann g'räucherter oder Fetzenzieger heißt. Durch das Räuchern wird er fester und bleibt frisch; er läßt sich alsdann wie Brod schneiden, und wird mit altem Käse statt des Butterbrodts verspiesen. Bisweilen wird das Pfund um 1 Batzen an arme Leute verkauft; hingegen zu Schabzieger wird er hier zu Lande nirgends benutzt. Vermischt man den Fetzenzieger mit Kümmel, so heißt er Kümmigzieger.

Als vorzüglicher Nationalspeisen, die der Appenzeller im Thale für seine besten Leckerbissen hält, erwähne itzt hier auch noch der Hung- und Käs-Häbcken (Honig und Käskuchen — ein Häbck heißt ein Kuchen). Zu beyden wird ein Teig vom weißesten Mehl und Wasser angemacht, zum letztern aber auch verschnittene Kässtückchen eingemischt, auf eine besondere Weise angemacht, und in die Pfanne zum Backen in Schmalz eingelegt, da man dem erstern eine warme Brühe von Honig und frischer Butter beygießt. Die Käskuchen werden auch öfters von denjenigen mit Lust geessen, welche sonst den Käs nicht lieben.

Eyerbrodt Ring, Eyerbrodt Zöpfe, Milchbrod, Birrenbrod, wird an den Festtä-

gen, und vorzüglich am Weihnachts- und Neujahrsfest sehr viel geessen.

Brodtringe, (eine Art Prezel) macht man das ganze Jahr durch meistens in Appenzell Innerrooden, und legt sie in jedem Wirths- und Schenkhause dem Bauer zum Trunke vor.

Die Bäcker machen auch auf den Neujahrstag sogenanntes Pfeilenbrodt. Es besteht aus dem feinsten Mehl, (Schildmehl) Salz und Wasser, woraus man einen Teig macht, der mit Saurteig in Gährung gebracht wird. Nach diesem wird der äußerst zähe Teig vermittelst eines hölzernen Zilinders unter einander gearbeitet, (man nennt dieß den Teig brechen) und darauf in runde Kuchen geformt, auf welche man noch 3 lange schneckenförmige Stückchen Teig legt. Diese Kuchen stellt man nun nahe an den Ofen, damit der Saurteig in denselben sie in die Höhe treibe; nachher bringt man sie an den kältesten Ort im Hause, und läßt sie so hart als möglich überfrieren, und erst in diesem steinharten Zustande werden sie mit Safran nnd Eyern überstrichen, damit sie schön gelb werden, in den Backofen gebracht, gebacken, — und alsdann zum Kaffee oder Wein, wie das Eyerbrodt, geessen. —

Die Käsknöpfle sind auch vorzüglich im Appenzellerlande zu Hause. Zu ungefähr 2 Pfunden Mehl wird 3/4 Pfund Käs genommen, den man klein verschneidet, unter das Mehl rührt, Salz darüber streut, und Milch daran gießt, und alles in einen Teig verrührt, und endlich dabey, wie bey den gewöhnlichen Mehlknöpflen verfährt.

Das auf die oben beschriebene Art vom Müller zubereitete Mußmehl, (Hafergrütze) ist schon seit den urältesten Zeiten, in eine schleimigte Suppe abgekocht (welche dann das Muß heißt) nebst einem Stück des besten, blendend weißen, feinsten und zärtesten Brods, wobey die Kunst des Müllers und Bäckers aufs höchste getrieben ist, die gewöhnlichste Nachtmahlzeit des Appenzeller Volks.*) — So ward z. E. schon Ao. 1524 zur Zeit der Kirchen-Verbesserung an einer Landsgemeinde erkennt: „daß alle Priester nichts anders weisen, leh„ren und predigen sollen, als was sie mit der heil„Schrift und mit der Wahrheit belegen möchten; wel„cher anders lehre, dem soll Muß und Brod auch „aller Schutz und Schirm abgeschlagen seyn ꝛc. —

*) Die wöchentliche Consumtion des Getraides im ehemaligen Kanton Säntis läßt sich aus dem Quantum ermessen, welches in der Sperre 1798 für die Landschaften dieses Kantons herüber gelassen wurde, und nach einer vorgenommenen Berechnung beyläufig 1400 Säcke betrug, ohne was an Partikularen — die gewöhnlich Marktgäste waren — abgelassen worden ist. Wegen dem Militair, das man nachher einquartieren und speisen mußte, ist der Verbrauch ungleich größer geworden, so daß im April 1799 zur Vervroviantirung des Kantons Säntis wöchentlich 2000 Säcke à 250 Pfund schwer Gewicht zu 40 Loth gerechnet, also 5000 Zentner erforderlich waren. Appenzell Innerroden brauchte davon nicht mehr als wöchentlich 80 Säcke voll. Es hat im Dorf Appenzell Kornschütten, um ungefähr 4 bis 5000 Viertel aufzubewahren.

Als Getränk wird anstatt des Weins alljährlich ein ungeheures Maaß Most (Obstwein) getrunken, von dessen Zubereitung ich weiter unten, wenn ich die Landwirthschaft des Rheinthals beschreibe, reden werde.

Von dem Appenzeller Käse und Butter.

Es werden hier zu Lande verschiedene Käsearten zubereitet, die alle ihre verschiedenen Benennungen haben.

Um magere Käse zu verfertigen — deren man sehr viel macht, weil kein Schabzieger verarbeitet wird — wird die abgerahmte Milch in dem Sennenkessel lauwarm gesotten, ein Kitzi- oder Kalbsmagen klein verschnitten, in ein Säckli eingewunden und eine kurze Zeit hinein gehalten und dann mit den Fingern wiederum herausgenommen und ausgedrückt. (Einen solchen Magen kann man 4 bis 5mal gebrauchen, ja, einige Sennen versicherten mich sogar, man bekomme bisweilen einen besonders guten Kalbermagen, den man 14 Tage und 3 Wochen lang benutzen könne, welches sie einem besondern Mondszeichen zuschreiben, worin das Kalb geschlachtet wurde, von dem ein solcher Magen herkommt). Nach diesem zieht man den Kessel vom Feuer, läßt die Milch darin 1/4 Stunde stehen und erkalten, worauf sie ganz dick wird. Diese verdickte Milch wird dann mit der Wägelscheibe so lange gerührt, bis sie wieder dünn und flüßig geworden. (Je besser die Masse gerührt wird, desto schöner wird der Käs). Ist dieß geschehen, so geht dann erst die völlige Scheidung vor, worauf man

mit der Rohmschüssel und einem Napf die käsigen Theile, die man, so lange sie im Kessel sind, den Fiisch nennt, — zusammen zu treiben, und in den Napf hineinzubringen sucht, und damit, wie gewöhnlich verfährt, ihn den Tag über etwa zweymal kehrt, des Abends aus dem Käswerb herausnimmt, und mit der Käsrinde umgürtet, und ihn so lang im Keller oder Milchgemach stehen läßt, bis sie der Käshändler abholt, und sie erst alsdann salzt und zubereitet, so wie er sie haben will. Wenn der Magen zu ausgebraucht und beynahe zu schwach ist, die Käsigen von den wäßerigen Theilen völlig zu scheiden, so daß der Fiisch nicht zusammen zu bringen ist, so wird ein Feurstahl hineingelegt, das bald die völlige Scheidung bewirkt. Die gewöhnliche Größe dieser Käse ist 14 bis 20 Pfund schwer, wovon das Pfund 8 bis 14 Kreutzer kostet, je nachdem er jünger oder älter ist.

Vorzüglich im Sommer werden sehr viele Fähßtkäse (fette Käse) gemacht, wozu man anstatt abgerahmter ganze Milch nimmt. Hat man des Abends die Kühe gemolken, so schüttet man die Milch in das Sennkessi, und läßt sie die Nacht durch darin stehen. Am folgenden Morgen nimmt man etwa eine Maaß Nideln oben davon, die man nachher verbuttert, bindt darauf das Vieh in den Stall hinein, und milkt dasselbe, gießt nach diesem die frisch erhaltene Milch zur andern in den Kessel, und läßt so alles mit einander über dem Feuer lauwarm werden. Ist dies geschehen, so nimmt der Senn das Rinnen oder Regen vor; d. h. er sucht die Milch vermittelst eines Ziegen- oder

Kalber-Magens zum Gerinnen zu bringen. Hat die Milch alsdann — nachdem sie eine halbe Stunde gestanden ist — g'fangen, d. h. ist sie wirklich zur Scheidung gebracht und dick geworden, so stoßt man sie wieder über ein sehr gelindes Feuer, und verrührt sie mit der Rohmschüssel und mit der Hand, bis die käsigen Theile aus nichts als kleinen bestehen, die man so lange herumrührt, durch die Finger laufen läßt und zerdrückt, bis sie ganz hart und glänzend sind u. s. w. Diese Käse sind vorzüglich schmackhaft, schmecken wie frisch gesalzene Butter, und wiegen 12. 15. bis 25 Pfund, wovon das Pfund einzeln für 15. bis 24 Kreuzer verkauft wird.

Die allgemeine Berechnung der Appenzeller Sennen über den Ertrag ihrer in Käse und Butter verwandelten Milch ist diese: Ein Sennenkessel voll Milch — also 60 Maaß (1 Maaß zu 3 Pfund, und 1 Pfund zu 40 Loth gerechnet) ganze Milch, giebt 15 bis 18 Pfund Fettkäse, ohne Butter. (Auf fetten Alpen sollen also 4 Maaß Milch 1 Pfund Fettkäs geben, hingegen im Thal bekomme man es kaum von 5 Maaßen.) Macht man hingegen magere Käs und Butter, so erhält man von 60 Maas Milch 8. bis 10. Pfund Butter und 11. bis 12. Pfund magern Käs. Nach folgender gewöhnlichen Berechnung wäre der Ertrag des Fett- oder Magerkäsens beynahe der gleiche. Nämlich 10 Maaß gute Alpenmilch giebt wenigstens 3 Pfund Fettkäse, der 36 Kreuzer kostet. Oder aber man erhält davon 1 Pfund Butter 26 kr. und 2 Pfund magere Käse 10 kr., also zusammen wieder 36 kr.

Die auf obige Art zubereiteten frischen Käse leiden noch verschiedene Veränderungen, und bekommen darauf verschiedene Zunamen.

G'stellkäs wird er genennt, wenn er, neugemacht mit Rinden umgeben, auf das Gestell in den Keller gestellt, und nachdem er 1 oder 2 Monat dort gestanden ist, frisch gesalzen wird. — Ist dieser Käs noch mehr ausgetrocknet, und von Zeit zu Zeit gesalzen worden, so heißt er g'salzner Käs.

Sulzkäse heißen diejenigen, welche gesalzen in einen Kasten, in dem sich eine Sulz von Wasser, Wein, Salz und Pfeffer, worin man auch zuweilen die Hefen von weißem Wein mischt, befindet, eingebeitzet werden, welche Beitze dann nach und nach einzelne Kästheilchen wegfrißt, und in kurzer oder längerer Zeit ganze Käse durchdringt und mürbe macht, demselben aber auch einen so starken Geschmack mittheilt, der nicht jedermanns Gaumen wohlschmeckt. — Die Käshändler sulzen beynahe alle ihre Käse auf diese Weise ein, nachdem sie vorher einige Monate lang außer derselben gesalzen worden sind. Ungesalzen würde sie die Sulz völlig auflösen.

Ein Schmütterlig entsteht daraus, wenn man neuen ungesalzenen, linden Käs, der über die Käsrinde herausrinnt, und zum langen Aufbehalten nichts taugt, in ein irdenes Gefäß legt, Milch oder nur Wasser darüber gießt, und Pfeffer oder Ingwer und Salz, bisweilen auch Kümmel darüber streut, und täglich davon ißt, ohne ihn lang aufbehalten zu wollen. — Weil er sehr schlüpfrig ist, so heißt er auch im Rheinthal Blattenriter.

Zur Sommerszeit werden auch für den Hausgebrauch Sürlig (Saurkäse) gemacht und verspiesen.

Gaißkäse werden nur auf den hohen Alpgebürgen und den zunächst angrenzenden Sennhäusern gemacht, wovon ich oben, bey den Ziegen, weitläufiger redete.

Der Ziger, welchen der Senn, vermittelst des zweyten Scheidungsmittels, des Saur's, erhält, wird nur in ein Leintuch gethan, in demselben aufgehängt, damit die wässerigten Theile daraus fließen können, und dann von den Sennen täglich frisch geessen. Man nennt ihn Fetzenzieger.

Beim Buttermachen (Budern) kommt es vorzüglich darauf an, daß die Butter (das Schmalz) in einem Napf so lange geknettet (gebeeret) werde, bis alle Rührmilch völlig ausgepreßt ist, wodurch die Butter nicht allein leichter und ergieblicher wird, sondern auch ihre Süßigkeit länger behält, da sie im Gegentheil, wenn dieses Beeren von betriegerischen und eigennützigen Leuten schlecht verrichtet wird, schnell bitter wird, und beim Aussieden viele Unreinigkeiten hinterläßt — welches man thrönzig nennt, (den arme Lente auf dem Brodt essen) so daß 1 Pfund von dem erstern wohl 2 kr. mehr werth ist, als von dem letztern.

Die freye Ausfuhr der Butter und des Käses war in ältern und neuern Zeiten erlaubt, und wurde nur höchst selten von der Obrigkeit eingeschränkt. Es hat daher wirklich einige Handelsleute, die mit obigen Alpenprodukten handlen, und sie in großer Menge aufkaufen; man heißt sie Molchengrempler. Diese versehen nicht nur das ganze Land mit hinreichendem

inländischen Käse und Butter, sondern verkaufen eine Menge ins Ausland; von letztern kommt sehr viel ins Rheinthal, Toggenburg, nach St. Gallen und Zürich, und vom erstern ins Rheinthal, Thurgau, nach St. Gallen und Roschach, wo sie eingeladen, und über den Bodensee nach Schwaben weiter geführt werden. In dem ganzen Appenzellerlande sind solcher Großhändler mit Käse und Butter etliche und dreyßig, wovon in den Gemeinden Stein und Hundweil mehr als zwanzig, in Appenzell Innerrooden aber nur zwey wohnen. Sie machen gewöhnlich mit den Sennen einen Akkord auf ein ganzes Jahr hin, und holen dann von Zeit zu Zeit die Alpenprodukte mit ihren Pferden ab, so wie sie dieselben alle Wochen auf den benachbarten Wochen- und Jahrmärkten Pfund- oder Zentnerweise auswägen und verkaufen. Diejenigen Bauren hingegen, welche nicht ganze Sennten haben, bringen ihre Käse und Butter den Händlern ins Haus. — Gewöhnlich kaufen die Molchengrempler alles beim Schaffen. 50 Pfund Fettkäse heißen ein Schaffen, und 18 Pfund Butter und 32 Pfund magere Käse ebenfalls so; zum erstern Schaffen und zum letztern wird gleichviel Milch erfordert, daher ist auch der Name und der Preiß immer der gleiche. — Im Winter Ao. 1799 kostete der Schaffen 11 Gulden, und im Sommer des gleichen Jahrs 12 Gulden; in sehr wohlfeilen Jahrgängen aber 6 bis 7 Gulden. Wenn der Senn 8 Zollen Schmalz (d. h. 8. 10. bis 14. Pfund schwere Butterballen) und 16 Käse (gewöhnlich der Ertrag eines Senntums in 16 Tagen) beysammen hat, so läßt er dieselben dann

durch Molchengrempler mit seinen Packpferden abholen. Eine kleine Butterballe heißt ein Zölleli Schmalz.

Es bestehen hierüber auch noch einige ältere und neuere obrigkeitliche Verordnungen.

Ein Gesetz von Ao. 1551 lautet also: „Es ist auch „vor vielen Jahren auf und angenommen worden, „daß Niemand soll in unserm ganzen Land das Schmal; „oder Butter seines Senntums einem Auswärtigen „verkaufen.

„Ao. 1598 den 18 May, wurde in Appenzell erkennt: „die Außerrooder sollen das Molchen (Butter und „Käse) das sie in Innerooden kaufen, hier am Wochen„markte zuerst feil haben. Es sollen auch die Molchen„grempler, sowohl Aus- als Inneroodens, die Mol„chen in unserm Land kaufen, neben dem, so sie sonst „dem Umgang nach in die Waag zu thun schuldig „sind, allweg zwey unter ihnen in jedem Umgang „ein Saum Schmalz und Käs (d. h. was einem „Pferd aufgeladen wird) auf dem Markt monatlich „feil haben, bey der Buß 5. Pfund Denie (5. Gul„den). Es soll auch allen Ausländischen, so auf Für„kauf Molchen kaufen wollen, verbotten seyn, Som„merszeit vor 10. Uhr solches zu kaufen. Und sinte„mahlen die höchste Klag ist: daß von den Laden„leuten (Kleinhändlern oder Krämern) an Markt„tagen alles Schmalz dem gemeinen Mann vertheuert „werde, so soll denn das Schmalz aufzukaufen, um „selbiges feil zu haben, und damit zu handeln ganz „und gar verbotten seyn, bey Verlierung des Schmal„zes, welches dem Ungehorsamen durch die verordne-

„ten Aufseher ohne alle Entschuldigung zu obrigkeit-
„lichen Handen genommen werden soll.“

Nachstehende obrigkeitliche Verordnung ist gegenwärtig noch immer in ihren vollen Kräften, der zufolge nämlich alle Molchengrempler von Inn- und Ausserrooden verbunden sind, abwechslungsweise alle Freytage Einer, einen Saum Butter in viertels- und halben Pfunden nach dem Einkaufspreise, und nicht höher, im Waghause in Appenzell unter die armen Leute auszuwägen und zu verkaufen.

Auch wird das folgende Mandat von 1684. noch überall im Appenzellerlande befolgt, daß nämlich das Molchen nicht mit einer Wage vom Molchengrempler, sondern mit einer Wage vom Senn, der dasselbe verkauft, soll gewogen werden.

In Appenzell Innerrooden wird auch das nachstehende Gesetz noch gehandhabet: “ wo etwa ein Landmann „oder Hausfrau, die Haushaben (Haushaltungen) „haben, auch gerne 1. 2. oder 3. Schaffen Molchen kau-„fen wollten, und er giebt dem Bauer das Geld „dafür, so wie es ihm der Grempler bezahlt, alsdann „soll jeder Bauer demselbem, so viel er mangelt, zu „geben schuldig seyn, dem Uebertretter bey 3 Pfund 5 „Schilling Denie Buß.„ —

Anhang

der ein Verzeichniß der Alpen des Appenzellerlands enthält. *)

I. Alpen in Appenzell Aussers Rooden.

a. Nachstehende Alpen liegen mitten in Appenzell Ausserrooden.

Kühe.

Der Closmen Berg auf Gaiß gehört dem Nonnenkloster in Altstädten und wird alljährlich verlehnt, hat das Waidrecht für 20.

Am Gyger auf Gaiß mit 1 Hütte (zu jeder Hütte gehört immer auch ein Kühstall) für 16.

*) Da ich ein solches Verzeichniß nirgends — selbst bey den Chronikschreibern dieses Landes nicht einmal — auffinden konnte, und es daher mit grosser Mühe theils auf eigenen Alpreisen, theils durch mündliche Nachrichten sammeln mußte, so besorge ich, daß in Innerrooden einige kleine Alpen meiner Kenntniß entgangen seyn möchten. Das Verzeichniß von Ausserrooden hingegen ist beynahe völlig vollständig, da ich es zugleich mit dem obrigkeitlich aufgenommenen Verzeichniß vom Jahr 1801. und 1802. vergleichen konnte.

Kühe.

Gäbelis oder Gäberis auf Gaiß 1 Hütte (der Senn sammelt hier auch ein wenig gedörrtes Heu ein, das aber zu Ende des Sommers wieder auf der Alp verbraucht wird) *) für 30.
Langenweid auf Gaiß 1 Hütte für 14.
Sondereggerswaid auf Gaiß 1 H. für 14.
Gäberstein auf Gaiß 1 H. für 12.
Häldeli auf Gaiß 1 H. für 8.
Hundweiler Höhe 1 H. für 12.

b. Alpen die an den Grenzen von Appenzell Ausserrooden liegen.

Schwägalp, eine Kuhgrechtete Alp; sie ist die beste und gröste Alp im Lande, ist sehr reich an Luft oder Windlöchern, und hat 32 reiche Quellwasser neben einander, auch geben die sogenannten 7 Brünnen hinter der Schwägalp dem grossen Flusse Urnäsch seinen Ursprung. Sie hat 22 Theilhaber und 22 Hütten, worunter eine gedoppelte ist. Jeder Alpbezirk, der zu einer Sennhütte gehört, hat seinen eigenen Namen und Besitzer, z. E. 1 und 2 Doßegg, 3 Unter-Kamm, gehört dem Siechenhaus zu Appenzell. 4 Gemeinwesen, gehört dem Spithal zu

*) Diejenigen Alpen, bey denen die Besitzer oder Eigenthümer nicht angezeigt sind, sind Privateigenthum.

Appenzell, 5. Weißeyerlen, 6. Zweygädmen, 7. Zweygädmen, 8. Nettenfeld, 9. Langengaden, 10. und 11. Zweygädmen, 12. 13. 14. im Than, 15. bey der Tannen, 16. Kuhsitz, 17. Kalthütten, 18. Obere Kamm, 19. und 20. im Than, 21. Weißerlen, 22. im Than. Sie ernährt zusammen 493.

Das Schwägälpli ist eine Vorsömmerig zur Schwägalp und also auch eine Kuhgrechtete Alp, die ehmals ganz von Gemeindsgenossen von Gaiß besessen wurde; sie hat 6 Hütten, nämich: 1. Bellethütten, 2. Schranzer, 3. Unter Staffel, 4. bey der Riglen, 5. Ober Staffel, 6. im Bach. Sie ernährt 139.

Das Aeueli, 2 Hütten, das obere und das untere gränzt an Schwägalp, für 32.

Großwald und Kräzeren, eine schlechte Alp mit versumpftem Boden, gränzt an Schwägalp, 4 Hütten für 30.

Die Flühen, 2 Hütten, Sonnenflüh und Nordflüh, sehr gute Alpen, die durch einen Bach von einander getrennt, aber von Einem Senn benutzt werden, für 30.

Die Herrenflüh, sie gehört dem Landseckel (oder Landskasse) in Innerrooden, 1 Hütte, für 22.

Großgarten, grenzt an Flühli, 2 H. für 12.

Das Flühli, 1 H. und

Kühe.

Das Böheli, 1 H. beyde besetzt und benutzt Ein Senn; grenzt an Nordflaum, für 20.

Töbeli, 1 H. für 6.

Steinflaum, 1 H. für 20.

Fächtleren, 2 H., werden von Einem benutzt, mit 16.

Gerstengschwend, 2 H. für 28.

Das kleine Gerstengschwend, eine gute Vorsömmerig, grenzt an Steinflaum, für 20.

Roßfäll hat 2 Berghäusli, im hintern und vordern Roßfäll — die Sommer und Winter bewohnt werden. Beyde sind seit vielen Jahren sehr verbessert worden, und werden jetzt theils als Alp, theils als Wiesen benutzt. Sie geben für 10 Kühe Winterfutter, oder 50 Klafter Heu und Sommerweid für 15.

Scheyeli, 3 H. und wird von drey verschiedenen Besitzern benutzt, für 24.

Fischeggen, die mittlere, untere und oberste, 3 H. für 42.

Guggeyen, die untere und obere, 2 Hütten für 36.

Düeren, 5 H., zwey davon sind des Sommers und Winters bewohnt, eine davon giebt neben der Sommerweid für 8 Kühe und eine für 6 Kühe Winterfutter; alle zusammen ernähren den Sommer 66.

Petersalp, die untere, mittlere und obere, 3 H. für 42.

Fläschen, die hohe und die kleine, sie werden von Einem benutzt, für 16.

Schneggli, 1 H., grenzt ans Toggenburg, für 5.

Hochälpli, eine gute Alp, 1 H. für 16.

Der Hirzen, 1 H. für 14.

Pfaltig, 1 H. für 18.

Flühberg, 1 H. für 10.

Die Höchalp, 1 H. für 20.

Der Filder, 1 H., eine sehr gute Alp für 15.

Ampfernboden, klein und groß, 2 H. werden von Einem benutzt, mit 20.

Kaüner, klein und groß, 2 H. werden von Einem benutzt, mit 22.

Roßmoos und Necker, 2 H. für 24.

Langennecker, 1 H. für 10 Küh, diese und die obere Alp gehören in die Staatskasse von Appenzell Ausserrooden, und werden alle Jahr zusammen verlehnt und benutzt. Ao. 1800 sind sie auf ein Jahr für 650 Liv. Pachtzins verpachtet worden, welches sehr viel ist. Die Schätzung ihres Werths war 9000 Livers. — Letztere ernährt 10.

Die Schussenalp, 1 H. und

Stüblinecker, 1 H., werden zusammen benutzt mit 30.

Rasen, 1 H., und

Hölderli, 1 H., beyde werden zusammen benutzt mit 18.

Beyde Necker, 2 H. für 20.

Das Sätteli, 1 H. und

Kühe.

Das Aelpli, 1 H. werden zusammen benutzt, mit 24.

Dürrwäldleren, eine rauhe Alp, 1 H. für 24.

St. Maureck, 1 H. für 20.

Das Geuäckerli, 1 H. für 10.

Das Stockäckerli, 1 H. für 10.

Schülern und Geünecker, 2 H., die zusammen benutzt werden, mit 20.

Langenboden, 1 H. für 12.

Häm, 1 H. und viel Riedboden nebst einer Wiese, die geheuet wird, Sommerweid für 10.

Gschwend, 1 Hütte, grenzt an Dürrwäldleren für 6.

Kodnecker, 1 H. für 8.

Kriesinecker, 1 H. für 6.

Kapf, 1 H. für 13.

Necker, grenzt an St. Maureck, 1 H. für 10.

Saubühel, 1 H. für 6.

Großtellern, 1 H. für 10.

Spizli, 1 H. für 4.

Töbeli, 1 H. für 6.

Am Berg, 1 H. für 7.

Krühlöchli, 1 H. für 5.

Teuffenberg, eine Haimath, die Sommer und Winter bewohnt ist, und Sommer und Winter erhält 10.

II. Alpen in Appenzell Inner-Rooden.

a. Alpen die mitten in Innerrooden liegen.

	Kühe.
Die Ritzeren, 1 H. für	16.
Die Doppleren, 1 H. für	12.
Die Hundweiler Höhe, 1 H. für	16.
Des Müllers Höhe, 1 H. für	12.

b. Alpen die an den Grenzen des Landes liegen.

Fähneren, eine frühe, zahme Alp, 14 H. für 152.

Der Roßberg, 4 H., wovon der untere Roßberg neben der Sommerweide für 8 Kühe Winterfutter giebt, und Sommer und Winter bewohnt ist. Alle 4 Abschnitte ernähren zusammen 60.

Soll, eine wilde Alp, die 14 Hütten hat, und nur 7 bis 10 Wochen lang für 319.

Säntis, eine Kuhgrechtete Alp, 6 H. und ernährt 8 bis 10 Wochen 150.

Rainhütten, 1 H. für 15.

Furglen, 3 H., wird aber von Einem benutzt, mit 50.

Bollenwies, 1 H. und

Fählen, 1 H., werden mit einander benutzt.

Kühe.

Diese beyden Alpen haben auch noch hohe, für das Rindvieh unzugängliche Weiden, für 300 Schaafe und 100 Gaißen. — Hat man keine Schaafe, so wird das Wildheu abgemäht und verkauft. — Fählen gehörte in alten Zeiten dem Kloster Salmanschweil. Diese Alp hat viele gefährliche Stellen für das Rindvieh, und man weiß sehr viele Beyspiele aus neuern Zeiten, daß einzelne Kühe über schroffe Felsenwände heruntergestürzt und todt gefallen sind, auch sagt die Tradition, es seye einst auf dieser Alp ein ganzes Senntum Kühe erfallen, daher sie auch den Namen Fählen erhalten habe. Für 50.

Wiederalp 2. H. für 500 Schaafe, und 30.

Buggarten, eine wilde Alp, für 3 Monate bewohnbar, 1 Hütte nebst Weide für 200 Schaafe und 50 Gaißen, für 50.

Obermanns, eine wilde Alp 1 H. für 16.

Untermanns, eine wilde Alp 1 H. Die Besitzer dieser 2 Alpen haben das Recht nach Gloggern etwa 60 Gaißen zu treiben, das nur eine Schaafweide ist. Es ist auch eine Hütte daselbst und wird bisweilen mit Kühen besetzt; obschon sie Walser unter die vorzüglichsten Alpen zählet. Auch auf Maarwies, das zur nämlichen Alp gehört, kann man ein paar hundert Schaafe oder Ziegen halten. Für 16.

Alpsiegel, eine Kuhgrechtete Alp; sie ist wild, für 7 bis 8 Wochen bewohnbar, hat 7 H. und 7 Eigenthümer, die sie 7 Lehenbauren ver-

pachten. 27 Kuhrechte gehören in den Innerrooder Landsekel. Eine jede Hütte hat auch noch das Recht 4 Gaißen und einen ungeschobenen Stier zu halten. Für 164.

Im Kehr, 1 Hütte für . 8.

Bärstein, eine gemeine Alp, die dem Dörfli Schwarzeneck in der Pfarrey Brülisau gehört, und von den Dorfs-Genossen gemeinschaftlich benutzt wird. Sie hat 4 Hütten. Man kann hier auch eine kleine Heerde Gaißen halten. Für 48.

Leugangen, 3 H. für 42.

Stoffleren, 1 H. für 16.

Sänkli, 1 H. für 16.

Der Alpweg, 1 H. für 14.

Katzensteig, 1 H. für 8.

Aufhütten, 2 H. für 41.

Meglisalp, eine wilde Alp, wohin auch der Büzel und Roßmaad gehört, für 5 bis 7 Wochen bewohnbar, die überall sehr viele Windlöcher hat. Es ist eine gemeine Alp für alle Innerrooder, die 16 Hütten hat, jede zu 12 Kühen. Auf Roßmaad kann jeder Innerrooder 1 Pferd unentgeldlich treiben. Auf diese und alle Gemeinalpen Innerroodens werden auch eine Menge Gaißen — wie ich schon oben bemerkte — getrieben. Alle diese Gemeinalpen werden auch durch die immerwährende Zerkluftungen der Kalkgebirge, und durch die immer größere Ausdehnung von Schuttkegeln von Jahr

zu Jahr schlechter und unfruchtbarer. Meglis-
alp ernährt also 192.

Seealp, ebenfalls eine wilde Gemeinalp, die wie die obige benutzt wird, ausgenommen mit dem Unterschiede, daß Niemand auf die Meßmeralp fahren darf, ohne vorher in der Seealp gewesen zu seyn, wer aber auf den Meßmer fahren will, darf nicht länger als 12 Tage in Seealp bleiben, die übrigen hingegen, so lange sie Futter haben. Es sind 36 Hütten darin, jede zu 12 Kuhrechten, wovon aber für bleibend nicht mehr als 24 Hütten-Plätze von dem Anfange des Heumonats bis zu dem Ende des Augstmonats mit 288.

Der Meßmer, der obere und untere ist ebenfalls eine Gmeinalp mit 12 Hütten. Sie ist die wildeste Alp, und wird deswegen am spätesten benutzt, so daß man länger nicht als 6 Wochen auf derselben bleiben kann. Hier sind die eigentlichen Alpenpflanzen zu Hause, auch sind die Käse, die man auf dieser Alp verfertiget, äußerst fett, so daß man sie viel länger ob einem gelinden Feuer mit den Fingern verarbeiten muß. Auf dem Untermeßmer ist ein Bergbett, d. h. ein fruchtbarer Gebirgsabhang, worauf Wildheu wächst, das die Eigenschaft hat, wenn man mit nackten Gliedern in dasselbe, zu der Zeit, wo es halb gedörrt ist, nur eine Nacht hinein liegen würde, daß es überall große Blasen zieht, (welches wahrscheinlich einige Ranunkelarten

verursachen) daher diese Stelle schon seit uralten Zeiten das Blatternbett heißt. Ueberhaupt befinden sich auf dieser Alp sehr viele steile Grasplätze, wohin die Kühe nicht kommen können, die daher von jedem Wildheuer, der sich dorthin wagt, abgemäht und benutzt werden dörfen. Auf dieser Alp allein werden die Hütten im Herbst abgedeckt, um nicht von den reißenden Sturmwinden fortgetragen zu werden. Sie ernährt 148.

Ebenalp, mit 7 Hütten, Garten mit 5 Hütten; Klus mit 4 Hütten; Weesen mit 2 Hütten; alle diese zusammen machen Eine, und zwar ebenfalls eine Gemeinalp aus, die nicht von einander unterschieden sind, und nur einen Alpmeister haben, für 216.

Alten- oder Luzelalp ist wild, und hat 1 Hütte für 20.
nebst 200 Schaafen und 50 Gaißen.

Diese Alp ist wie der Meßmer, Fählen, Dorrwies und andere mehr, sehr gäh und unwegsam, daher hie und da einzelne Kühe erfallen. — In Altenalp nennt man eine Berghöhle das Zigerloch, indem sich in derselben Bergzieger, d. h. in der Appenzeller Sprache Mondmilch ansetzt.

Oberbommen, eine wilde aber gute Alp, worin das Wildkirchli, eine Eremitage für einen dummen Einsiedler (Bruder) liegt, dem sie durch ein altes Vermächtniß angehört. Die Alp kann 14 Wochen 10

ernähren, und soll nach dem Willen des Stifters immer an einen aus dem Uhlmer Geschlecht verlehnt werden, hat sie aber kein Uhlmer im Lehnzins, so wird alljährlich dasjenige, was der Lehnzins über 60 fl. abwirft, unter die Aermsten dieses Geschlechts vertheilt.

Der Escher, 1 H. für 8.
Die 2 Aeüeli, 2 H. für 16.
Die mittlere Bommen, 1 H. eine wilde Alp für 14 Wochen, ernährt 15.
Die Auen, 2 Hütten, eine zahme Weid für 30.
Die untere Bommen, 1 H. eine wilde Alp für 12.
Neuenalp, 3 H. in einer 16, und in zwoo 14 Wochen lang Futter für 40.
Hundslanden, 2 Hütten für 32.
und für 100 Schaafe und 30 Gaißen.
Leuen, 3 H. die von Einem Senn mit 50.
benutzt werden.
Burstbühel, 2 Hütten für 24.
und 30 Gaißen.
Bootersalp, eine große schöne Kuhgrechtete Alp, wie Schwägalp, an die sie gränzt. Es sind darin 14 Hütten, die zusammen 291.
ernähren.
Brendli, 3 H. wovon eine der Obrigkeit gehörte, zusammen für 50.
Aelpli, sehr gut 1 H. für 20.
Gächten, 2 H. für 16.
Urlihan, sehr zahm, 3 H. für 24.

Kühe.

Sönderli, sehr zahm, 3 H. für 30.
Helchen, 3 Hütten für 36.
wovon ein Hüttenbezirk der Obrigkeit gehört.
Wasserschaffen, 2 Hütten für 34.
wovon ein Hüttenbezirk der Obrigkeit gehört.
Neuenalp, 1 H. gehört der Obrigkeit, die sie jederzeit an einem Gallen-Rath (d.h. der am St. Gallustag gehalten wurde) auf 6 Jahr lang verpachtet — sie ernährt 20.
Seck, 1 H. für 10.
Wartegg, 3 H. für 30.
Aspedeyeli, 1 H. für 10.
Gygli, 1 H. für 10.
Unhorn, 1 H. für 15.
Grub, 1 H. für 15.
Auersberg, 1 H. für 8.
Oberstauden, 1 H. für 10.
Wiederegg, 2 H. für 20.
Scheidegg, 1 H. für 10.
Blatte, 1 H. für 15.
Der Kenner, eine wilde Alp für 12 Wochen, 2 Hütten für 30.
Des Kronbergs südlech, worin der St. Jakobsbrunn und eine Capelle steht, in welcher am St. Jakobstag alle Jahr eine Predigt und ein Hochamt gehalten wird. Es ist eine wilde Alp für 2 Monat, und hat 1 Hütte für 20.

Anmerkung. Die Ao. 1801. und 1802.' obrigkeitlich aufgenommene Schatzung aller Alpen in Appenzell Außerrooden beläuft sich auf eine Summe von 169,658 Gulden.

Natur Schönheiten der Alpen des Appenzellerlands.

Da das Appenzellerland nicht so wie das Glarner, oder Bündtnerland auf allen Seiten von hohen Gebirgen umringt ist, sondern alle höhern des Winters unbewohnten Appenzellergebirge auf der mittäglichen Seite des Landes bey einander liegen, so ist es daher sehr leicht, namentlich von den Dörfern Appenzell und Gaiß aus, die meisten derselben in kurzer Zeit zu besteigen und zu durchwandern.

Vorzüglich im Appenzellerlande trift der sehr erwünschte Fall ein, daß man grössere oder kleinere Alpenreisen machen kann, die einen grösseren oder geringern Kraft- und Zeitaufwand erfordern; in beyden Fällen kann man beynahe gleich schöne Aussichten geniessen.

Es ist gegenwärtig durchaus nicht meine Absicht, eine mahlerische Schilderung der Appenzellerberge zu entwerfen; auch muß ich hier völlig darauf Verzicht thun, naturhistorische Nachrichten über die Produkte dieser Gegend aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreich mitzutheilen; sondern nachstehende paar Blätter sollen einzig eine kurze Anleitung enthalten, un-

sere Berge von verschiedenen Seiten auf die bequemste Weise besteigen, und ihre vielen verschiedenartigen Annehmlichkeiten genießen zu können, welche sie dem Thalbewohner, der ihre Höhe erreicht hat, gewähren. — Da ich alle diese verschiedenen Gegenden selbst durchwanderte, und nachstehende Bemerkungen einzig das Resultat eigener Beobachtungen sind, so darf ich für ihre Zuverläßigkeit Bürge seyn. —

Das Pfarrdorf Gaiß ist eine Stunde von Appenzell, 1 1/2 Stunden vom Weißbad, *) 3 Stunden von St. Gallen, 2 kleine Stunden von Trogen und Speicher, 4 Stunden von Herisau, und 1 1/2 Stunden von Altstädten im Rheinthale entfernt.

Das Baad in Gonten war und ist immer das allerbesuchteste Appenzellerbaad. Gonten liegt am Fuße des Cronbergs, und von da aus hat man die

---

*) Das Weißbaad ist in den ältern Zeiten auf den meisten Karten unbemerkt geblieben. Walser erwähnt dieses Baades zuerst in seiner Chronick. Das Weißwasser ist ein eigentliches Gletscherwasser, und wird, wie jedes Baad, vorzüglich wider Gliederkrankheiten angerühmt. — Ehmals muß es, wegen schlechter Bewirthung viele Jahre hindurch schlecht besucht worden seyn, jetzt aber finden sich alljährlich viele Gäste daselbst ein, indem man auch zugleich die Ziegenmolken daselbst trinken kann.

Höhe desselben zu besteigen, wo man eine sehr schöne Aussicht genießt.

Von diesem Baad siehe mehreres im helv. Calender Jahrgang 87. S. 88 — 91.

Das 3te, jetzt ebenfalls ziemlich stark besuchte Appenzellerbaad liegt in der Gemeinde Waldstatt und ist von J. R. Sulzer beschrieben worden. S. seine Beschreibung des Baads bey Waldstatt im Canton Appenzell Ausserrooden. St. Gallen 1792. auf 43 S.

Von Gaiß aus kommt man bequem nach 3/4 Stund auf den Sommersberg, und eben sobald auf den Stoß.

Auf dem Sommersberg genießt man eine sehr schöne Aussicht in das zu den Füssen liegende, äusserst fruchtbare Rheinthal, durch welches man den jungen Rhein bis an seine Mündung in den Bodensee fliessen sieht, auch hat man die Grafschaften Montfort und Fürstenberg und die Bündtner, Tyroler und Appenzellergebirge vor sich.

Auf den Stoß kann man entweder von Gaiß aus auf der Landstrasse, welche ins Rheinthal führt, oder aber gerade vom Sommersberg herunter. Die Aussicht allhier ist beynahe die gleiche wie die auf dem Sommersberg, ausgenommen, daß man nur das obere Rheinthal vor sich hat. — Diese Stelle ist auch in der schweizerischen Geschichte sehr berühmt, indem die Appenzeller daselbst Ao. 1405. den 15. Juny eine Schlacht liefer-

lieferten, und ihren Feind, die durch die Oesterreicher sehr verstärkte Armee des Abts von St. Gallen gänzlich schlugen.

Noch ausgedehnter und mahlerischer ist die Aussicht auf dem Gäbelis- oder Gäbrisberg, der von Gaiß eine kleine Stunde entfernt ist.

Da übersieht man sozusagen mit einem Blicke den grösten Theil des flachen und gebirgigten Appenzellerlandes, das obere Thurgau, und den Bodensee, und dringt mit dem Blick bis weit nach Deutschland hinein. — An der Stelle wo man Gaiß sich biegen sieht, erblickt man auch bey heiterem Wetter den Rigi, den Ruß- oder Roßberg neben dem Rigi, die Allmannskette und den Glärnisch.

Eine ziemlich ähnliche Aussicht hat man auf Vögeliseck, das in der Höhe eine 1/4 Stunde über dem Dorf Speicher liegt.

Das Auge beherrscht da, bey reiner und heller Luft, die alte St. Gallische Landschaft, die Obstwälder, die Weinhügel, die Dörfer und Wohnungen des Thurgaus, den spiegelglatten blauen Bodensee, und alle die verschiedenen Hügel Schwabens, welche denselben umschliessen. — Diese Gegend ist auch merkwürdig wegen der Schlacht, worin der Abt von St. Gallen mit seinem Volk Ao. 1403. von den alten Appenzellern geschlagen wurde. —

Die Reise nach dem Wildkirchli und auf die Ebenalp ist ebenfalls sehr angenehm, und jeder nur mittelmäßige Fußgänger kann mit leichter Mühe dahin kommen. Vom Weißbaad hat man 1 1/2 Stunden berganzusteigen bis zum Wildkirchli, und von dort ist man in einer kleinen halben Stunde bey den Sennhütten der Ebenalp.

Der Weg zum Wildkirchli ist gegenwärtig bey weitem nicht mehr so schauderhaft, als wie ihn Ebel beschreibt; selbst furchtsame Frauenzimmer werden ihn ohne Zittern gehen. — Sobald man sich ganz nahe beim Wildkirchli hart am Fuße kahler Felsenwände befindet, wo eine kleine Sennen hütte, auf dem Escher genannt, steht, die des Sommers von einer ganzen Appenzeller Haushaltung bewohnt ist*) — führt ein doch ziemlich breiter Fußsteig auf einen Felsenabsatz zur linken an einer senkrechten Gebirgswand vorbey, während dem sich zur rechten ein tiefer Abgrund vorfindet, den man aber nie ganz bemerkt; bald kommt man auf eine hölzerne Brücke, die zur rechten sehr gut mit einer Lehne eingefaßt, an die Felsen befestigt ist, und über dem hohen Abgrunde unmittelbar hängt; das Ende derselben führt zu einer Thür, und so wie sich diese öffnet und man über die Schwelle hineintritt, so ist der Pfad breiter, und ein kleines einfaches

*) Ao. 1803. ist dieses Sommerhäuschen abgebrannt, wird aber Ao. 1804. wieder an der gleichen Stelle von neuem aufgebaut werden.

Gebäude mit einem Thürmchen, in welchem eine drey Zentner schwere Glocke hängt, zeigt sich sogleich; hart neben diesem öfnet sich zur linken eine Felsenhöle, deren Wände mit Mondmilch überzogen sind, und worin ein aus Steinen gebauter Altar steht, an dem sich eine bemahlte Bretterwand in die Höhe hebt; vor dem Altar liegen einige zwanzig erhöhte Balken, welche dem Appenzeller Volk zu Bänken dienen, wenn dasselbe alle Jahr einmahl hieher kommt, um einer abzuhaltenden Predigt und einem Hochamt beyzuwohnen; das ganze wird Wildkirchli genannt, und ist die Folge einer Stiftung von einem Appenzeller, der 1656 dasselbe baute, als Eremit dorthin zog, und ein Capital zur Unterhaltung desselben widmete. — Geht man nur einige Schritte neben dem Kirchlein vorbey, so sieht man eine zweyte Höhle vor sich, die links in den Berg hineingeht, und bey deren Oeffnung die Wohnung eines Einsiedlers (Waldbruders) steht, welche ein Stübchen, eine Kammer und eine Küche enthält. Das Geschäft dieses Einsiedlers besteht darin, für die Hirten zu beten, und täglich fünfmahl die Glocke zu läuten, welche durch alle Alpen erschallt, und die Sennen zum Gebet auffordert; dafür erhält er von ihnen Käse, Butter, Milch und Molken, und die Erlaubniß zwey Ziegen weiden zu lassen, wo er will. — Hinter dem Einsiedler Hause kann man etwa 200 Schritt weit durch die Höhle durch, und zwar meistens aufrecht; aber weil es dunkel ist, so macht man gewöhnlich durch Fackeln und Lichter helle. Man steigt etwas aufwärts, und zuoberst findet man eine kleine Thüre. Ist man durch diese wieder in das offene Feld heraus-

getreten und noch eine kurze Strecke bergan gestiegen, so befindet man sich auf der fruchtbaren Ebenalp, und erquickt sich mit Alpenaussichten und Alpenspeisen aller Art, um erfreut und gestärkt wieder zurückkehren zu können. — Der Kanton Appenzell liegt als ein Miniaturgemälde ausgebreitet, welches der schimmernde Bodensee in der Ferne einzufassen scheint, und über den hinaus der Blick tief nach Schwaben dringt. Oben auf Ebenalp sieht man auch tief unten im Thale von Seealp den Seealpsee liegen. —

Von Gaiß aus besteigt man auch sehr oft die Alp Kamor und Hohenkasten, deren ich auch gerade hier erwähnen will, obschon Unterkamor nach Altstädten ins Rheinthal, und Oberkamor und Kasten in die Lienz in der ehemaligen Herrschaft Sax gehört. Von Gaiß aus, neben Fähnern vorbey, ist man in vier kleinen Stunden bey den Sennhütten des Kamors, und in fünf Stunden auf dem Rücken des Hohenkastens. Ueber das Weißbaad durch den Roßberg hinauf ist der Weg etwas näher, aber ungleich steiler, ungebahnter und mühsamer. — Vom obern Kamor weg kann man auch auf der entgegengesetzten Seite in 2 Stunden in den Sennwald hinunter, obwohl dieser Weg für Sennen und Aelpler nicht Jedermann angenehm vorkommt, und vorzüglich auch von Hrn.

Meiners, der ihn benutzte, gar nicht einladend beschrieben wird.

Der hohe Kasten ist ein ungeheures nach drey Seiten senkrecht abgeschnittenes Felsgerüste, welches die Natur auf den Rücken des obern Kamors hingesetzt, und gleichsam als eine Warte für ihre Freunde und Bewunderer erbaut hat. Dieser Felsstock steht nicht nur ganz frey, sondern hebt sich auch über die meisten nähern Appenzeller Berge empor, an die er gegen Nordwesten unmittelbar angrenzt, und die der Bergwanderer gleich im Anfange übersieht und bewundert. Der senkrechte Blick in das unmittelbar am nördlichen Fuße des Kastens liegende Thälchen, das einen scheußlichen Abgrund bildet, ist schauderhaft, und das Aug des erstaunten Beobachters sieht lieber über denselben hin und verweilt damit desto länger auf den übrigen Thälern, Hügeln und Dörfern des Appenzellers, die er mit einem Male überschauen kann. In einer etwas größern Entfernung schimmert das Becken des Bodensees, und das scharfe oder bewaffnete Aug entdeckt weiter hinaus gegen Schwaben sogar die Spitzen von Hohentwiel. Gegen Morgen und Mittag übersieht man den ganzen Lauf des Rheins und der Ill, und ihre bewohnten Ufer, und der sie umgebenden ungeheuren Bergketten der Bündtner, Tyroler und Vorarlberger Gebirgen.

Die Aussicht auf dem obern Kamor ist um vieles beschränkter.

Vom Kamor kann man auch in 3 Stunden in das Rheinthal hinunter steigen, und dann zugleich auf diesem Wege die allge-

mein bekannte Krystallhöhle*) besuchen, welche am Fuße des Kamors, oberhalb dem Dorfe Kobelwies liegt. Der Eingang ist beschwerlich, indem man auf dem Bauche viele Schritte lang hinein kriechen muß. Aus der ersten Höhle steigt man zur zweyten herab, und aus dieser zur dritten aufwärts, aus welcher der Bergbach heraus strömt, welcher das Baad zu Kobelwies ersieht. Die Wände dieser letztern sind mit zierlich schönen milchweißen, grauen und gelben Kalkspath Rhomben bekleidet, die zum Theil in einem gelben Thonüberzug verborgen sind. Das Wasser, welches in diese Höhlen durchsickert, und gesammelt abwärts strömt, ist außerordentlich hell und klar, läßt aber nach einiger Zeit einen starken Satz zu Boden fallen; wahrscheinlich enthält es Kalkerde und Schwefelsäure aufgelößt, und hierin mögen wohl die Heilkräfte liegen, welche es in Hautkrankheiten, und hauptsächlich in Wechselfiebern äußert, die hier durch das häufige Austreten des Rheins fast endemisch geworden sind.

*) Eine sehr ausführliche Beschreibung dieser interessanten Höhle und der umliegenden Gegenden steht im Archiv kleiner zerstreuter Reisebeschreibungen durch merkwürdige Gegenden der Schweiz, 2ter Band. St. Gallen 1802. S. 74. und 75. und S. 257. bis 274.

Eine ziemlich ähnliche Aussicht hat man auf dem, dem hohen Kasten gerade gegenüber stehenden Alpsiegel. — Eine kleine Stunde von Weißbaad liegt der Roßberg. Aus diesem geht man durch die Alpen Soll, Dorrwies und Furglen und langt nach 2 1/2 Stunden bey dem Forellenreichen Aemtiser oder Sämtisersee an. Dieser schöne Alpsee ist nicht mehr als 1/4 Stund lang, und kaum um die Hälfte breit. Von Westen her fließt ein ziemlich großer Bach aus dem Fählersee in diesen, der sich eine große Strecke weit unter der Erde durcharbeitet, und sich gleich beim Anfange des Fählersees, am rechten Ufer, wenn man von Appenzell aus zu den Sennhütten der Fählenalp geht, mit lautem Sprndeln in die Erde stürzt und über dem Gebirge fortläuft. — Dieser See trocknet indessen nie völlig aus, allein je wärmer der Sommer ist, desto kleiner wird das Wasser. Einen sichtbaren Abfluß bemerkt man nicht, hingegen behaupten die Bauren, der Bach, der im Sennwald aus dem Gebirge hervorquillt und sich ins Thal herunterstürzt, entspringe aus diesem See. — Auch der Brüllisauerbach soll durch einen geheimen unterirdischen Gang aus dem Sämtisersee Zufluß erhalten. Die Fischer sagen auch, je mehr dieser Bach des Frühlings und Sommers anschwelle, desto fischreicher sey der See, und umgekehrt, und alsdann muß man annehmen, die Fische aus der Sitter, in welche der Brüllisauerbach fließt, steigen alsdann aus diesem Fluße durch denselben (nach ihrer Gewohnheit) in den höhern Sämtiser See hinauf. Das Holz aus den Waldungen dieser Gegend wird auf dem See durch

den Wind ans untere Seeufer hingetrieben, und dann im Winter ins bewohnte Thal entweder geschlittet, oder aber durch den Brüllisauerbach hinab in die Sitter, und in dieser nach Appenzell geflößt*).

Zur Linken bey der Sennhütte der Aemtiser Alp geht man durch einen Wald in den Kuhboden hinauf und langt nach 1 1/2 Stunden bey den Sennhütten der Alp Siegel an. Von da an kommt man auf der entgegengesetzten Seite nach 1 1/2 Stunden wieder ins Weißbaad hinab. Man geht nämlich auf die Höhe von Alpsiegel, klettert über den Bärstein herunter, welches, da eine kleine aber senkrechte Felsenwand keinen Weg gestattet, auf einer Leiter geschieht, welche oben und unten am Felsen befestigt ist. Nach dieser zurückgelegten eigenen Art bergab zu steigen, setzt man sich hier noch ein wenig nieder, um die schöne Aussicht in das zu den Füßen liegende Thal-Gelände zu genießen, und kehrt

*) Der durch Pfenningers Abbildung bekannt gewordene Schottensepp (der Vater des jetzigen Baadmeisters im Weißbaad) anerbot sich, in einem heißen Sommer, da der See beynahe ausgetrocknet war, ihn völlig abzulassen und glaubte die Stelle desselben in Wiesenboden verwandeln zu können. Aber der Eigenthümer desselben war damals der Einzige, der im See fischte, und damit die Fischenz erhalten würde, durfte ein armer Mann ein Stück Land nicht urbar machen, das ihm dann ein halbes Dutzend Kühe gesömmert hätte.

dann auf einem ordentlichen Fußsteig ebenfalls in dasselbe zurück.

Im außerordentlich heißen und anhaltend trockenen Sommer des Jahres 1800. hatten die Sennen auf Alpsiegel kein Wasser mehr für ihr Vieh, und mußten daher dasselbe zu dem Sämtiser See herunter treiben, eine Strecke Wegs für das Vieh, hinauf und hinab, von 4 Stunden! —

Für geübtere Bergsteiger ist die Reise auf den hohen Sentis oder den Gipfel desselben, den Gyrispitz, sehr interessant, welche man in 1 1/2 Tagen bequem zurücklegen kann.

An einem schönen heitern Sommer Nachmittag kann man bequem von Gaiß bis in die Meglisalp kommen, daselbst übernachten, am folgenden Morgen den hohen Sentis besteigen, und von da am gleichen Tage wieder nach Gaiß zurückkehren.

Vom Weißbaad führt der Weg — neben der Kirche in Schwendi vorbey — längs dem Schwändibach*) durch die Auenweiden bis in

---

*) Mein Freund Hartmann in St. Gallen bemerkt sehr richtig, daß der Ursprung der Sitter zwar — wie man überall liest — aus 3 Quellen bestehe, die aus den Thälern beym Kronberg, aus der Schwendi und von Brüllisau herkommen, allein man müsse noch hinzuthun, daß nicht eher, als da, wo alle 3 in einander geflossen sind, der Name Sitter anhebt, und jede Quelle oder

den Katzensteig, das ebenfalls eine Weide jenseits des Bachs am Fuße des Alpsiegel Gebirgs ist, und wohin man vom Weißbaade nach einer kleinen Stunde gelangt. — Von da steigt man bergan, und kömmt ebenfalls nach einer kleinen Stunde bis in die Privatalp Hütten, worin zwey sehr gut gebaute Sennhütten mit einem Stübchen und mit Fenstern stehen, welche gegenwärtig von einer ganzen Sennenhaushaltung bewohnt werden. Ohne völlig auf diese Sennhütten loszugehen, steigt man zur Linken auf einem schmalen Fußsteig noch mehr bergan, und hat im Anfange unmittelbar die Gloggern über sich, welche beraste Felsenköpfe sind, die zur Alp Manns

---

Bach zuvor einen eigenen Namen trägt. Diese Namen sind von einigen Schriftstellern z. E. von Scheuchzer (Hydrograph. helv. S. 86.) verwechselt, und von andern, wie von Walser (Appenzeller Chronik S. 5.) unbestimmt angegeben worden. Folgendes ist zuverläßig: 1) Von Brüllisau her kommt der Bärbach, der aber gemeiniglich nur Brüllisauerbach genennt wird. 2) Eine andere Quelle kömmt aus dem Seealpersee, fließt durch die Schwendi, und heißt desnahen Schwendibach. 3) Das Weißwasser kömmt aus dem Thale beym Kronberg, entspringt aber diesem Berg gegenüber, an dem Fuße des Felsens, Oehrli genannt, heißt Bernerbach, und vereinigt sich gerade beim Weißbaad mit obigen zwey Bächen, und erst hier hebt dann der Name Sitter an. —

gehören, wohin das Rindvieh nicht kommen kann, und die daher Schaafweide sind. Nachdem man ungefähr 1/4 Stunde gestiegen ist, geht man auf einem schmalen Fußpfad am Abhange des Alpsiegels der Meglisalp zu, der aber dem ungewohnten Bergsteiger etwas schauderhaft ist, weil er über sich zur linken die schroffen Felsenwände des Alpsiegels erblickt, während dem sich ihm auf der rechten Seite ein ziemlich tiefer Abgrund zeigt, worin der schöne blaue ebenfalls forellenreiche Seealpersee liegt, der einen Theil von der gemeinen Seealp einnimmt. Aber diese kleine Beschwerde wird durch die äußerst mahlerische Aussicht, die man allhier genießt, reichlich belohnt. Nicht nur die kahlen Felsenwände über sich, die mit einzelnen grünen grasreichen Plätzen schattirt sind, und das liebliche Seethälchen unter sich, gewährt eine ganz eigene Aussicht, sondern vorzüglich auffallend ist die Erscheinung der 36 Sennhütten, und eben so vieler Kühställe, die man ebenfalls unter sich in Seealp erblickt, und welche ein ordentliches Sennendörfchen bilden. — Auf diesem Wege zwischen Hütten und Meglisalp sieht man auch gerade gegenüber auf die rauhern Gemeinalpen des Obern- und Untern Meßmers. Endlich langt man (von Hütten nach 1 1/2 Stunden) auf diesem Wege in der Meglisalp an, wo der gutmüthige Innerrooder-Senn die Nacht durch gern sein Heubett mit einem angekommenen fremden Reisenden oder Bergmann theilt, — und ihn mit Alpenspeisen aller Art bedient.

Meglisalp ist zwar eine sehr wilde, aber dennoch gute und grasreiche Aly, worin sich ebenfalls 16

Sennhütten, und so viel Kühställe neben einander befinden. Da die Meßmer- und die Meglisalp über die Region des Holzwuchses liegen, so muß das Brennholz aus der Seealp in einzelnen verspaltenen Stücken hinaufgetragen werden. Wer dasselbe um den Lohn hinaufträgt, bekommt vom Stück, das ungefähr 50 bis 60 Pfunde wiegt, 9 kr. und wenns noch bey der Hütte gespalten (grähfet d. h., zugerüstet ist) 15 kr. Es ist meistens Buchenholz, wovon es in Seealp sehr dicke Bäume giebt. Mit einem Bürdeli Holz (d. h., was ein Mann in einem Mal hinaufträgt) kann man gewöhnlich drey Mal Käse kochen. Starke Sennen tragen öfters für ihren eigenen Gebrauch ein Zentnerschweres Stück in die Höhe.

Sehr frühe, noch vor dem anbrechenden Tage muß man am folgenden Morgen auf den Weg gehen, um nicht lange nach Sonnenaufgang den höchsten Gipfel der Sentisergebirgsmasse erreicht zu haben. — Der Weg rechts bey den Sennhütten hinauf über das Kühmaad ist gar nicht anstrengend, und nach zwey Stunden führt derselbe zur Wagenlucken hin, welches ein Ausschnitt in einer grossen Felsenmasse ist, durch welchen man ins untere Seealperthälchen hinab sieht. Von der Wagenlucke weg kommt man sehr bald auf das sich beynahe bis auf den Gipfel ausdehnende Schneefeld; anstatt zur rechten muß man alsdann auf die linke Seite hinlenken und anhaltend bergan steigen, bis man nach 1 1/2 Stunden den Gipfel Gyrispiz glücklich erreicht hat, und sich am Ziele seiner Wünsche befindet. — Ist man so glücklich an einem heiteren Morgen hieher zu

kommen, so hat man noch eine ungleich ausgedehntere und prachtvollere Aussicht als auf dem Hohenkasten, und sieht da vorzüglich auch ganz in der Nähe die Sarganſischen und Toggenburgiſchen Alpenketten, wie auch den Wallenstatter- und einen grossen Theil vom obern Zürchersee und die in ihrem Hintergrunde liegenden Glarner- und Schweizergebirge.

Um des Genusses dieser Aussichten desto gewisser zu seyn, thut man wohl, wenn man am ersten Tage des Abends schon einmal auf den Gyrispiz steigt, wo man öfters bey der untergehenden Sonne eine eben so reine Atmosphäre als am Morgen beym Aufgehen derselben antreffen kann.

Wer sich auf diesem nun beschriebenen Weg auf den Gyrispiz mit grosser Anstrengung und Furcht hinaufarbeitete, und also kein Bergsteiger von Profeßion ist, dem rathe ich wieder den gleichen Weg in die Meglisalp zurükzugehen. Will man dann aber von Meglisalp einen neuen Rückweg einschlagen, so kann man zur Linken bey den Hütten bergan über den Fähler-Schaafberg zu dem Fähler- und Sämtisersee hinunter, welche man in zwey kleinen Stunden erreicht.

Ao. 1802 den 12. August machte ich den Rückweg mit meinem Freund Mehmel auf der entgegengesezten Seite, hinter dem Oehrli vorbey; allein er ist einzig nur für geübte Bergsteiger gangbar, und in Ansehung der Entfernung von Gais gleich weit.

Vom Gyrispitz stiegen wir durch die hohe Riederen herunter, wo wir einige Mal rücklings herabklettern mußten. Nach einer halben Stunde befanden wir uns in einer Kluft, aus der sich ein anderer Gebirgsgipfel in die Höhe erhob; allein in dieser Kluft steckte eine ungeheuer grosse Schneemasse, die zu unserer nicht geringen Bestürzung, etliche Klafter weit auf beyden Seiten abgeschmolzen war, und oben einen scharfen Rücken bildete, so daß es unmöglich gewesen wäre, über denselben hinwegzugehen, ohne sich dem wahrscheinlichen Falle auszusetzen, in einen von den zwey scheußlichen Abgründen hinunter zu stürzen, die sich auf den Seiten zwischen den Felsen und der abgeschmolzenen Schneemasse öfneten. Nach langen Deliberationen entschlossen wir uns, sitzend auf den Hosen hinüberzurütschen, und kamen endlich vermittelst dieser eigenen Schneereüterey glücklich auf das Schneefeld des obern Meßmers hinüber. — Nach einem Stündchen führte uns unser Wegweiser zur linken neben fürchterlich auswärtsragenden halbzerklüfteten Gebirgsköpfen, welche man die Hängeten nennt, vorbey, und unser Weg gieng eben über eine ungeheuer grosse Schutthalden hin, welche das kleine untenliegende Thälchen tief überschüttete, und ihm ein scheußlich rohes Aussehen gab. — Auf einem ähnlichen Wege, der von Zeit zu Zeit mit grossen Schneefirnen abwechselte, giengen wir hinter dem Oehrli vorbey, und gelangten am Fuße des Lützlisalpkopfs in die Lützlisalp selbst, welche aus einem äusserst gähen, grünen Gebirgsabhang besteht. Ehemals war dies eine wirkliche Kühalp, wo — welches beynahe

unmöglich scheint, Kühe weideten und Sennhütten standen; vor ungefähr 25 Jahren aber nahm ein Steinbruch die Hütten und rollte mit denselben in den tiefen Abgrund der Seealp hinunter, und seither wird sie alle Sommer etwa mit 500 Schaafen benutzt. — Mit der grösten Anstrengung legten wir den Weg über diese gähe mit langem Gras überwachsene Halden zurücke, wo unsere glatten Schuhe dem Fuße öfters keinen festen Standpunkt gestatteten, und der starke Alpenstock uns einzig vor dem Falle sicherte, bis wir endlich zur Linken zwischen zwey Gebirgsköpfen vorbey, wovon der höhere zur Rechten liegende, der Steckenkopf heißt, in die Alpen Altenalp, Wesen und Escher (beym Wildkirchli) gelangten, uns darauf im Weißbaade mit Speise und Trank erfrischten, und Abends um 9 Uhr gesund und froh in meiner Wohnung anlangten.

* * *

Man kann ebenfalls durch Seealp in die Meglisalp, und der Weg dahin ist weniger beschwerlich als über Hütten, und kaum eine Viertelstunde weiter.

Anstatt daß man beim Katzensteig, eine halbe Stunde hinter Schwendi, über den Schwendibach hinübergeht, und zur Linken hinaufsteigt, so bleibt man alsdann auf dem rechten Ufer des Bachs, das man bis in die Seealp nie verläßt.

Da dieser Weg durch einen engen aber tiefen Einschnitt zwischen zwey Gebirgsreihen hinführt, wo die Gebirgslager äusserst verschieden eingeschränkt sind,

so wird vorzüglich der Mineralog diesen Weg einschlagen.

Die Tiefe des Seealpsees ist von jeher für unergründlich gehalten worden; in unsern Tagen aber will Hr. Dr. Wartmann in St. Gallen wissen: daß er nur etwa 8 Klafter tief sey; allein beyde Angaben sind in Ansehung des zuviel und zuwenig übertrieben.

Befindet man sich oben am Anfange des Alpsees, so steigt man rechts am Fuße des Alpsiegels in die Höhe und kommt oben wieder in den gleichen Weg, welcher von Hütten weg über den Alpsiegel führt, und nach 1 1/2 Stunden befindet man sich in der Meglisalp.

* * *

Man kann auch den Weg auf den Gyrispiz über den hohen Meßmer einschlagen, der aber um vieles mühsamer als der erst angegebene ist.

Aus der Hütte des Seealpthals in den untern Meßmer, stark 1 Stunde.
Auf die Sprüng 1/2 St.
In den Lachten 1/2 St.
Zur Wagenlucken 1/2 St.
Den obern Meßmer läßt man zur Rechten liegen, uud kommt auf dem oben beschriebenen Wege von der Wagenlucken über das Schneefeld hinauf auf den Gyrispiz in 1 1/2 St.

Zusammen stark 4 Stunden.

Einen

Einen andern Weg kann man auch einschlagen von Seealp über den untern auf den obern Meßmer 1 1/2 Stunde.
Und dann durch die Milchgruben auf den Gyrispiz 2 1/2 St.

Ebenfalls 4 Stunden.

* * *

Man kömmt auch aus Seealp nach 3/4 Stunden in die Altenalp hinauf, und kann dann auf dem oben beschriebenen Wege hinter dem Oehrli durch, den Sentis besteigen. — Ueber Wildkirchli und den Escher führt ein Weg ebenfalls in die Altenalp hinein. — Man gelangt aber auch auf einem Alpenweg über Ebenalp auf den hohen Sentis; nämlich vom Weißbaad nach Ebenalp 1 1/2 Stund.
Von da auf Garten von einer Hütte zur andern 1/4 St.
Auf Chluus 1/4 St.
Hinter das Oehrli 1 1/2 St.
Ueber den Alpstein auf den Gyrispiz 1 1/2 St.

Zusammen 5 Stunden.

* * *

Unmittelbar über den Gyrispiz hinunter kann man auch in die Toggenburgeralpen kommen, allein dieser Weg ist ziemlich steil und schauerlich; — der nachstehende ist ungleich leichter und angenehmer.

Von den Hütten der Meglisalp, auf der linken Seite, geht man über den steinigten, rohern Theil derselben, auf die Schaafmaad, und nach 1 1/2 Stunden hat man den Grath (den Rücken) der Toggenburgeralp Fllfiis, zwischen dem Altenmann und dem Gyrispitz, erreicht, steigt über verschiedene sehr schöne, fruchtbare Toggenburgeralpen, z. E. Gampleut, Aelpli, Laueli ꝛc. hinunter, lenkt darauf, nachdem man bey einer Holzsäge über eine Brücke gegangen ist, gegen die bewohnten Hütten der Kühbödnern ein, deren Bewohner deßwegen so heissen, weil ihre kleinen Berghäuser in fruchtbaren Bergwiesen stehen, wo vorzüglich viel Futter für das Vieh wachst, und viel Vieh daselbst gehalten wird, steigt durch die Nesselhalden — eine auf ähnliche Weise bewohnte Berghalden — ins Thal hinunter nach Alt St. Johann, und kann entweder zur Rechten Lichtensteig zu, oder zur Linken beym Starkenbach über die Ammonnsgebirge nach Wesen, an den Wallenstatterse e, und nach Glarus gelangen, worüber ich aber bey den Toggenburgeralpen ausführlicher reden werde.

Um den Gipfel des Altenmanns, der dem Gyrispitz südöstlich liegt, und mit ihm südlich eingesenkt ist — zu besteigen, kann man folgenden Weg einschlagen:

Aus dem Weißbaad nach Manns 1 1/2 Stunden.
Dann ins Buggertli 1/4 St.

	1 3/4 St.
Von da durch die Säntisalp über den Hundsstein	1/2 —
Nach Fählen	1/2 —
Und endlich auf die Toggenburger Höhe und den Grath hinauf bis auf die Spitze des Altenmanns	2 —
Zusammen	4 3/4 Stunden.

Will man durch die Appenzelleralpen in die Toggenburgergegenden von Stein, Wildhaus ꝛc. auf einem bequemern Weg, als über die Meglisalp, so befolge man diese Marschroute, die zwar nicht näher, aber ungleich bequemer, gar nicht steil, und selbst für gesunde Frauenzimmer sehr leicht gangbar ist.

Bey der gedeckten Brücke neben der Löosmühle vorbey, kömmt man in die Treibern, und aus diesen in die Warth, welches (wie Walser unrichtig angiebt) keine Alpen, sondern bewohnte Wiesen sind. Der Weg durch diese führt in die Aeugstli Weid und dann in den gemeinen Lähmerwald, an dessen Fuße rechts hinunter der Bernerbach der Sitter zufließt, welcher am Fuße des Oehrli entspringt, durch die Schwäg- und Bottersalp fließt, und das Weißwasser enthält.

Gleich sobald man in die Treitern Wiesen getreten, befindet man sich in einem beynahe ebenen engen fruchtbaren Alpenthale, das zu beyden Seiten mit hohen Gebirgsketten umgeben ist, welche sich der Länge

nach von Morgen gegen Abend hinziehen, und deren Abhänge ebenfalls meistens fruchtbare Alpen bilden. Auf diesem Wege kann man eigentlich das Appenzeller Alpenwesen in allen seinen verschiedenen Abweichungen kennen lernen. — Zur Linken thürmt sich die eigentliche Appenzeller Gebirgskette mit ihren besondern Gebirgsköpfen in die Höhe, unter denen sich namentlich Ebenalp, Garten, Chluus, Oehrli, Alpstein und Sentis sehr deutlich auszeichnen. Zur Rechten hat man hingegen die ganze Cronbergsmasse neben sich, die überall aus einer Menge schöner Alpen besteht, die diesen Berg auf allen Seiten sehr fruchtbar machen. Nachstehende fallen sogleich auf diesem Wege jedem Reisenden, der Reihenfolge nach, so wie er immer weiter fortrückt, in die Augen, nämlich Gechten, Urlihan, Helchen, Sönderli, Uhhorn, Aspedeveli, Gigli, Warteggen, Grub, Wiedereggen, Seck, Auersperg, Oberstuden, Neuenalp, Wasserschaffen, Blatten, Kenner, Dorrwies, der Höchstein, Langälpli, Tschutzenälpli, Täufflöchli, die Nußhalden ꝛc. —

Aus dem Lähmerwald kommt man durch die Lähmerweid in den ausnehmend großen gemeinen Bernerwald und findet daselbst überall Spuren von der allerelendesten *) Holzökonomie. Bis

---

*) Die Gleichgültigkeit der Obrigkeit in diesem Stücke ist unerklärbar. — Wie viel weiser und gemein-

hieher geht der Weg ziemlich eben, aber nur muß man durch einige Alpen, z. E. durch die untere Leu, dann durch das Leustück, ferner durch das Dunkelberndli, Herrenberndli und Aelpli bis auf den obern Burstbühel eine halbe Stunde doch nicht allzusteil, berganſteigen, worauf man in die große Kuhgrechtete Bootersalp und aus dieſer in die noch größere Schwägalp eintritt. — Am Ende der Schwägalp befindet man ſich auf Toggenburgiſchem Territorium, und nachdem man die Alpen Toggenburger Wiederalp und Säntis, Leuthlisalp, Niederſtock und Oberſtock beſtiegen hat, ſo geht man durch die äuſſerſt ſchöne und zahme Alp Ober- und Unterneſſel in die heureichen bewohnten Steinerberg und durch dieſe ins Dorf Stein hinunter, wo man dann entweder nach Lichtenſteig, oder über Starkenbach und Ammon nach Glarus und Weſen wandern kann. Ein geübter Fußläufer legt dieſe ganze Reiſe in Einem Tage zurück. z. B.

Von Gaiß ins Weißbaad	1 1/2	Stunden.
In die Bottersalp	2	—
In die Schwägalp	1	—
Ins Neſſelfeld	2	—
An den Starkenbach	1 1/2	—

---

nützliger würde ſie handeln, wenn ſie, anſtatt auf Mittel zu denken den Verkauf des Innerrooder Holzes| an Auſſerrooder auch jetzo noch verbieten zu können', eine beſſere Forſtpolizey entwerfen und anwenden würde! —

		8 Stunden.
Nach Wesen	3	—
Glarus	2	—
Zusammen nicht stark	13	Stunden.

Anstatt auf diesem so eben beschriebenen Wege auf der rechten Seite des Alpengebirgs ins Toggenburg zu kommen, kann man auch einen entgegengesetzten Weg auf der linken Seite desselben über die Krähaly nach Wildhaus einschlagen.

Vom Weißbaad steigt man bey Brüllisau vorbey durch das Brüllisauertobel, welches das engeste und rauheste von den 3 großen Thälern in den Appenzeller Alpen ist, wo man überall eine ungeheure Menge verwitterter Kalksteine und ganze Schutthalden und Schuttkegel erblickt. Durch das Tobel selbst fließt der Brüllisauerbach, der seinen Zufluß theils von herabrinnendem Wasser des Alpsiegels erhält, theils auch unter der Erde durch, aus dem Sämtisersee empfangen soll; wenigstens überzeugte ich mich selbst davon, daß dieser Bach an einigen Orten grosse Strecken weit auf der Oberfläche unsichtbar wurde, sich unter dem Boden hindurch arbeitete, und erst weiter oben wieder zu Tage hervor kam. Dieses Tobel selbst ist an seinen Halden eine schlechte Gemeinweide, welche der Dorfschaft Brüllisau gehört. In diesem Tobel hat man zur Rechten über sich das Alpsiegel- und Bärstein-Gebirg, und zur Linken Soll, Kamor, Hohenkasten und Staubern (eine Schaafweide).

Nachdem man durch diesen engen Paß einige Zeit bergan gestiegen, und zugleich einen Theil von Soll hinter sich hat, so kommt man in das schöne Seethälchen Appenzeller Sämtis, welches sich beynahe eine Stunde zwischen den beyderseitigen Gebirgen in die Länge zieht, zu beyden Seiten mit Tannenwäldern umgeben ist, und mitten drin einen kleinen See enthält. Aus dieser Alp kommt man ins Rheinthaler Sämtis, dann nach den Alpen Furgeln, Bollenwies und Fählen, wo sich ebenfalls wieder ein kleiner, etwa 1/4 Stunde langre und breiter — Alpensee vorfindet, in dem sich eine ungeheure Menge 2 und 2 1/2 Loth schwere Groppen (Cottus Gobio L.) ausschließlich aufhalten. Von der Fählen-Alp steigt man 1/4 Stunde ziemlich steil bergan, und trift dann auf dem Rücken des Gebirgs keine Spur von Vegetation, sondern eine ungeheure Menge zerklüfteter und verwitterter größerer und kleinerer Kalksteine an, welche die Oberfläche viele Klafter tief bedecken. — Ueber dieses fürchterliche Chaos, wo der Schnee im Sommer nie ganz wegschmilzt — steigt man 1/4 Stunde bergab in die Toggenburgische Krähalp. Auf einem sehr gähen Fußweg, der übrigens auf der rechten Seite, an der sich tiefe Abgründe zeigen, mit Latten eingezäunt ist, damit sowohl Menschen als Kühe nicht hinunter fallen, kömmt man nach 3/4 Stunden in die Teselsalp, und begiebt sich durch Wälder und Berge völlig ins Dorf Wildhaus hinunter.

Von Wildhaus kann man entweder durch den eine Stunde langen schönen Gamser Tannenwald

hinunter nach Gams und in die ehemalige Herrschaft Werdenberg; oder aber über die Ammonsalpen nach Wesen und Glarus gehen.

Von Gaiß nach Brüllisau geht man	2	Stunden.
Nach Fählen	2	—
In die Krähalp	1 1/2	—
In die Teselsalp	1	—
Ins Wildhaus	1	—
Zusammen	7 1/2	Stunden.

Man kann auch aus der Meglisalp in die Krähalp kommen. Von Meglisalp über den Fählers Schaafberg durch die rothen Blatten kommt man nach 2 Stunden zum wilden Seeli, welches nur ein ganz kleiner Weiher ist, der keine Fische enthält, und von da, nach einer Stunde erreicht man die Krähalp. —

I. Beylage.

Verzeichniß

des in Appenzell Außerrooden befindlichen Viehes, hochobrigkeitlich aufgenommen im Christmonat Ao. 1796.

	Zuchtv.	Mastv.	Kleinv.	Summa.	
Urnäschen				2067	
Herisau				1502	
Schwellbrunn				981	
Waldstadt				541	
Schönengrund				221	
Hundweil				1072	
Stein				749	
Teuffen	890	144	35	1069	
Bühler	297	27	55	379	
Speicher	460	326	—	786	
Trogen	591	116	23	730	
Wald	416	174	—	590	
Rehetobel	414	127	—	541	
Grub	271	54	—	325	
Heiden	458	113	—	571	
Wolfhalden	467	131	—	598	
Lutzenberg	220	46	—	266	
Walzenhausen	355	8	86	449	
Rüthi	186	21	45	252	
Gais	993	151	157	1301	

Vor der Gitter Summa 7857. Hr. d. G. Sum. 7133.

Total-Summa 14990 Stück.

II. Beylage.

Ein sogenannter Appenzeller-Kühreihen. *)

„Har Kuhle, ho Lobe, hie unten hoch oben: treib usen, treib innen, den Reihen anstimmen, bring z'erst die Trichelkuh, Brämi und Giger, die Rämi und Stiger**), die Mälchen, die Galten, die Jungen und Alten, treib au frey wacker zu, die Grossen, die Kleinen, die Gleichen, die G'meinen, mußt inen thu. „

Ach Schäzeli! hab ein guten Muth, am Freytag wemmer fahren, ein Ziger- und Belz-Nideli, de kannst du essen Lideli, an mir will ich's nicht spahren.

„Kühreihen im Mayen, gang Buob du mußt reihen, bring d'Brändi und d'Hägi, d'Holändi und

---

*) Da der Schweizerkühreihen schon oft unter verschiedene Melodien gebracht worden ist, allein der ächte unverfälschte Kühreihengesang der Alten sich völlig verloren zu haben scheint, so finde ich es für unnöthig, hier auch eine Melodie dazu einzurücken.

**) Hier und in der Folge bedeuten diese Benennungen die Unterscheidungsnamen der einzelnen Kühe in einer Sennerey

d'Schägi, wohl ab der grünen Weid, die Schwarzen und Alben, die Rothen und Falben, leg an dein Hirtenkleid: brings Kränzli und Pfeifer, das Schnäpfli und Schleifer, wohl ab der Weid.„

O angenehme Sommerszeit! auf schönen wilden Heiden, giebts schöne grüne Plätzeli, mein herzverliebtes Schätzeli, von dir mag ich nicht scheiden.

„Der Gaden wie Faden, gang Buob es mocht schaden: treib's g'mächli zum Bächli, das Brükli hed Lückli, nim deinen Hirtenstab; laß d'Spießle nit stechen, das Brückli mocht brechen, laß keine auf die Stägli, bis alle ins Wegli, fahr ordli fort ab, laß keine für duren, bis alle an d'Furen, da treibts de im Trapp.„

Es ist einer ja ein grosser Narr, der b'ständig um Geld sorget, man muß essen, trinken, lustig seyn, beym Most und guten kühlen Wein, so lang der Wirth uns borget.

„Har z'Barnen wie z'Arnen, Neunhemler zu Arnen, d'Pferdt sind ja nicht Rinder, die Menschen viel minder, hier brauchts viel Verstand: die Kühli recht binden, die Lugen vorhinden, daß sie nit z'rukstechen, die Hestli nicht brechen, die Stocki muß an d'Wand, die Stulzi und Schilte, die Schöne und Wilde, alle zur rechten Hand.„

Schön, groß und gute Sentli, sind angenehme Gaben, sechshundert Thaler Geld im Sack, und auch recht guten Schnuftabak, ist gut wenn ichs kann haben.

„Har Loben, lo loben, kein Senn soll mich foppen, treibs g'waltig in Thören, die stärksten vorführen, an d'Wilde muß der Schar, die Musi und Balki, die Zusi und Falki, an Falk, den Dubel, an Dubel den Knubel, an Knubel den Bär, an Bär muß s'Weiß-Füßli, bleibt de dem ein Spißli, sein Heftli noch lär.

Nichts bessers auf der ganzen Welt, ist als ein guts Gewissen, ist besser als viel Haab und Gut, so nach dem Tod nichts nutzen thut, dies zu haben bin beflissen.

„Har lustig und gustig, gang Buob reich d'Milch rustig, kannst den Eimer nit finden, die Kühli nit binden, jezt muß zur linken Hand, das Schnuzli und Schnäpsli, das Kugli und Kröpfli, die Idi und Gämpfi, die Kidi und Stämpfi, der Muni z'erst an d'Wand: jezt sind sie am Baren, da sinds uns zug'ordnet, im Schweizerland.„

Zwanzig Kühle sind z'Paaren gestellt, und eilf noch vor den Thüren, ich hab kein eigen Holderstock, kein Kuh, kein Kalb, kein Gißlibock, stell mich so tapfer führen.

„Izt sind sie am Baden, s'Salz liegt ufem Boden, leg ab den Hirtensteken, gieb allen zu leken, der linken, der rechten, der guten, der schlechten, gieb allensamen gleich; sie trinken braf Wasser, s'thut ihnen nit bessers, dem Muni auch instreichen, so mag er brav lühen, er wird uns wohl trühen, z'Herbst gilt er uns ein Reich.

Ach Schäzeli komm zu mir in d'Alp, ich will dir

Nidlen scheiden, und welcher sich in d'Lieb laßt ein, der macht ihm selbsten grosse Pein, gar selten giebt es Freuden.

„Izt ist es im Sommer, dem Senn ists ein Kummer, er trauret und trübet, er scherzet und liebet, melchen muß er allein, die Holden und Linden, die g'machen und g'schwinden, am Mändig will er heim, drum milcht er deß g'schwinder, der forder und hinder, auch groß und klein.„

Ach Schätzeli! du hast übel than, hast mir vielmal gelogen; wer sich der Liebe nimmet an, der muß manchsmal im Schreken stahn, wird oftermal betrogen.

„Izt sind die Küh g'mulchen, doch giebt es stolz Wulken, es sauset und brauset, daß einem drab grauset, es wetterleinet so gar, der Wind der thut wüthen, die Küh muß man hüten, sonst gehen sie in G'fahr.„

Und der sich des Kummers nimmet an, kann niemal ruhig schlafen; welcher hundert Gaiß im Güth hed, der huset öfters wie der Schwed, es giebt ihm viel zu schaffen.

„Es thut uns nit grusen, gang Buob laß d'Küh usen, fahr düren an Blatten, grad drennert ist Schakten, fahr mitten ins gute Gras; fahr umen fahr anen, sie münd sich da g'wohnen, fahr ufen bis zum Hag, de laß da bleiben, thu keine z'ruk treiben, bis fünfe schlagt.„

O Sommer! wie bist du so gut, du bist ein Zierd der

Freuden, ach! wär ich doch bey meinem Schaz, zwey Stunden wollt ich ihm geben G'schwaz, es müßt mir nit verleiden.

„Har lustig und fröhli, der Buob ist beym Vehle, er hed es guts Wesen, der Senn will jezt käsen, er käset nit gar g'schwind, z'erst muß er an sieren, zwey Stund kann er lieren, bis ihms recht brinnt.„

Im Sommer ist es lustig z'seyn, auf hohen wilden Bergen; man ist da ruhig ganz allein, und hört man nie kein Kinderg'schrey, die Luft mag eim auch werden.

„Izt will die Milch warmen, es thut mich erbarmen, es dunkt mich die Muren, sött anfangen zu truren, wie kann sich der Gaden, enthalten vom Klagen? so lang geths da zu; izt leidt er de z'diken, da kanns ihm nit rüken, hed viel zu viel z'thun.„

Ich han an großen Suffidurst, es ist mir asen troken: ach, Bübli! komm zu mir geschwind, ich ha mi gester nie besinnt, hit muß dir etwas kochen.

„Izt wills mir da g'fall'n, ich glaub es werd wallen, den Käs muß ich laden, sonst möcht ihm was schaden, der Senn ist mein Vetter, gieb mir den Käs Medel, jezt ists am Handknab, kann Mutten z'weg stellen, und Sirten erwöll'n.„

Der Vorbruch ist gar ein mild Spies, man muß ihn nicht lang siden, probiers und friß ein Mutten voll, ich glaub er wird dich fuhren wohl, zwey Stund kannst du dich lieden.

„Izt macht er den Ziger, gang g'schwind und komm wieder, dä kannst de verschnufen, dä gang de dort usen, und säg zu dem Kühbuob, er sollt kogen essen, und abe weg wäschen, mit Schotten und Sirten, die Schwein braf aushirten, und geben bis g'nug.

O Glück! ich wünsch dir Tag und Nacht, am Abend und am Morgen, mein Knab ist krank, leidt großen Schmerz, was meinst, wie mir ist izt ums Herz? Ich lebe stets in Sorgen.

„Izt ist mir desgleichen, ich sött noch zum Speicher, da könnte lehren, die Käslein umkehren, sie salzen und schaben; usem obersten Laden, da liegen drei, die sind die besten, wir wennds spähren den Gästen, sie könnens die hauen, den Herren und Frauen, es ist mir währli gleich.

Wie gut und schön, auch lobenswerth, ist ledig seyn und bleiben; und viel hend dieses nicht betracht, hend ihnen selbsten Kummer g'macht, man könnt die Zahl nit schreiben.

„Har Kühli hier umen, der Sommer ist umen, der Reif und der Nebel, macht daß usem Gebel, ergalten will; der Fuchs und der Buder, der Luchs und der Huder, gend numen viel.

O Freud, o Trost! o Süßigkeit! o angenehme Liebe! die Welt ist auch so weit und breit, hier sind wir in der Sicherheit, 's ist uns gleich wer dort kriege.

„Har Kühli zum Brunnen, gar wenig scheint d'Sonnen, das Wetter will kalten, die Kuhle ergalten, im Herbst fallt gerne Schnee; die Idi und Kesti, die

Kühli

Kuhli und Besti, der Rigel und Brüller, das Laubli und Müller, gend wenig me.„

Viel Hiz und Frost, viel Angst und Noth, leidt man auf hohen Bergen, sonders wenn man muß hüten d'Kuh; das Wetter kommt, man kanns nit fliehen, es kann eim artig werden.

„Har Kühli zur Hütten, nims auf und laß liegen, das Eis in dem Bächli, der Schnee auf dem Dächli, der Boden ist g'froren, de wemmer grad Moren, fahren bey; z'Hand will ich uskäsen, gang Buob nimm de Bäsen, und wisch de die Hütten, de kannst dä du liegen, bis um die Zwey.“

Frey düns und dicks, frey guts und milds, thut's Hansen Mutter kochen; sie hed es Sente Hüner Veh, dort hani einist Eyer g'seh, a Huffen wie a Schochen.

„Har Kühli, lo loben, wend fahren in Boden, kannst Trichlen anlegen, fahr usen auf d'Eken, da kommst de zum Fürli, dä ist de das Thürli, das Thürle und das thu uf, de drennert las aben, blaß men in d'Matten, da läßes de weiden, mit Lusten und Freuden, und gang nacher Haus.„

Und welcher uns das Liedlein gelehrt, der ist auch noch am Leben; bin eben neulich bey ihm g'syn, er trinkt auch gerne guten Wein, mag viel, wanns gebt vergeben.

„Izt hast g'hört den Kühreihen, er wird dich nit freuen, du magst ihn nit hören, du wirst ihn nit lehren, er wird dir z'wider seyn: drum will ich izt

schweigen, das Singen und Geigen, das Jauchzen und Jolen, das Lachen und Gollen, ist auch nichts neus."

Eine andere Art Sennenliedchen, welches im Appenzellerlande häufig gesungen wird, und ebenfalls im Berner Oberlande bekannt ist.

Ueser Etti, daß er thäte, mit dem Kühle, samt dem Stierle', vor das ganzi Ländli stoh; er ka Kübeli, Brändtli machen, braucht e Ma zu solchen Sachen, i bi notta 's Ettis Bu, denk mi Theil und lach dazu.

Schreibe, lese, und das Wese, auch die Rechnigkunst kann er au mit Gunst, ist es nit ein gestierter Ma; wenn i könnt wie mi Etti schribe, so wött i und lang ledig blibe, wie mi Etti wött is ha, bis es mir endli wurd a so gah.

Bub nimms Brenntli, gang ins Entli, mußt a klei Dugeli thu, 's ander ist a böse Kuh, 's will sie schier nit melche loh, 's thut sie brennen, 's thut sie stechen, 's Thausli willmer au verbrechen, 's thutere au so grüseli weh, gelt du hast es nie so g'seh.

Bub komm abe, daheim ist Kilbe, du must mir es Fensterli mache, und wendmers kannst recht z'samme tribe, denn will i di lasse wibe, du hast mir viel zu hitzigs Blut, thust mer notta kei Gut.

Denn sage die Narre, i muß zum Herr Pfarrer, ich muß noch lehre wibe, i müß toh s' Wiegeli machen, braucht man das zu solchen Sachen? i müß noh zum Herren goh, es wird mir noh sauber use koh.

De stohni im Gade, lug i grad abe, siehe mein Menscherl da, wienes so misten ka, 's thut ere nit drab gruse, si hemme zu mene Amma wölle, wenn i könnte fünfzig zähle, Senne Hemmele ohne Schoh, muß mir fürene Mantel goh.

Der Text des Kühreihens,

ausgezogen aus F. L. Graf zu Stollberg Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien. Königsberg und Leipzig. 8. 1794. S. 141 mit Musik in 5 fol. Blättern.

Wän-der i-ha, wän-der i-ha, wän-der iha-Lo--ba! All-sam-ma mit Na-ma, die Alte, die Junge, die Al-te, All-sam-ma, Lo-ba! Lo-ba!

Lo-ba! Lo-ba! Gönd allesam-ma, allsam-ma Lo--ba! Lo---ba!

Wen-ne a-nam Vech ha pfif-fa, he pfif-fa, ho pfif-fa, ha pfif-fa, so chönd allsam-ma zu ha si-li-cha schlicha! wol zu-ha, da zu-ha, Trib i-ha, Allsam-ma, wol zu-ha, baß-zu-ha, hüpsch sinds und frey, holdselig dazu, Lo-ba! Lo-ba---ba!

Wäs wol wenn ers sin-ga ver-gaht
Wenn zwoo Wie-ga in der Stu-be stath.
Wenn der Ma mit Fäu-sta drischlaht,
Und der Wind zu al-la Löch-ra in-na blaßt.
Loba! Lo-ba! — — — ba!

Trieb i-ha i-ha All-sam-ma, all-sam-ma, die Hinket, die Stinket, die Ble-zet, die Gsche-ket, Gsle-ket, die Blä-set, die Schwan-ze-re, Tan-ze-re, Glin-ze-re, Blin-ze-re, die Lehne-re, d'Fehn-ne-re, d'Schmal-ze-re, d'Has-le-re, d'Mo-se-re, d'Halb-öhrly, s'Möhrly, s'Ae-aug-gly, s'Tröf-aügly, die erst Gäl, und die Altschrom-bä, die á der groß Bauch, und die rauch d'Lang-bäne-re, und d'Hag-lehn-re, Trieb i-ha, wol zu ha, da zuha, baß-zu-ha, Loba! Loba — — — ba!

Seit das i g'wi-bet ha, ha i ká Brodt me gha,
Seit das i gwi-bet ha, ha i ká Glük me gha.
Loba! — — — — ba!

Wenns so wohl gaht, und nie-na still staht,
So isch ja gro-tha, Loba, Loba — — ba!
S'ist ká-na Lü-tha bas, aß üs-ra Küha,
Sie trinket aus-sem Bach, und mö-get trü-ha! —

Zweyter Abschnitt,

welcher die

Alpen- und Landwirthschaft

des

schweizerischen Rheinthals

enthält.

Litteratur

über die

Rheinthalische Alpen- und Landwirthschaft.

Ueber den landwirthschaftlichen Zustand des Rheinthals besitzen wir bis dahin beynahe keine gedruckten Nachrichten, und Ebel ist gleichsam der Einzige, der uns in seiner Schilderung der Gebirgs-Völker der Schweiz, in dem zweiten Theile S. 88. bis 99. einige — obwohl äußerst kurze Bemerkungen darüber mittheilt. Meine nachstehende Beschreibung ist daher meistens die Frucht meiner eigenen Untersuchungen und Nachfragen, wobey ich vorzüglich der freundschaftlichen Unterstützung einiger Freunde sehr vieles verdanke.

Ueber die Lage des Rheinthals.

Das Rheinthal hat seinen Namen von dem Rheine erhalten, der dasselbe durchschneidet, und sich an dem Ende desselben in den Bodensee ergießt. Dieser Strom macht die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz, und theilt das große Thal in das deutsche und schweizerische Rheinthal. Da der Rhein den helvetischen Bergen sehr nahe fließt, so liegt die gröste Ebne auf deutscher Seite. Ebels Schilderung hievon ist der Natur sehr getreu. Das schweizerische Rheinthal — dies sind seine eigenen Worte — zieht sich 8 Stunden lang, und in der Breite

von 1 bis 3 Stunden an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umzieht als ein blühender Kranz den ganzen östlichen Theil des Kantons Appenzell. Die Wanderung von Stade durch Rheineck, St. Margarethe, Balgach, Marbach, Altstätten bis Haard, ist einer der angenehmsten Spaziergänge, welche ich je gemacht habe. Das 7 Stunden lange Berggelände, welches sich rechts in seiner reichen mannigfaltigen Kultur dem Auge entwickelt, gleicht einem herrlichen Garten; Wiesen, Felder, Weinberge und Obstbäume ohne Zahl, überziehen die wogigte Oberfläche, welche aus lieblichen Thälchen über Hügelformen schweift, und sich in waldigte Berghöhen verliert; Dörfer, Häusergruppen, Schlösser, Landsitze, überall zerstreuet, und halb verborgen unter breitästigen Fruchtbäumen, winken verführerisch in die Ebne herab, und mahlen der Seele den schönen Lebensgenuß ihrer Bewohner in den lachendsten Bildern*).

*) Auf dem Stoß bey Gaiß im Appenzellerlande kann man den obern Theil des Rheinthals sehr schön übersehen, und auf der Anhöhe des Buchbergs, zum steinernen Tisch genannt, hat man die schönste Aussicht, die man sich denken kann. Auf der einen Seite entdeckt man den ganzen Bodensee, und alle schöne Städte und Flecken, die ihn begränzen; auf der andern in einem Thal einen Wald von Fruchtbäumen besetzt, aus dem da und dort ein schönes Landhaus hervorragt; rings um dasselbe die schönsten Weinberge, und weiter hinauf Aecker und Wiesen mit Kirchen und Häusern durchsäet, und

Die Alpenwirthschaft im Rheinthal.

Die Alpenwirthschaft im Rheinthal ist gar nicht beträchtlich, und ich kann daher darüber kurz seyn.

Beynahe alle Rheinthaler Alpen sind sogenannte Stoßalpen, d. h. Privatalpen, die aber nicht von Einem allein besessen und benutzt werden, sondern an denen gewisse Geschlechter oder Familien Antheil haben, die sie gemeinschaftlich mit einander benutzen; indessen bleiben sie nicht immer auf den gleichen Geschlechtern, sondern sie können durch Kauf oder Erbschaft auch an andere kommen.

* * *

Oberkamor und Kasten und Unterkamor

sind die vorzüglichsten Rheinthaler Alpen, und gehören, nach der obigen letztern Bestimmung, zu den gemeinschaftlich benutzten Privatalpen. Oberkamor und Kasten besitzen Gemeindsbürger von Lienz und Sennwald in der ehemaligen Herrschaft Sax, doch mit dem Bedinge: daß sie gegen die

---

hie und da ein Wäldchen von Fichten, deren dunkeles Grün mit dem hellern des Grases herrlich absticht. Von der dritten Seite hat man das Städtchen Rheineck vor sich, den sich in den See ergießenden Rhein, und die jenseits desselben gelegenen Dörfer und Flecken mit den Bregenzer und Tiroler Bergen umgeben.

Stadt Altstätten ehrschätzig sind*), so daß, wenn ein oder mehrere Gräser verkauft, vertauscht oder verändert werden, der Stadt ein Altstädter vom Gulden 3 kr. und ein Fremder vom Gulden 6 kr. Ehrschatz geben muß; Erbfälle aber sind davon ausgenommen; auch müssen die Alpmeister immer Bürger von Altstätten seyn. — Unterkamor hingegen wird von Altstättern benutzt. — Der hohe Kasten ist eine unbeträchtliche Kuhweide, wohin das Vieh alle Sommer nur ein paar Tage hinaufgetrieben wird.

Oberkamor hat zwey Gaden (Sennhütten) und 7 brauchbare Kühställe, worin man in jedem 18 bis 22 Stück Vieh einstellen kann. Die Ställe sind einzelnen Bauren eigenthümlich; allein wenn einer nicht genug eigene Weid auf der Alp besitzt, als Vieh in seinem Stalle stehen kann, so muß er sie an andere Alpbesitzer, die keine Stallung haben, verlehnen; auch kann einer seinen Antheil an der Alp andern abtreten. Diese Alp hat 200 Gräser, d. h. Weidrechte für 200 Kühe, allein da sie, wegen den immer allgemeinern Zerklüftungen der Kalkgebirge, von Jahr zu Jahr steinigter und unfruchtbarer wird, so benutzt man sie gegenwärtig höchstens mit 90 Kühen und 50 Kälbern.

Auf Unterkamor befinden sich 4 Gaden, und bey jedem Gaden 3 Ställe, und zu jedem Gaden rechnet man 37 Stück Kühe.

In beyden Alpen wird zu einem jeden Gaden ein

---

*) Ehrschatz ist eine gewisse Abgabe vom Hundert beym Verkauf oder Erben der Güter.

Gadenmeister, (ein Aufseher über denselben) und über jede Alp ein Alpmeister gesetzet.

Die Bauart der Ställe und Hütten ist äußerst roh und kunstlos, viereckigt, etwa 8 Fuß hoch, und besteht aus trocken und schlecht auf einander gelegten Steinklötzen, die oben mit einem flachen Schindeldache bedeckt sind, über welches ebenfalls große Steine gelegt werden, damit der Wind dasselbe nicht abdecken und wegtragen kann. -- Jede Sennhütte theilt sich in zwey Theile; der erste enthält das Vorhaus, worin die Küche ist, und der letzte besteht aus den zwey gleich großen Käs- und Milchmaßern (Käse und Milchkellern). Ueber diesen befindet sich unmittelbar unter dem Dache die Maßertill, wo die Sennen ihr Heubett haben und daselbst schlafen.

Neben den Hütten befinden sich kleine steinerne Schweinställe, dann auf sieben Kühe darf jeder noch ein Schwein zu Alp treiben. Ueber die Kühe der verschiedenen Eigenthümer wird auf jeder dieser Alpen ein eigener Senn gesezt, der nebst zween Handbuben (Knechten) dasselbe besorgt, die Milch von allen Kühen in Käse und Butter verwandelt, und im Herbste die erhaltenen Milchprodukte unter die Eigenthümer der Kühe auf nachstehende Weise vertheilt.

Die Alpfarth geschieht gewöhnlich in der Mitte des Brachmonats, und der Aufenthalt darauf dauert — je nachdem der Sommer oder Herbst gut oder schlecht ist — meistens 11 bis 13 Wochen. Nachdem die Kühe 8 Tage lang auf der Alp gewesen sind, so wird am Wechselmorgen (so nennt man diesen Tag) jede Kuh, nachdem sie 15 Stund die Milch im Euter ge-

habt, des Abends, durch einen unpartheyischen Melker unter der Aufsicht des Gadenmeisters, gemolken, und darauf von einer jeden Kuh besonders gewogen. Wiegt die Milch 7 Pfund, so erwartet man vom Senn auf Unterkamor einen schweren Schaffen, worunter man im Rheinthal 27 Pfund Butter, und 4 Stück 6 bis 8 Pfund schwere magere Käse versteht; wiegt sie 4 1/2 Pfund, so zählt man auf einen halben Schaffen, und 3 Stück 6 bis 7 Pfund schwere magere Käse; wiegt sie 3 1/2 Pfund, 9 Pfund Butter u. s. w. In der Herrschaft Sax, also auf Oberkamor, hat man den leichten Schaffen, der nur 18 Pfund schwer ist, und wozu man 6 Pfund Milch fordert. Ist nun die Milch von jeder Kuh auf diese Weise gefächt, d. h. gewogen, so wird das erfundene Gewicht aufgeschrieben, und für jeden Alpbesitzer die Ausrechnung nach dem obigen Maaßstabe gemacht. Bleibt dem Senn in einem guten Jahrgange nach der auf diese Weise vorgenommenen Vertheilung der Alpenprodukte noch ein Ueberschuß übrig, das er Fürschmalz nennt, so wird dieser unter alle Theilhaber verhältnißmäßig vertheilt, so wie in unfruchtbaren Jahrgängen jedem von dem ihm gutgeschriebenen auf ähnliche Weise abgebrochen werden muß. — Die Sennen wetteifern mit einander, und mit ihren Vorgängern, um recht viel Butter und Käse zu machen, und in diesem Falle dürfen sie darauf zählen, aufs künftige Jahr die Sennerey wieder zu erhalten.

Der Senn auf Oberkamor hat in 13 Wochen, nebst Speise und Trank, zur Belohnung 12 Gulden; der Zusenn 8 Gulden, und ein Küher 9 Gulden

Auf Unterkamor der Senn 13 Gulden, nebst 12 Pfund Butter und 6 Stück Käse; der Zusenn erhält 5 Gulden, 10 Pfund Butter und 4 Käse; und zwey Handbuben, jeder 2 1/2 Gulden, 9 Pfund Butter und 3 Käse.

Die Rahmkelle heißt hier die Schupfen, oder der Rohmer; die Milchgeschirre, worin die Milch, um den Rahm aufzuziehen, in den Keller gestellt wird, nennt man Milchbrennten.

Der Zieger wird in einem viereckigten Verschlag, den man Ziegerstig nennt, sehr ekelhaft auf einander geworfen, und am Ende vertheilt und roh verspiesen.

Altstätten hat auch von Ober- und Unterkamor den Verspruch (das Zugrecht), so daß wenn einzelne oder mehrere Weidrechte, durch Erb, Tausch, Verkauf, oder auf andere Weise außer der Bürgerschaft handwechseln, zuerst jeder nächste Freund, und nach diesem die Alpgenossen, oder jeder eingesessene Bürger zu Altstätten für eine gewisse Taxe das Zugrecht 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage lang hat. — Ao. 1726. konnte man auf Unterkamor ein Grasrecht für 30, und auf Oberkamor für 8 Gulden an sich ziehen, gegenwärtig aber ist der Preis um ein merkliches höher gestiegen.

Nachstehendes ist eine wörtliche Abschrift der Alpenordnung von Oberkamor, welche Ao. 1678. verfertigt und bis auf die gegenwärtigen Zeiten immer wieder erneuert wurde; auch sind die Gesetze der meisten übrigen Rheinthaler Alpen dieser ziemlich ähnlich.

1. Sollen die Alpmeister Bürger zu Altstätten seyn; sie sollen durch die Mehrheit der Stimmen je zu Jahr um gesetzt werden, und soll allezeit einer ob- der andere unter dem Hirtzensprung wohnhaft seyn, aber beyde Bürger zu Altstätten. Die sollen dann fleißig zur Alp Sorg tragen, damit sie geschirmt, und jedem das Seinige werde; sollen auch alles gemeinschaftlich verrichten, das Salz mit einander kaufen und in die Alp thun, und alle Rechnungen, und was ihrem Amt anhänglich ist, getreulich mit einander verrichten.

2. So man mit dem Vieh zu Alp fahrt, sollen 4 Gräser einen Knecht zum hagen (Zäune auszubessern) geben; wer dieses nicht thut, soll vom Gras 2 Kreuzer zum Hagen Lohn geben.

3. Soll jedes Gaden 3 gute Zuchtstier haben, die dem Alpmeister gefällig sind.

4. Sollen 7 Kühe eine Schweintränke haben (d. h. auf 7 Kühe soll ein Schwein die Schotten davon erhalten). Auch soll man die Schweine bis auf die letzten 14 Tagen im Stalle behalten.

5. Welcher Alpgenoß ein Gras verlehnen wollte, dem soll nicht mehr als 10 Batzen Zins dafür gegeben werden.

6. Soll keiner, herwärts Kürsten Holz abhauen, bey Buß 5 Schilling Pfennig, ausgenommen was zum bauen vonnöthen ist.

7. Welcher Alpgenoß Galtvieh auf der Alp findet, soll er dasselbig dem anzeigen, dem es ist; sollte man es aber nachher wieder antreffen, so soll jeder dem

Alpmeister vom Stück 3 Schilling Pfennig geben müssen.

8. Soll jeder Alpgenoß von seiner Melster (Kühstall) den Bau ausführen; wer das nicht thut, soll dem Alpmeister 5 Schilling Pfennig geben.

9. Welcher ein Gras ererbte, erkaufte ꝛc. soll es in Jahresfrist in das Alpbuch lassen einschreiben, bey Verlierung der Gräser.

10. Welcher wollte über kurz oder lange Zeit ein Gras ziehen oder versprechen, der mag es thun, wenn es unter 10 Gulden verwendt wird, nach dem Kauf; geschähe aber der Kauf höher, oder würde sonst Gefahr damit gebraucht, soll jeder, der des Verspruchs genoß, das Gras mögen um 10 Gulden ziehen und versprechen.

11. Den Uebersatz der Gräser betreffend, ward Ao. 1607. erkennt: welcher ein Hauptvieh auf die Alp thut und nicht befugt wäre, der soll unnachläßlich ein Pfund Denier gebüßt seyn, und mit dem Stück Vieh sogleich abfahren müssen.

12. Wenn einer nur ein halb Gras hat, der soll nicht 1 Hauptvieh darauf treiben, sondern zu dem schlagen, so auch ein halb Gras hat; die sollen mit einander loosen, und ein Jahr ums andere darauf treiben.

13. Es soll auch kein Alpmeister ohne den andern Sennen oder Knechte dingen, sondern daß der Alpmeister unterm Hirzensprung je und jährlich auf einen bestimmten Tag mit 2 Knechten, nämlich einem Sennen und Küher, die ihnen bis zu Veränderung der Gräser zustehen sollen, in die Lienz kommen, und soll mit dem obern Alpmeister seine und die Lienzische Sennen und Knechte (wie denn dem Lienzer beyde Sennen und

4 Knechte zustehen sollen) dingen; allein es sollen alle Lienzische und Untersennen und Knecht den untern und obern burgerischen Gadens oder Alpgenossen gefällig seyn, darum sollen die Alpmeister zuvor auch mit den Alpgenossen reden, und sollen dann die gedingten Sennen den Alpmeistern in allen Stücken gehorsam seyn.

14. Soll man auf die Alp fahren den 8ten alten Brachmonats, wie von altem her; es würden sich denn die Alpgenossen eines andern vergleichen.

15. Gaiß, Schaafe, Hunde u. dgl. sollen in der Alp nicht geduldet werden.

16. Soll der Leuenschlatt dem ordentlichen Umgang nach genutzet werden.

17. Falls die Gräser sich veränderten, oder die Alpgenossen ein oder anderer Theil, sich in ein oder andern Punkten zu beschweren hätten, solle es weiter an Stadtammann und Rath in Altstätten stehen, Milderung und Ordnung zu verschaffen, damit unter den Alpgenossen Fried und Einigkeit erhalten werde.

18. Welcher ein Gras empfangt von dem, dessen das Gras eigen ist, soll das selbst besetzen, und nicht weiters verlassen, bey der Buß 10 Schilling Pfennig.

19. Es haben gemeine Alpgenossen geordnet, daß man iedem Alpmeister — nebst 1 Grasrecht — geben soll vom Dünger ausführen 1 Gulden, und vom Salz hinaufzuführen ebenfalls 1 Gulden.

Die Alp: das Rheinthaler Sämtis,

gehört ins Oberried, hat 3 Hütten, und ernährt mehr als 100 Kühe; auch wird sie ganz wie obige Alpen benutzt. Eben so

Die Diepolzauer Schwam,

für 29 Kühe.

Die Krieserer Schwam,

für 28 Kühe.

Die Eichewieser Schwam,

welche Oberried gehört, mit 36 Kühen.

Die Montliger Schwam,

für 35 Kühe.

Der Sträußegaden von Kobelwies,

für 30 Kühe. Und

Der Sträußegaden von Oberried,

für 37 Kühe.

* * *

Neuenalp

liegt zur linken, wenn man vom Kamor gegen Kobelwies geht, ernährt 12 Kühe, und gehört einem einzigen Privatmann von Oberried.

In dieser Alp hat man eine zierliche Aussicht auf das Rheinthal, den Bodensee, und die Montafuner und Tyroler Gebirge.

* * *

Die Reutner Alp

gehört der Gemeinde Reuti, liegt ob dem Dorfe, hat 2 Sennhütten und wird mit 90 Kühen gemeinschaftlich bestoßen.

* * *

Nachstehende 3 Alpen gehören zwar einzelnen Familien in der Dorfschaft Lienz und sind erblich und verkäuflich, doch so, daß alsdann der Stadt Altstätten vom hundert 5 Gulden Ehrschaz bezahlt werden muß.

Grashalden.

Sie stoßt an Oberkamor, und wurde Ao. 1796 für 82 1/2 Gras taxirt.

Räberen.

Sie stoßt an Unterkamor und Grashalden, und wurde Ao. 1774 zu 71 Gräsern und 3 Füßen geschäzt.

Bützel.

Sie stoßt an Oberkamor, und wurde Ao. 1774. ohne des Alpmeisters Gras 25 1/4 Gras geschäzt. Ao. 1796. wurden 12 5/8 Gräser von dieser Alp von einem Vater an seinen Sohn um 240 Gl. verkauft.

Ao. 1726. ward erkennt: daß je der nächste Freund, nach diesem die Alpgenossen, oder jeder eingesessene Bürger zu Altstätten, den Verspruch zu nachstehenden Gräsern haben, und solche auf hienachgesetzte Form beziehen mögen, wenn sie Erbs, Tauschs, Verkaufs oder anderweis außer der Bürgerschaft handwechseln oder fallen würden, als zu einem Gras oder Kuhrecht

auf Grashalden für 16 Gulden,

auf Räberen für 12 Gulden,
auf Bützel für 7 —

dergestalt und also: daß nach Zeit und Läuffen dieser Preis wieder erhöhet, oder aber vermindert werden könnte.

* * *

Es giebt auch noch einzelne Bergweiden im obern Rheinthale, welche man die Kienberge nennt, und die ebenfalls mit Kühen besetzt werden, wo aber die Thalbewohner alle Morgen und Abend die Milch zu ihrem Hausgebrauch in die Dörfer herunter tragen: z. E.

Die Montlinger Kienberge für		20 Kühe.
Die Oberrieder	—	18 —
Die Kobelwalder	—	20 —
Die Freyenbacher	—	16 —
Die Oberriedter	—	25 —
Die Diepolzauer	—	12 —

Von der Rindviehzucht.

Die Anzahl des Rindviehs im Rheinthal ist sehr unbeträchtlich, und da die Rheinthaler keine eigene Race ziehen, so wäre es überflüßig, wenn ich weitläufig darüber seyn wollte.

Die meisten Kälber von den Rheinthaler Kühen werden 3 Wochen lang zum Saugen gelassen, und dann 30 bis 40 Pfund schwer an die Metzger verkauft. Vorzüglich wegen Mangel des Futters erkauft man lieber schon erwachsene junge Milchkühe. — Den Sommer und Herbst durch futtert man sie mit Gras,

im Winter hingegen mit Heu und Mieth. Unter Mieth versteht man nämlich allerley Feldfrüchte oder einzelne weniger brauchbare Theile derselben, Kleyen, Mehl, weiße Rüben, Erdäpfel, Obsttrester u. dgl. mit Salz vermischt, womit man alle Winter ziemlich viel Schlachtvieh zu 4 bis 5 Zentnern schwer mästet, und theils selbst verspeist, theils an die Mezger verkauft.

Das meiste, sowohl Galtvieh zum Mästen, als aber Milchkühe wird mehrentheils von den all-jährigen Herbstviehmärkten jenseits des Rheins z. E. in Dorrenbirren, Schwarzenberg, Schrun, Pludenz ꝛc. hergebracht; im Rheinthale selbst werden nur in Altstätten und Berneck Viehmärkte gehalten, wo dann an den Haupt- oder Jahrmärkten viel Vieh gekauft oder verkauft wird.

Auch im Rheinthale hat es keine eigentliche Viehärzte. Neben der Kalbersucht, Kalberräße, Aeugen, Völle, Stürmischseyn — werden in der Rheinthaler Landessprache verschiedene Rindviehkrankheiten Läße oder in der mehrfachen Zahl Läßenen genennt, vermuthlich deswegen: weil dem auf diese Weise kranken Stück Vieh jedesmal dabey eine Ader geöfnet wird, das man eine Läße nennt. — Die verschiedenen Läßenen aber sind wieder durch besondere Zunamen von einander unterschieden, z. E.

a. Eine Läße vom gähen Blut, wo man dem Thier auf dem Schwanz eine Ader öfnet.

b. Eine Rückläße, die vom Blut im Mastdarm entstehen soll, das man also wegschaffen muß.

c. Eine Hirnläße, wobey man dem Thier eine Ader öfnet, und eine Suppe mit Knoblauch einschüttet.

d. Eine Bruſtläße, wobey die Kuh schwer Athem holt. Man öfnet derselben eine Ader, und giebt ihr eine Hafergrützsuppe, mit Wein vermischt, ein.

e. Eine Kropfläße, wo die Kühe huſten und einen angeschwollenen Zungenknopf bekommen. Man öffnet ihnen alsdann eine Ader, und läßt sie eine Weinsuppe fressen.

f. Eine Gallenläße, wenn sie kränkeln und auf dem Kreuz eine kalte Stelle bekommen. Man bedient sich dagegen des Aderlassens, nebst einer Suppe von einem verkochten Kalbskopf.

Bisweilen wird auch eine Kuh vom Grind, einer Art Raud, befallen, das ansteckend ist.

Daß der Milzbrand in dieser Gegend von Zeit zu Zeit die Kühe krank mache und zum Theil tödte, werde ich weiter unten, wenn ich von den Pferdkrankheiten rede, zeigen.

Fällt eine Mastkuh pfinnig, so muß sie der Verkäufer entweder wieder annehmen oder dem Käufer von jedem Gulden des Preises wieder 3 Batzen zurückgeben.

Gerbereyen hat es im Rheinthal einige, im Appenzellerland keine. Ehmals hatten sie starken Abgang von weissen Kalbfellen nach Calabrien, Sicilien und Spanien zu gedrukten Tapeten.

Von den Pferden.

Da man das Feld im Rheinthal nicht mit Ochsen, sondern beynahe überall mit Pferden bauet, und ziem-

lich viel fuhrwerket, so hält man zwar eine ansehnliche Anzahl Pferde, allein dem ungeachtet hat man keine eigene Raçe; die Pferde im Rheinthal kommen meistens aus den Gegenden jenseits des Rheins und aus dem Werdenberger- und Sarganserlande, haben gewöhnlich strenge zu arbeiten und schlechtes Futter, und sind meistens klein und unansehnlich.

Man futtert sie im Sommer und Winter mit magerm Heu und Mieth, und rechnet wöchentlich vom erstern einen Zentner. Sie weiden im Sommer auch häufig auf den Riedern.

Zwischen dem ersten und zweyten Jahr ihres Alters werden sie gefällt (beschnitten), durch Schneiden und durchs Brennen, welches einzelne Rheinthaler gut verstehen. Eine Woche lang wird die Wunde täglich ausgewaschen und mit Butter bestrichen.

Die hiesigen Pferde sind vorzüglich dem Rotz, dem Strengel und dem gelben Knopf (Milzbrand) unterworfen.

Ao. 1781. und Ao. 1782. wurden sehr viele Pferde und Kühe im Rheinthale vom Milzbrand angegriffen und getödtet. Im lezten Jahrgange sind in den Gemeinden Berneck, Diepolzau, Widenau, Haslach, Krieseren, Montligen und Marbach vom 19. bis lezten Tag Heumonats 31 Stück Pferde und 4 Kühe gefallen.*) — vorzüglich verheerend aber war diese Seuche Ao. 1802. im August- und

*) S. Monatliche Nachrichten schweizerischer Neuheiten Ao. 1782. S. 156.

Herbstmonat, so daß nur im Rheinthale 153 Pferde und 37 Kühe dadurch getödtet wurden, wie aus dem hinten angehängten tabellarischen Verzeichnisse meines verdienstvollen Freundes, des Herren Doktor Neffen in Altstätten zu ersehen ist. *)

Ao. 1780. hatte das Rheinthal von den 9 Ständen, welche dasselbe abwechslungsweise durch einen Landvogt beherrschten, eine sehr gute Sanitätsordnung, diese Viehseuche betreffend, erhalten,**) und in den neuern

---

*) Neben mehrern Verordnungen des Regierungsstatthalters veranlaßte diese Viehseuche nachstehende zwey Druckschriften.

„ Etwas über den gelben Knopf und dessen Heilart, eine Anleitung für Pferdbesitzer und Thierärzte; St. Gallen im August 1802. Im Namen des Sanitätskollegiums des Kantons. 14 S. 8.

„ Vorbauungsmittel gegen den Milzbrand der Pferde. Altstätten den 27. August 1802. Im Namen der Distrikts-Sanitäts-Commißion des obern Rheinthals. Von Joh. Neff, Distriktsarzt. S. 7. „

Auch ist die kleine Brochüre lesenswerth, welche zur gleichen Zeit jenseits des Rheins bekannt gemacht wurde.

„ Freye Gedanken über die den 24. August 1802. von Herrn Kraisarzt von Rosenstiel herausgegebenen Verordnungen, in Betreff der unter den Pferden und dem Hornvieh herrschenden Krankheit. Herausgegeben von einem Freunde der Thierarzneykunde. 8. S. 31. „

**) Sie ist im bündtnerischen Sammler IV. Jahrgang, A. 1782. dem wesentlichen Innhalte nach abgedrukt.

Zeiten, sowohl unter dem Einheits- als aber unter dem neuen Föderationssystem, trift das Sanitätskollegium des Cantons alle nöthigen Veranstaltungen deswegen.*)

Schaafe und Ziegen.

Schaafzucht ist im ganzen Rheinthale keine; die Schaafe, welche im Herbste angekauft und sogleich wieder geschlachtet werden, kommen aus dem Schwäbischen.

Ziegen hält man hin und wieder einzelne um der Milch willen, man futtert sie mit Gras und Heu.

Schweine.

Obschon man das ganze Jahr durch ziemlich viel Mastschweine hält, so hat man doch keine eigene Art, son-

*) Die erste Rechenschaft dieses Collegiums ist in der Probe eines Wochenblatts für die östliche Schweiz, St. Gallen 1799. unter der Aufschrift abgedrukt: „Uebersicht der bisherigen Verhandlungen der Sanitätskommißion des Kantons Säntis vom Anfange ihrer Sitzungen bis in den Wintermonat 1799.

Die zweyte Rechenschaft ist besonders abgedrukt unter dem Titel: „Uebersicht der Verhandlungen des Sanitätscollegiums des Cantons Säntis, vom November 1799. bis Ende Augusts 1801. St. Gallen 1801. ein 8tav Bogen.

dern die grössern werden alle Jahre in Schwaben und im Oberlande, die kleinern hingegen auf den Rheinthaler Jahrmärkten gekauft, wohin man sie aus den verschiedenen benachbarten Gegenden bringt.

Schon in den ersten 14 Tagen nach ihrer Geburt werden sie verschnitten (beschnitten); von diesen heißt das Männchen und Weibchen Barg und Mutter, und von den unbeschnittenen Eber und Loos.

Man mästet sie mit abgerahmter Milch, Erdäpfeln, Rocken und Türkischkornmehl, u. dgl. so daß sie 2 bis 3 Zentner schwer werden. Diese verspeisen die vermöglicheren Bauren theils selbst, noch häufiger aber werden sie an die Metzger verkauft, welche sie entweder überhaupt, oder aber todt gewogen das Pfund um 12 bis 15 kr. kaufen.

Die Schweine werden hier vorzüglich von einer Krankheit, die man den kalten oder heißen Rangen nennt, befallen, wobey sie die Freßlust verlieren, und an der untern Kinnlade blaues und gefvanntes Zahnfleisch bekommen, welches man wegschneidet.

Von den Wiesen.

Der Wieswachs im Rheinthal ist gar nicht beträchtlich, indem der Acker und Weinbau weit die gröften Strecken des angebauten Feldes einnimmt; doch hat man im obern Rheinthal noch ungleich mehr Wiesen, als im untern Rheinthale.

Die wirklich vorhandenen Wiesen werden im Herbst und Frühling mit Pferde und Kühmist gedüngt, und mehrere mahl des Jahrs mit Güllen (Jauche) begossen. — Das gedörrte Heu und Oemd wird in der Nähe der Scheune auf 2 Stangen eingetragen, oder wenns bergab geht, eingeschleppt; aus der Ferne hingegen auf Wägen herbey geführt. Die Scheunen heißt man hier Tenne; sie sind immer neben den Ställen, und machen einen wesentlichen Theil des Stallgebäudes aus; dieses aber ist an die gar nicht schön gebauten und schlecht eingetheilten Baurenhäuser in den Dörfern angebaut. Das Heu wird auf dem Tennboden in großen Haufen auf einander gelegt, welche gestampft werden, und dann Heustöcke bilden. Hin und wieder ist es üblich, daß man auf das überregnete eingesammelte Heu und Oemd reichlich Salz streut, damit es das Vieh lieber freße.

Im untern Rheinthal bedient man sich bisweilen, wenn Regenwetter einfallen will, und das abgemähte Heu noch nicht dürre ist, der in Bündten allgemein üblichen Heinzen, welches mit Sproßen kreuzweise versehene Pfähle sind, die in der Erde befestigt werden, und woran das Heu aufgehängt wird — nach meiner Beobachtung durchaus das beste Mittel, das liegende Futter im Regenwetter vor der Fäulniß zu bewahren.

Da man alles Rindvieh mit Heu und Oemd futtert, und dasselbe nur für die Pferde mit ein wenig Haferstroh vermischt, so wächst im Rheinthal nirgends hinreichendes Futter; es wird daher alle Jahre in dem Oberrheinthal eine Menge vortreffliches Heu aus

dem benachbarten Appenzellerlande*) Klafterweise hergebracht. Im untern Rheinthale kauft man eine nicht unbeträchtliche Zahl Zentner aus dem Oberrheinthal, und sehr viele Fuder recht mittelmäßiges aus den benachbarten jenseitigen Dörfern Gaißau, Höchst, Lustnau, Lauterach, Böngg ꝛc.

Mittelmäßig gute sumpfigte Wiesen, auf welchen sogenanntes Roßheu wächst, hat man im untern Rheinthal, seitdem die großen Rieder ausgetheilt, und in Ackerfeld verwandelt sind, beinahe keine mehr; hingegen besitzt man daselbst noch viele Mäder, wo solches Pferdfutter und Streue wächst, auf dem großen Gaißauer, und Höchster Ried, jenseits des Rheins. — Im obern Rheinthal hingegen werden von den Gemeinden Altstätten, Oberriedt, und Eichberg, von dem ungeheuer großen wagerechten Bannriedt, welches einzelnen Privaten in diesen Gemeinden eigenthümlich gehört, alljährlich viele hundert Fuder des besten Pferdfutters eingesammelt.

Dem Vieh wird unter den Dünger eben so viel Riedstroh, das man meistens aus den Gegenden jenseits des Rheins herführt, als aber Getraidestroh in

---

*) Nach einer sehr genauen Berechnung rechnet man in Gaiß im Appenzellerlande von 36000 [] Fuß Wießboden 4 Klafter Heu und Oehmd zu erhalten, und 8 Klafter für Sommer und Winternahrung einer Kuh; also den Ertrag von zwey Jucharten (das Klafter zu 6 Fuß 2 Zoll Rheinländisch); hingegen im Rheinthal muß man etwas weniger annehmen.

den Ställen gestreut. — Ein Fuder Dünger, das zwey Pferde zum wegziehen braucht, kostet im Oberrheinthal 5 bis 6 und im Unterrheinthal 7 bis 8 Gulden. — Man macht auch sehr viel Hofmist, von dem Stroh oder den Stängeln und Blättern verschiedener Feldfrüchte, z. E. von den Erdapfelstauden, den gröbern Stängeln und Blättern des türkischen Korns, von dem Erbsstroh u. dgl. welches man vor den Häusern verhackt, in die kothigen Strassen wirft, dort vertreten und mürbe werden läßt, dann vor den Ställen an einen Haufen legt, auf einander verfaulen läßt, und von Zeit zu Zeit mit Jauche begießt.

Die Wiesen sind im Unterrheinthal mehr mit Lebhägen und mit Latten, im Oberrheinthal hingegen meistens durch Graben von einander abgesöndert.

Man hat für die Wiesen und fürs Ackerfeld keinen bestimmten Maaßstab des Preises; sie werden nur nach Maaßgabe ihres Ertrags an Fudern Heu und Oemd, nach der Zahl der darauf stehenden Fruchtbäume, nach der Beschaffenheit des Alters derselben und ihrer Früchte, und auch besonders nach ihrer dem Eigenthümer mehr oder weniger vortheilhaften Lage, in Ansehung ihrer Nähe bey den Häusern, der Abkürzung oder Verminderung zu unterhaltender Wege oder Landstrassen, der Entferntheit von Bächen oder Flüssen, wo mehr oder weniger Dammung zu besorgen ist — theurer oder wohlfeiler gekauft oder verkauft. Die Benennung nach Jucharten ist also hier gänzlich unbekannt. Ueberhaupt aber sind alle Grundstücke in diesem Ländchen äußerst theuer. So wurde z. E. im Oberrheinthal in

der Gegend von Marbach, eine Juchart*) Wiesboden 1200, und eine Juchart Ackerfeld 6 bis 700 Gulden, und wenn dieselben mit schönen Obstbäumen besetzt wären, noch ungleich mehr kosten; so wie im Unterrheinthal z. E. in Rheineck und Thal der Preis derselben in jedem Falle noch weit höher gestiegen ist.

Nachstehende Bemerkungen hierüber, die ein ungenannter Rheinthaler in seiner ächt patriotischen Schrift schon Ao. 1769 bekannt machte**), verdienen hier eine Stelle, da sie auch auf unsern neuern Zeiten passen, indem die Grundstücke seither im Preise nirgends gefallen, sondern noch vielmehr gestiegen sind; sie lautet also:

„Obgleich der Distrikt des untern Rheinthals und „insonderheit der Bürgerschaft zu Rheineck, wegen der „sehr nahen Lage des Rheins und Appenzellerlandes,

---

*) Mißt man zur Seltenheit im Appenzellerlande und im Rheinthal eine Wiese oder einen Acker nach Jucharten aus, so rechnet man gewöhnlich zu einer Juchart 36000 []Fuß; oder 360 []Stangen (eine Stange zu 100 []Fuß); oder 1000 []Klafter (ein Klafter zu 36 []Fuß).

**) S. Aufrichtig patriotisches Bedenken und Untersuchung der Frage: ob gegenwärtige ökonomische Umstände der Hausarmen und Bedürftigen des Rheinthals so dringend, daß sie zu besserer Nutzbarkeit und Erquickung der großen Menge derselben, eine Theilung des zwischen denen Gemeinden noch ungetheilt liegenden Grundes bedörfen. Lindau und Chur. 1769. 8vo. 48 S.

„sehr klein und enge eingeschränket, so daß er mit der „großen Anzahl Einwohner bey weitem in keinem Ver„hältniß stehet, ja noch die meisten um die Stadt „herumliegenden Güter hochobrigkeitliche Lehen sind; — „so hatten hingegen dasige Bürger, wie auch einige „von Thal sehr viele Aecker Mattland und Güter „jenseits des Rheins, in Schwaben, zu Gaißau, „St. Johann, Höchst, und im alten Rhein besessen, „welche gar leicht zu erhalten waren; seit wenigen „Jahren aber, da während dem Lauf letzteren Krieges „das Geld in Schwaben wegen seinem sehr gesteigerten „hohen Cours ziemlich circulierte, sind die meisten, „ja fast alle von solchen jenseits des Rheins liegenden Gü„tern gedachten Bürgern durch Verspruch gezogen „und der Ueberrest sehr gesteigert worden. Welches „dann verursachet, daß der Preis des Grund und Bo„dens, in dieser Unter-Rheinthalischen Gegend un„glaublich, nicht nur um den doppelten Preis gestie„gen, so daß von vielen, bey den fruchtbarsten Jahren, „bey weitem nicht das Interesse des darauf liegenden „Capitals daraus zu erheben, und ein sehr kleines „Stück Grund, schon das Vermögen eines bemittelten „Mannes übersteiget; der sehr großen Menge armer „Haushaltungen zu geschweigen, die nicht so viel „Grund besitzen, als zu einem Krautgarten erforder„lich ist.“ —

„Um nur einen etwelchen Begriff davon zu geben, so „finden sich solche Exempel, daß jetzt lebende Besitzer „von Ackerfeld, solche um dreyfachen Preis verkaufen „können; ja, wenn man das Verhältniß gegen dem „benachbarten Thurgau berechnet, so findet sich der Un-

„terschied des Preises der Aecker und Güter, wie vier „gegen eins, so daß in dem Thurgau um gleiches Ca„pital ein viermal größerer Bezirk Landes zu erhal„ten ist.“ —

Von den Allmenten.

Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand weit der größere Theil des von Natur zur Fruchtbarkeit bestimmten wagerechten Rheinthälchens aus Allment, welche man überhaupt Riedboden nennte, und wovon man keinen andern Nutzen zog, als daß alljährlich das Rindvieh und vorzüglich auch die Pferde daselbst einige Wochen lang schlechte und zum Theil ungesunde und versumpfte Weide fanden. Dieser ungeheuer große Weidstrich längs dem Rheinstrome wird im Unterrheinthal das Bauried und im Oberrheinthal das Eisenriedt genennt; ersteres gehört gemeinschaftlich den Gemeinden Rheineck und Thal, letzteres hingegen den sämmtlichen Gemeinden des obern Rheinthals.

Schon Ao. 1760. wurden z. B. in Marbach und anderswo einzelne Allmentsbezirke eingelegt, d. h. vertheilt, und zum Anbau verschiedener Feldfrüchte umgeackert; und in der Gemeinde Berneck bewürkte man noch früher die Erlaubniß dazu; allein die wichtigste Gemeinheit, die oben genannten Rieder blieben — dieser augenscheinlich wohlthätigen Beyspiele ungeachtet — auch in den neuern Zeiten schlecht, oder eben so gut als völlig unbenutzt liegen. Die Sache kam zwar öfters von dem vernünftigen Theile der Thalbewohner zur

Sprache, allein der von Vorurtheilen eingenommene und verblendete große Volkshaufe, der sich meistens, selbst den wohlthätigsten Neuerungen oft aus Unverstand, oft aber auch aus Bosheit widersetzt, konnte die gute Sache zwar lange hindern, aber doch nicht immer. Vorzüglich dem patriotischen Verfasser der oben angeführten kleinen Druckschrift gebührt das Verdienst sich thätig für diesen gemeinnützigen Zweck verwendet zu haben. Die zu seiner Zeit immer mehr überhand genommene Armuth im Rheinthale machte die bessere Benutzung des Gemeindsbodens immer mehr nothwendig, und er bediente sich gerade auch dieses Umstandes zur Erreichung seiner Absicht. Er schilderte das schreyende Bedürfniß der Vertheilung und bessern Benutzung der Rheinthaler Rieder mit der Sachkenntniß eines erfahrnen Landwirths, und mit der Wärme eines redlichen Patrioten, und forderte zugleich einerseits im Namen der vernünftig und gemeinnützig denkenden Rheinthaler, andrerseits im Namen der vielen von Armuth und Dürftigkeit bedrängten Haushaltungen, den damaligen verdienstvollen Landvogt, Joh. Heinr. Grob, von Zürich, auf das nachdrucksamste auf, diesen Vorschlag aufs kräftigste zu unterstützen. Das wohlthätige Werk kam glücklich zu stande. Die vereinte Kraftanwendung des vernünftigern Theils unter dem Volke, war nicht vergeblich, die hohen das Rheinthal beherrschenden Stände billigten und beschlossen die Vertheilung, und diese wurde sogleich ins Werk gesetzt, so daß Ao. 1770. noch unter diesem Landvogt das Bauriedt, und Ao. 1771. unter seinem Nachfolger, Wurstenberger von Bern, das Eisenriedt vertheilt,

vertheilt, und beyde seither als eine reiche Quelle des Wohlstandes der Rheinthaler so benutzt wurden, daß jeder, der vorhin gegen dieses wohlthätige Unternehmen stimmte, sich nun seiner Thorheit schämen, und seinen Fehler öffentlich eingestehen muß.

Das Bauried, das eine wagerechte, 2 Stunden lange, und 1 Stunde breite Ebene enthält, und vorhin beynahe keinen Nutzen trug, warf nach seiner Vertheilung dem Landvogt, per admodiation in 713 gleiche Theile vertheilt, anstatt des Zehenden alljährlich 30 Louisd'or ab; und beim Ausmessen des Eisenrieds zeigte es sich, daß es 2089 Juchart und 309 Ruthen des besten Feldes enthielt.

Die Sache verdient es, die Hauptinstrumente der Vertheilung dieses Gemeindguts hier einzurücken. Je mehr Beyspiele von der Art wir in unserer Schweiz aufzuweisen im Stande sind, desto dringender dürfen wir die immer allgemeinere Nachahmung derselben empfehlen. Sie sind diesem Aufsatz hinten in der 2ten Beilage No. 1. 2. und 3. angehängt.

Ueberdies muß ich bemerken: daß in den meisten Rheinthaler Gemeinden neben diesen Gemeindstheilen des Bau- und Eisenrieds, noch mehrere andere Bezirke zur lebenslänglichen beliebigen und unentgeltlichen Benutzung ausgetheilt werden, so daß ein verheuratheter Bürger öfters 4 bis 6 und mehrere solcher Aecker besitzen kann. — Welch eine reichliche Quelle des Wohlstandes der Rheinthaler, die der Reiche wie der Arme im gleichen Grade benutzen kann! — Zudem können auf diese Gemeindstheile keine Schulden gelegt werden; giebt jemand einem liederlichen Haushalter Geld auf

seinen Acker, so kann er wohl sein ausgeliehenes Geld in dem Nutzen des laufenden Jahres suchen, im folgenden fällt er aber schon einem andern Gemeindsbürger, und zwar Schuldenfrey — zu. Diese Gemeindstheile sind endlich auch ein großer Vortheil für ein Armengut. Dem Schlechthausenden, der dem Armengut zur Last fällt, wird sein Gemeinfeld weggenommen, bearbeitet, und ihm das Nöthige angeschaft.

Es liegen zwar auch im Rheinthale noch hin und wieder, wie z. E. in St. Margarethen, und anderswo, einzelne Bezirke Gemeindsboden nur als Viehweide schlecht benutzt; allein es läßt sich mit Recht hoffen, die Zukunft werde auch hierin noch manche Verbesserung zur Reife bringen.

Auch das oben erwähnte groſse Banried, das an sehr vielen Orten für den Ackerban treffliches Erdreich hätte, würde umgeackert und angepflanzt einen ungleich größern Nutzen, als der gegenwärtige ist, den man davon zieht, abwerfen, und die Anwendbarkeit dieser Verbesserung kam wirklich schon öfters zur Sprache, allein bisher hinderten dieselbe vorzüglich nachstehende zwey Gründe:

Erstens wendet man ein: da im Frühjahr unausschließlich alle Gemeindsbürger von Altstätten, Oberried und Eichberg, sie mögen Grundstücke davon eigenthümlich besitzen oder aber nicht, bis auf den 26 May mit ihrem Rindvieh und Pferden das Trattrecht, und nach der Heuerndte vom Bartholomäustag an die Freyheit besitzen, einen ähnlichen Gebrauch davon zu machen, so müßten bey einer andern Benutzung dieser Rieder die wahren Eigenthümer derselben die obigen

3 Gemeinden wegen ihrem Trattrechte entschädigen, welches sehr viele Schwierigkeiten finde. — Allein, nach meinem Bedünken wären diese bald gehoben, da schon in frühern Zeiten die Gemeinden Marbach, Rebstein und Balgach, ähnliche eigenthümliche Weiden, auf denen das Frühlings- und Herbsttrattrecht ruhte, umarbeiteten und anpflanzten. Die Besitzer der Grundstücke behielten Zweydrittheile für sich, und einen Drittheil davon überließen sie den Gemeinden als Entschädigung ihres Trattrechts, der dann wieder unter alle Gemeindsgenossen ausgetheilt und von diesen nachher ebenfalls als Eigenthum benutzt wurde.

Der zweite Grund gegen die Verwandlung dieser Weiden in Ackerfeld, scheint wirklich wichtiger zu seyn, indem man bemerkt: daß einerseits das Trattrecht und anderseits die große Menge von Pferdheu, die daselbst eingesammelt wird, ein unentbehrliches Bedürfniß für den obern Rheinthaler sey, der, wenn er dieses entbehren müßte, durch die dadurch nothwendig gemachte Verminderung der Kühe und Pferde und des Düngers, einen großen Nachtheil in seiner Landwirthschaft davon ziehen müßte. — Allein ich möchte hier fragen: würde nicht der Anbau von künstlichen Futterkräutern, die auf solchen Aeckern ungemein gut gedeihen könnten, das Trattrecht im Frühling und Herbst reichlich ersetzen, und könnte man nicht von dem erlösten Gelde aus den erhaltenen Feldfrüchten, so wie die Unterrheinthaler, genug Pferdheu aus den jenseitigen Rheingegenden ankaufen? --

Von dem Ackerbau.

Im obern Rheinthal hat man ungleich mehr Ackerfeld, als Wieswachs und Weinbau; im untern Rheinthal hingegen findet sich zwar mehr Ackerfeld als Wieswachs, allein die meisten Grundstücke bestehen vorzüglich aus Weinbergen.

Im Rheinthale findet sich zum Theil ein ziemlich schweres lehmigtes Erdreich, zum Theil aber auch, und namentlich auf den ehemaligen Riedflächen, eine schwarze leichte Torferde, die in der Nähe des Rheins mit einem leichten mergelartigen sehr fruchtbaren Schleim vermischt ist. — Auf diese Art kann der Rhein öfters, wenn er stark anschwillt oder austritt, eher nützlich als schädlich werden, indem der von ihm zurückgelassene Schleim anstatt des Düngers dient; auch legt er in Zeit von ein paar Monaten Boden an, wo vorher keiner war, nimmt aber auch wieder andern weg, der vorhin da war, wenn man nicht sorgfältig dammt.

Die Ackerfelder liegen niemals brach, sondern werden alle Jahre abwechselnd, bald mit Winter- bald mit Sommerfrucht bepflanzt. Im Oberriedt, Montlingen, Kriesern und Diepolzau, pflanzt man auf dem gleichen Felde 10 Jahre lang nach einander Korn (Fäsen), und alsdann Türkischkorn, Erdäpfel u. dgl.; im untern Rheinthale aber nur 2 Jahre, und dann muß man abwechseln.

Die Pflüge, welche ganz nach der gewöhnlichen Art eingerichtet sind, werden mit 2, 3 bis 4 Pferden, je nachdem das Erdreich beschaffen ist — nirgends aber mit Ochsen — gezogen. Viele, die keine eigenen Pferde haben, bauen ihr Feld auch mit der Hacke und

der Spathe, indem der Pflügerlohn von einer Juchart 4 bis 7 Gulden kostet.

Für den Fäsen (d. h. Korn in der Spreu) wird der Acker meistens zuerst stark gedüngt, hernach besäet und dann erst gepflügt oder gehauen (mit der Hacke umgekehrt) und im erstern Falle wieder mit einer Egge oder Haue eben gemacht; beim Waizen hingegen werden vor dem Aussäen desselben die Furchen gezogen. — Auf eine Juchart Ackerfeld rechnet man ungefähr 12 Fuder Dünger. Im untern Rheinthal fängt man hin und wieder an, mit Gips und Kaminruß zu düngen.

Zu Anfange des Weinmonats werden hier die Winterfrüchte, und zu Ende des Aprils die Sommerfrüchte gesäet. Man pflanzt nämlich Sommer- und Winterkorn, Sommer und Winterwaizen, Sommer- und Wintergerste, Sommer- und Winterroggen, Hafer und Türkenkorn, doch werden von den erstern vier Arten weit mehr Aecker mit Winter- als mit Sommergetraide angepflanzt. Auf eine Juchart rechnet man gewöhnlich 15 bis 18 Viertel Winterkorn (Fäsen) und erndtet in guten Jahrgängen 90 bis 100 Viertel davon. In Aeckern, die mit Winterfrucht überwachsen sind, reißt man das Unkraut mit den Händen aus, wo hingegen Sommerfrüchte stehen, so geschieht dies mit der Hacke, und in beyden Fällen läßt man dasselbe immer auf den Aeckern liegen und verfaulen.

Die Frucht ist hier dem Rott (der Röthe) und dem Brand vorzüglich unterworfen, und man kennt kein Mittel dagegen.

Durch das ganze Rheinthal bis nach Rorschach hinunter wird eine Menge Türken (Türkischkorn, Zea mays)

gepflanzt, und es macht das Hauptprodukt des Landes an Getraide aus, und in der That verdiente diese Pflanzung, welche eine der vorzüglichsten, und immer so nützlich, als die Erdapfel ist, in der Schweiz weit allgemeiner eingeführt zu werden. Man verfährt dabey auf folgende Weise: das Feld wird im Frühling zuerst umgeackert und gedüngt, worauf man den Saamen der Reihe nach in einzelne Löcher steckt, und zwar so, daß ein Stengel vom andern 1 1/2 bis 2 Fuß weit zu stehen kommt; man legt auch in jedes Loch 2 Körner, damit doch wenigstens das eine zur Pflanze aufkeime. Sind die Pflänzchen ungefähr 1/2 Fuß hoch, so reißt man da, wo 2 Stängel neben einander aufkeimten, den einen heraus. Gießt man zu jedem Stöckchen mehreremal mit einer Kelle scharfe Jauche, so bedarf das Erdreich gar keinen Dünger. Den Sommer hindurch wird der Boden um die Pflanzen 3 bis 4mal gefalgt, d. h. mit einer Hacke locker gemacht, und vom Unkraut befreyt, und zulezt, zu Ende des Heumonats, um jeden Stock herum aufgehäufelt. — Jeder Stengel treibt mehrere Kolben; allein ist dieser schwach, so läßt man ihm nur einen, und bey den stärksten nur zwey stehen, wovon einer öfters 500 Körner enthält. Von gutem Saamen braucht man auf eine Juchart kaum 1 1/2 Viertel, und erndtet in guten Jahrgängen 130 bis 150 Viertel davon ein. Nach einer andern Berechnung erhielt ein Bauer einige Jahrgänge nacheinander auf einem Acker, der 150 Schritt lang und nur 15 Schritt breit war*), den er mit einem

*) Zu einer Juchart rechnet man im Rheinthal 72

Mais

Viertel Saamen anpflanzte, 90 Viertel davon, wovon das Viertel 24 bis 25 Pfund schwer ist, und 22 bis 23 Pfund Mehl giebt. Welch eine reichlich vermehrte Erndte! — Ueberdies kann dieses Korn auf die mannigfaltigste Weise sehr vortheilhaft benutzt werden, denn es gewährt eine sehr gesunde und nahrhafte Speise für Menschen und Vieh; sein Mehl giebt vermischt und unvermischt recht gutes Brod, und schmackhafte Brey und andere Speisen, auch wird es als ein treffliches Mastungsmittel fürs Rindvieh, Schweine und Geflügel aller Art benutzt; so wie man einen großen Theil von den Blättern und Stengeln dieser Pflanze dem Rindvieh verfuttert. Die Rheinthaler verkaufen alle Jahr eine große Menge von dieser Kornart in die ehemalige Herrschaft Sax, und in die Appenzeller Gemeinden Oberegg, Heyden, Grub, Walzenhausen u. s. w.

Das sehr nützliche Abschneiden der Staubblumen oder Fahnen jeder Pflanze gegen die Mitte des Augusts, um damit dem Rindvieh ein köstliches Futter zu verschaffen, ist hier noch nicht üblich, und verdient benutzt zu werden *).

Diese nutzbare Pflanze hat auch noch das Empfehlende für sich, daß sie sehr wenig Krankheiten unter-

---

Schritt in die Länge und 72 Schritt in die Breite, 1 Schritt zu 6 Fuß.

*) S. kurzer Bericht vor den Landmann von den vornehmsten Futterkräutern und vom welschen Korn. Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Zürich 1764. 32 S.

worfen ist, und beynahe alle Jahre unausgesetzt gut gedeihet. Einzig ein allzufrüher Reif im Anfange des Herbsts, wann die Körner in der Milch, d. h. noch nicht ihre völlige Vestigkeit erhalten haben, sondern weich sind, schadet denselben sehr, wie dies z. B. allgemein der Fall im vorhergehenden 1803 Jahr war; worin immer stark die Hälfte der gehofften Frucht zu Grunde gieng.

Erdapfel pflanzt man überall im Rheinthal eine sehr große Menge, und zwar von sehr verschiedenen Arten, z. E.

Sehr frühe, weiße, mehligte, runde, wovon der Saamen von Zürich kam; ferners ähnliche weiße, äußerst schmackhafte, die aber später zeitig werden.

Eine Art lange, dünne, röthliche, nennt man Nudlen.

Eine andere länglichte weiße Art, mit sehr viel Augen (Keimen) heißt man Glarnererdapfel.

Die schlechtesten sind die sogenannten Zürierdapfel (an andern Orten nennt man sie auch Schweinerdapfel) die groß sind, und sich ausnehmend stark vermehren, aber eigentlich nur als Mastungsmittel für das Rindvieh und die Schweine benutzt werden können.

Rothe, runde, rauchhäutige, mehlige Erdapfel waren ehmals auch im Rheinthale die allergemeinste Art, da diese aber in den 1780er Jahren hier, so wie in der ganzen östlichen Schweiz völlig ausarteten, oder vielmehr, wie man im Rheinthal nicht ganz richtig vermuthete, da das Erdreich eine andere Art zu erfordern schien, so nahm man aus entfernten Gegenden verschiedene andere Arten ins Land. Seitdem man nun etwa

Kartoffel

20 Jahre lang den Anbau derselben unterlassen hat, so gedeihen sie jetzt wieder besser, und werden daher nach und nach wieder eingeführt. Mehreres hierüber werde ich übrigens bey Werdenberg und Warthau sagen. —

Man steckt die Erdapfel regelmäßig in Gruben, die großen zerschnitten, die kleinen aber ganz, und legt in eine Grube 2. bis 4. Stücke. — Vom Herausschneiden der Augen oder Keime weiß man hier nichts. —

Der Dünger von Pferd- und Rindvieh wird entweder vor dem Stecken in die Erde gebracht, oder aber man legt davon in jede Grube eine Furke voll unmittelbar über den Saamen hin. — Bisweilen läßt man in den bergigtern Gegenden, wo das Erdreich ziemlich schwer ist, die Erdapfel den Winter durch in dem Boden, und gräbt sie, frisch und unbeschädigt von der Winterkälte, erst im Frühjahr heraus. Die Bauren behaupten: im leichten lockern Boden auf den Riedern würde dies nicht angehen.

Um Erdapfel, Rüben u. dgl. frisch zu erhalten, werden auch sehr viele den Winter über in Gruben auf dem freyen Felde aufbewahrt. Man wählt nämlich dazu eine trockene Stelle aus, wo kein verborgenes Wasser im Boden liegt, gräbt eine 4 bis 5 Fuß tiefe, und nach Willkühr weite Grube, je nachdem man mehr oder minder Feldfrüchte darein versorgen will; in diese Grube schüttet man die Erdapfel u. dgl., legt Stroh darauf, bedeckt dieses mit Brettern, und füllt dann die übrige Oeffnung noch mit Erde zu. Auf diese Weise bleiben die Feldfrüchte, im Frühling, wenn man sie wieder herausgräbt, eben so frisch und schmack-

haft, wie sie im Herbste waren, da sie das erstemal aus dem Boden kamen.

Nebst dem täglichen Verbrauch in den Haushaltungen werden auch Milch- und Mastvieh und Schweine sehr vortheilhaft damit gefüttert; den leztern und dem Mastvieh legt man sie gekocht vor. — Der übrige Theil und zwar ein ungeheuer grosses Quantum — wird in das benachbarte Appenzellerland verkauft, der Zentner gewöhnlich für 2 bis 3 Gulden.

Die Erdbirnen (Helianthus tuberosus L.) werden nur von einigen wenigen vornehmen Rheinthaler-Familien in den Gärten gepflanzt, und als ein sehr schmakhaftes Gemüse verspiesen.

Im obern Rheinthale wird ein kleiner Theil von Korn- und Roggenfeldern, im untern Rheinthal hingegen beynahe jeder Acker mit Räben (weißen Rüben Brassica rapa) angesäet. Eine Juchart giebt ungefähr 15 bis 18 Fuder, ein Fuder zu 10 Zentnern gerechnet, wovon die bessern von den Leuten verspiesen, und ins Appenzellerland verkauft, die schlechtern aber dem Vieh verfuttert werden. Ein Fuder kostet ungefähr auf dem Akker anzunehmen 3 bis 4 Gulden.

Werch (Flachs Linum usitatissimum) wird beynahe keiner, Hanf (Cannabis sativa) hingegen sehr viel und äusserst langer gepflanzt. — Selten läßt man die Saamenstengel stehen, sondern so bald sie eine gewisse Höhe erreicht haben, reißt man sie aus. Er wird alsdann theils in grossen tiefen runden Gräben an sumpfigen Orten, in welche das Wasser lauft, und weils keinen Abzug mehr hat, fault, eingebeizt; theils aber auch auf den Feldern verlegt (auf die

Sprett gethan) und nachher, wie gewöhnlich, behandelt und zu Haustuch verarbeitet. — Die obigen stinkenden Sumpflöcher nennt man Hanfrosen, und das Einlegen des Hanfs in diese Sümpfe heißt: den Hanf in die Fluth legen.

Kabis und Köhl (Brassica oleracea capitata et sabauda) sezt man hin und wieder auf den Aeckern und in den Gärten, welcher zum Theil verspiesen, zum Theil an die Appenzeller*) verkauft wird; doch werden alle Jahre im Unterrheinthal noch eine grosse Menge Kabisköpfe, weisse Rüben und eßbare, und dem Vieh zu futternde Erdapfel von Constanz und den jenseits des Bodensees und des Rheins liegenden Orten hergeführt.

Mit dem Anbau künstlicher Futterkräuter haben nur ein paar einzelne Bauren den Anfang gemacht; dieser ist also bis dahin ganz vernachläßigt worden. — Nur selten wird im untern Rheinthal zur Abwechslung ein Acker mit Heüblumen oder Grassaamen angesäet.

Einem Taglöhner männlichen oder weiblichen Geschlechts, giebt man nebst Speise und Trank 15 bis 16 Kreutzer Taglohn. Mägde hat der Landmann kei-

---

*) Die Rheinthaler ziehen wirklich alle Jahre unbeschreiblich grosse Geldsummen für ihre verschiedenen Gemüse und Obstarten aus den Appenzellerlande, wo man in vielen Gemeinden gar nichts pflanzt, und alles in einem ausnehmend hohen Preise bezahlt.

ne; hingegen ein Knecht erhält 30 bis 40 Gulden Jahrlohn und hin und wieder ein paar Schuhe und ein Hemd.

Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart und den Wohlstand der Rheinthaler überhaupt.

Das Rheinthal ist beynahe überall sehr stark bevölkert, und nimmt darin immer mehr zu. Die Ursachen sind sehr leicht zu errathen. Sie liegen vorzüglich in den verschiedenen Berufsarten, welche die Vermehrung äusserst begünstigen.

Mit dem Feld- und Rebbau beschäftigen sich die meisten Thalbewohner, während der längsten Jahrszeit, um so mehr, da jeder Haushalter in dieser Gegend sehr leicht zu Feldern und Gärten gelangen kann. -- Beynahe alle auf der Ebene liegende Aecker, Wiesen und Güter sind -- wie ich schon oben zeigte -- meistens Gemeindfeld, das den Hausvätern und Wittfrauen nach und nach zur lebenslänglichen Nutznieſſung ausgetheilt wird. — Im Anfange der Verheurathung hat man freylich nichts, aber einige Jahre nachher erhält jeder einen Acker nach dem andern, bis er 5 bis 8 Stücke besizt, die einer mittelmäßigen Haushaltung oft schon allein, ohne andern Zufluß den nöthigen Un-

terhalt verschaffen würden. Je früher man also heurathet, desto bälder kömmt man zu diesen Gemeindstheilen, denn mit dem Heurathen wird man dazu eingeschrieben und erhält sie regelmäßig in der Reihenfolge; daher verheurathet sich auch mancher früher, als ers sonst gethan hätte.

Zur grössern Bevölkerung trägt auch eine zweyte fast eben so allgemeine Berufsart, nämlich das Sticken, sehr viel bey. — Alle Weibspersonen, diejenigen ausgenommen, deren Männer grosse Baurenhöfe haben, und die also ihre Zeit das ganze Jahr hindurch auf Güterarbeit verwenden müssen, sticken den ganzen Tag in Musselinetücher. Auch hält man die Kinder so bald sie der Schule entlassen werden (und dies geschieht, leider! nur allzufrühe!) zu dieser Art von Verdienst an, so wie auch diejenigen ältern Söhne, die wegen schwächlicher Gesundheit oder schlechtem Körperbau zur Feldarbeit wenig Hoffnung versprechen. — Wenn diese Arbeit auch nur ein wenig gut geht, so ist eine Haushaltung, in der die Mutter und zwey Töchter die ganze Woche lang sticken, im Stand 8 Gulden zu verdienen, also ungleich mehr, als wenn sie im Taglohn arbeiten. Aber eben daher kommt es auch, daß man behauptet: gar viele Baurentöchtern im Rheinthal verstehen von der Feld- und Hausarbeit sehr wenig.

Neben dem findet noch eine sehr grosse Anzahl rheinthalischer Bauersleute ein hinlängliches und sicheres Auskommen auf den Lehenhöfen, die im Rheinthal liegen, und entweder der Stadt St. Gallen oder

Privatpersonen im Bündtnerlande angehören.*) Die Lehenbauren auf diesen Höfen bearbeiten die Weinberge um den halben Herbstnutzen, und von den Häusern, Wiesen u. s. w. haben sie einen geringen Zins zu entrichten, ihnen kann es daher selten fehlen, wenn sie haushälterisch sind.

Alle diese Umstände zusammen begünstigen nicht nur die Bevölkerung der Rheinthaler, sondern, wenn sie überall gehörig benutzt würden, so könnten sie eine reiche Quelle des blühendesten Wohlstandes für sie werden. — Es hat zwar, neben einigen reichen Han-

---

*) Ao. 1738 wurde ein Verzeichniß der fremden Güter im Rheinthale, die von dem ewigen Verspruch theils befreyt, theils demselben unterworfen sind, aufgenommen, und es kam von der ersten und zweiten Classe der nachstehende Betrag heraus:

	Des Versp. befreyt. fl.	kr.	Dem Versp. unterworf. fl.	kr.
In Rheineck	68880	—	17510	—
Thal	177561	40	65415	40
St. Margrethen	120296	—	16000	—
Wiednau u. Haslach	61370	—	3250	—
Bernek	95900	—	28443	—
Balgach	29500	—	—	—
Marbach	85350	—	5350	—
Altstätten	150000	—	20000	—
	788857	40	155968	40
	155968	40		
fl.	944826	20	kr.	

delshäusern — auch eine grosse Zahl vorzüglich begüterter Landsleute, welche 20, 30 bis 60,000 Gulden eigenes Vermögen besitzen; neben diesen kann man von den meisten Rheinthalern sagen: daß, wenn sie schon keine grossen Reichthümer besitzen, sie doch hinlängliches Auskommen für sich und die Ihrigen erhalten; und endlich muß im ganzen Rheinthal niemand, durch Umstände gezwungen, betteln, indem jedermann genug zu arbeiten und zu verdienen findet — und doch dessen ungeachtet — sollte im Rheinthale noch ein grösserer Wohlstand herrschen, als wirklich in der That daselbst angetroffen wird.

Die Ursache hievon liegt unstreitig in dem allzugrossen Luxus der Leute; der gesegnete Rheinthaler schränkt sich in seinem Aufwande bisweilen nicht so ein, wie z. E. hin und wieder der Zürichbieter Bauer. — Die Kleider von zwilchenem oder grobem Leinwandtuch trägt er nicht, oder doch nur zur allerstrengsten Arbeit, er muß einen tüchenen Rock, eine schöne rothe Weste u. dgl. haben; — kurz er ist hoffärtig. Die Hemder die er trägt, sind von feiner — zwar selbst gepflanzter und gesponnener Leinwand. — In Jahrgängen, wo das Obst vorzüglich gut geräth, wird dasselbe meistens gemostet, (in Obstwein verwandelt,) und alsdann mehr Most als Wasser getrunken, und mit demselben nicht nur nicht gespart, sondern öfters auf eine unverantwortliche Weise gegeudet. Es giebt Leute, die wenn sie im Herbste noch so viel Most in den Keller tragen, im Sommer, wenn die strenge Arbeit kommt, schon lange damit fertig sind, und sich iezt entweder ums Geld andern kaufen, oder mit Wasser vorlieb neh-

men müssen, welches leztere aber selten geschieht, daher denn oft der so groß scheinende Obstsegen durch diesen Mißbrauch sehr verringert wird. — Als Nachbar vom Appenzeller ist der Rheinthaler sich gewohnt, mehr süße Butter zu kaufen als zu verkaufen, und sie roh sowohl in grosser Menge als aber ausgesotten auf den Speisen zu essen; — die Molkengrempler aus dem Appenzellerlande verkaufen daher alle Wochen auf den Märkten im Rheinthale eine grosse Menge Butter und Käse. — Obschon sehr viel Getraide im Rheinthal gepflanzt wird, so hat man dennoch lange nicht genug eigene Frucht, und Schwaben und Bayern ist auch der Rheinthaler Kornkammer.

Aber auch hierin vermißt man die gute Wirthschaft vieler Bauren anderer Schweizergegenden. Nur selten besteht das Brodt aus Kornmehl mit Rokkenmehl vermischt, und ein Theil Mehl von den Feldbohnen (die man hier gar nicht pflanzt) deren sich die Becker in Zürich und Glarus häufig bedienen, will ihm darunter gar nicht schmecken; höchstens bedient er sich dazu des Türkenmehls. Er versteht die Kunst zu Hause sein Brodt selbst zu backen nicht, er trägt bisweilen sein Mehl zum Becker, und läßt sich dasselbe vom ihme backen, häufiger aber kauft und ißt er das allerweissfeste Appenzellerbrodt, daher die Appenzeller Bäcker alle Wochen einige schwer beladene Wagen mit Brodt hinunterführen, und daselbst verkaufen und verkaufen lassen, man nennt auch aus eben der Ursache — das im Rheinthal gebackene weisse Kornbrodt, in Vergleichung mit dem Appenzellerbrodt, Schwarzbrodt! Erdapfel ißt man sehr viele, aber an unzählig vielen

Orten

Orten wird kein Brodt dadurch erspart. Einige Gebräuche sind sehr köstlich, z. B. bey Hochzeiten. Die ledigen Söhne gehen mit den Töchtern am zweyten Tage an die Hochzeit, auch selbst, wenn ihm und seiner Gespielin Hochzeiter und Braut nicht verwandt sind; solche Anläße nennt man Schenken oder Schenkungen; da wird für sein eigenes Geld gegessen und getrunken, und dem Brautpaar noch ein Geschenk gemacht. Ein solcher Anlaß kostet oft einen Knecht oder Taglöhner bis auf 10 und mehr Gulden, also was man manchmal in mehrern Wochen kaum verdient. — Endlich kommt zu diesem allem noch dieß hinzu, daß der Rheinthaler in vielen Feldgeschäften und Arbeiten, und überhaupt in der vortheilhaftesten Benutzung seines Landes und der Früchte desselben noch lange nicht so cultiviert ist, wie der Landbauer im Zürcher- und Bernergebieth.

Dieser ökonomische Zustand einzelner Individuen steht völlig im gleichen Verhältniße mit dem ganzer Gemeinden. Sehr gut wären die Einnahmen der Gemeinde, würde man sie benutzen. Wenn man z. B. von jedem, den Bürgern zugetheilten Stücke Gemeinlandes nur ein geringes Zinschen forderte, so gäbe das eine artige Summe in den Gemeindseckel. Einige Gemeinden haben überdies viele Juchart eigene Reben; auch diese würden jährlich viel eintragen, aber sie sind meistens liederlichen Leuten ausgeliehen, welche den Boden ausmergeln, — und kaum den vierten Theil des Nutzens daraus verschaffen, den man, bey besserer Behandlung, davon ziehen könnte.

Von der Baumzucht.

Im Rheinthal und namentlich im untern Rheinthal werden eine ungeheure Menge Obstbäume gepflanzt, und die Baumzucht kommt hier wirklich von Jahr zu Jahr immer mehr in Flor. Diese muß getrennt in dem wagerechten offenen Thalgelände, wo die Winde von einigen Seiten gleich zuspielen, und die Sonne in allen Tags- und Jahrszeiten wirken kann, nothwendig gedeihen, auch in der Mitte der kleinen Anhöhen, die dieses Thälchen auf der Appenzellerseite einschliessen, kommen sie ebenfalls sehr gut fort. Die gewöhnlichen nachtheiligen Ursachen — nämlich späten Reiff und Schnee, und Hagel — abgerechnet, so geräth das Obst meistens sehr wohl, einzig schadet im Frühjinge bisweilen der Föhnwind (Südwind) dem Blust (der Blüthe) der Aepfelbäume, wenn er anhaltend bläßt, ehe es völlig aufgegangen ist; es schließt sich davon est zu, oder zieht sich zusammen und verdorrt; öffnet man es, so trift man eine Made oder ein kleines Würmlein darin an, welches die Blüthe benagt; diese sind also vielmehr als der Wind die Ursache der verdorbenen Blüthe, aber der Südwind ist es, der durch seinen warmen Hauch das in der Blüthenknospe verborgene Ey des Insekts gleichsam ausbrütet und schnell wachsen macht, so daß es den Keim der Blüthe anfrißt und verderbt. Wenn aber die Blüthe aufgeht, ehe der Föhn das Insekteney ausbrütet, so erstarket sie, und mag im Wachsthum der Raupe entrinnen, so daß diese ihr nichts mehr angewinnen kann.

Im obern Rheinthal zieht man viele junge Bäume aus dem Kerne in Weinbergen; im untern Rheinthal hingegen hat man hin und wieder eigentliche Baumschulen, und an beyden Orten werden sowohl an Rheinthaler als aber an Thurgäuer alle Jahre viele Stämmchen verkauft. Das Zweigen (Pfropfen) der Bäume verstehen sehr viele Bauren recht gut. —

Die Baumgärten und Wiesen sind im allgemeinen überall mit zahlreichen Fruchtbäumen besezt, doch immer mehr noch im Untern- als im Obernrheinthale. Wenn man bey Anlegung solcher Baumgärten blos auf den Nutzen des Obstes sieht, und des Grases nicht viel achtet, so kann man die Bäume in jeder beliebigen Ordnung dahin setzen; wo man aber zugleich auch Gras oder Heu erzielen will, da pflanzt man die Bäume nur den Zäunen nach, und um die Häuser, Ställe und Miststätten herum, in der Mitte der Wiese aber niemals anders als Reihenweise nach der Schnur, und in genugsamer Entfernung von einander, damit man beim Abmähen des Grases weniger gehindert ist, und dasselbe auch gedörrt werden kann *). Da wo die

*) Merkwürdig ist folgende Nachricht von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich: „da man im „Zweifel stand, ob es mehr Gras in den Wiesen „gebe, die mit Obstbäumen besetzt sind, oder in „denjenigen, welche keine Bäume haben, so machte „ein sehr kluger und erfahrner Herr hierüber eine „Probe, indem er das Gras von den einen und

Bäume in Wiesboden oder Waiden stehen, wird das Umgraben des Bodens um die Bäume her mit großem Vortheil angewendet.

In einigen Gemeinden, wie z. B. in St. Margrethen, sind auch sehr viele Gemeinweiden mit Obstbäumen ganz dicht besetzt. Es ist nämlich ein altes Gesetz: daß jeder, der einen Baum auf eine solche Gemeinweide setzt, selbigen als sein wahres Eigenthum ansehen und benutzen, und durch Erbschaft auf seine Kinder fortpflanzen oder aber verkaufen darf, wenn schon der Boden darunter Gemeindsgut ist. Die Bäume sind nun sehr ungleich vertheilt, je nachdem die Voreltern eines jetztlebenden Bauers viele oder weniger derselben pflanzten, und je nachdem dieser selbst mehr oder minder Mühe darauf verwendete. Ein Bürger kann auf solchem Gemeindsboden 100, ein anderer 50, ein dritter 20 Stück Bäume, ein vierter gar keine besitzen.

Das Obst auf diesen Bäumen gehört nun dem Eigen-

„andern Arten Wiesen in 3 verschiedenen Jahr-
„gängen wog, und fand

Jahr.	Land mit Bäumen. Schuhe.	Pf. Gras.	Ohne Bäume. Pfund Gras.	Mehr unter den Bäumen.
1782	2000	725	699	26 Pfund.
1783	2000	906	832	74 —
1784	2000	346	286	60 —
Summa	6000	1977	1817	160
Mittel	2000	659	605 2/3	53 1/2

„Mithin wäre es also immer ein größerer Nutzen,
„in den Wiesen Obstbäume zu pflanzen.“

thümer des Baums, das heruntergefallene, oder vom Wind herunter geworfene aber dem Aufleser. Der Arme also, oder der, der wenig oder keine Bäume hat, sammelt sich auf diese Weise im Herbste (wenn er nicht zu träge ist) eine solche Menge, daß er genug Obst und Most für den Winter, und — wenn er spart, noch für den Sommer hat. Die kleinsten Kinder laufen im Herbste mit Körbchen herum und lesen Obst auf. Wehet ein starker Wind, so geht man selbst bey Nachtzeit mit Laternen, um aufzulesen, aus Furcht, man möchte bey Tage wenig mehr finden.

Sehr viele Bäume stehen auch in wirklichem Ackerfeld, und zwar theils mitten drin, nach der Länge des Ackers in schnurgeraden Reihen und in gehöriger Weite von einander, so daß die Aeste, wenn sie auch noch so groß würden, einander niemals berühren können, theils stehen sehr viele an den Laufstraßen, Feldwegen, Scheidgräben oder Zäunen, wo sie in vielen Rücksichten nützen, und dann sehr wenig schaden können. Da wo die Bäume mitten im Ackerfelde stehen, wächst das Getraide freylich weder so dicht, noch wird die Frucht so schwer, als da, wo keine Bäume die Sonnenstrahlen abhalten; aber das Obst ersetzt diesen Abgang an dem Getreide reichlich, denn die Bäume kommen in dem Baufeld auch noch viel besser als im Wiesenlande fort, weil das Pflügen der Erde um die Bäume her ihnen zum Wachsthum sehr dienlich ist, auch die gewohnte Düngung der Aecker zugleich denselben wohl thut. Allein ist der Baum dieses alljährliche Aufgraben des Erdreichs einmahl gewohnt, so darf

es nicht mehr unterlassen werden, sonst fängt er an zu kränkeln, und nach und nach abzusterben.

Um meinen Lesern einen etwelchen Begriff von der Menge der Bäume vorzüglich im Unterrheinthale und dem davon zuziehenden Nutzen zu verschaffen, so will ich nur zwey Beyspiele anführen. — Vor der neuesten schweizerischen Revolution mußten die Bürger von Rheineck und Thal dem Landvogt von jedem Baume 1 Kr. anstatt des Zehenden bezahlen, und dies betrug jährlich eine Summe von 60 Louisd'or! — Vor einigen Jahren — freylich in einem guten Obstjahr — machte man einen etwelchen Ueberschlag des Ertrags der Obstbäume in St. Margrethen, und man fand, alles aufs niedrigste angeschlagen, daß in der Gegend der ganzen Gemeinde in einem Jahre 30,000 Butten (Tausen) voll Obst wachsen. Angenommen nun, daß die Butte, welche 3 Viertel Obst enthält, auch nur 1/2 Gulden kosten sollte, so besteht doch der Nutzen in 15000 Gulden, und so gedoppelt, wenn wir den Werth von einem halben auf einen ganzen Gulden setzen.

Man pflanzt im Rheinthal wenig edle, sondern vorzüglich solche Obstarten, die man überhaupt Mostobst nennt, und die daher vorzüglich zum Most oder Obstwein taugen. Da die Liebhaberey für den Most in unsern Zeiten immer mehr zunimmt, so vermehren sich die Obstarten im Rheinthal, obschon man immer mehr Mühe darauf verwendet, dennoch nicht gar sehr, weil man nun schon die für den Rheinthaler Boden am besten taugenden und vorzüglich saftreichen Most-Obstarten kennt.

Steinobst wird im Rheinthal überhaupt gar nicht viel gepflanzt, daher man auch sehr wenig Kirschen- oder Zwetschgengeist distillirt.

Die Arten und Abarten der Aepfel und Birnen sind unzählich, und zur Verwirrung trägt nicht wenig die eigene Benennung des Obstes in jedem Orte bey. Auch geschieht es häufig, daß wenn ein Bauer Pfropfreiser aus einem andern Dorfe oder Gegend von Obstarten, deren Namen ihm unbekannt sind, auf seine Bäume pfropft, so benennt er dann diese einzig nach ihrem Geburtsorte, z. E. Constanzer, Lindauer, Bernegger, Balgacher u. s. w.

Wir theilen das Rheinthaler Obst in zahmes und wildes oder rauhes ein. Im engsten Sinn genommen sollte man unter dem wilden Obst nur die Holzäpfel und Holzbirnen verstehen, die auf Bäumen wachsen, welche ohne Anpflanzung in Wäldern und abgelegenen Orten emporschießen. Allein man nennt auch diejenigen Aepfel und Birnen wildes oder rauhes Obst, welche man wegen ihrem herben Geschmack nicht von der Hand ißt, sondern nur zum Kochen und Mosten gebrauchen kann, obgleich die Bäume unserer Pflege bedürfen. Das zahme Obst wird selten zum Mosten gebraucht, wohl aber gekocht und gedörrt und frisch aus der Hand gegessen, weil es sich durch einen milden angenehmen Geschmack auszeichnet.

Ich will hier nur ein bloßes Namenverzeichnis der verschiedenen Obstarten derjenigen Gegend des Appenzellerlandes, welche an das Rheinthal gränzt, und des Rheinthals, bis in die Gegend der Stadt St. Gallen hersetzen; jede Art umständlich zu beschreiben und Ab-

bildungen davon zu liefern, würde allzuviel Weitläufigkeit erfordern, und die Grenzen des Plans, den ich mir bey dieser gegenwärtigen Schrift vestsetzte, überschreiten. — Ich liefere also für einmal auch über diesen Gegenstand nur kurze Lokalnachrichten; vielleicht benutze ich, oder jemand anders mit der Zeit diese und ähnliche Materialien der verschiedenen Schweizerkantone zu einer eigentlichen vollständigen helvetischen Pomologie.

Obstabelle nach obigen Gegenden.

I.

Wildes Obst.

Aepfel.

1. Holzäpfel.
2. Merkenäpfel.

Birnen.

1. Holzbirnen.
2. Weinbirnen.
3. Kriesi- oder Frieslibirnen.
4. Strikbirnen.
5. Bergbirnen oder Berglen.
6. Wasserbirnen.
7. Gombischbirnen.
8. Hutzelibirnen.
9. Länglerbirnen.
10. Steinerholzbirnen.
11. Wäglen.
12. Weintäggä.
13. Steinisbirnen.
14. Sülibirnen.
15. Schuzenbirnen.

16. Danielibirnen.
17. Herbstgütler.
18. Rauchscheibler.

Von den Birnen werden vorzüglich die erstern als Mostobst am häufigsten gepflanzet*).

II.

Zahmes Obst.

Aepfel.	Birnen.
1. Egger oder Weißegger.	1. Kazenbirnen.
2. Torgeläpfel.	2. Pfundbirnen.
3. Frauenrothecher oder Fraurothlecher.	3. Stadelbirnen.
4. Balgacher.	4. Frühebirnen.
5. Bernegger.	5. Augstenbirli.
6. Lindauer.	6. Heubirli.
7. Konstanzer.	7. Welschbirnen.
8. Sprünzler.	8. Millionbirnen.
9. Renetten.	9. Hüngler.
10. Erdbeeräpfel.	10. Eyerbirnen.
11. Kuderäpfel.	11. Französler.
12. Schachiberäpfel.	12. Winterbirnen.
13. Kurrezäpfel	13. Bernegger.
14. Zeyenäpfel.	14. Röthlen.

*) Hr. Pfr. Kitt in St. Margrethen zählt zum Mostobst im Rheinthal hauptsächlich die Bergbirnen, Weinbirnen, Rauchscheibler, Wasserbirnen, Kriesebirnen und Langbirnen. S. Monatl. Nachrichten Schweiz. Neuheiten, 1781. S. 182.

15. Süßäpfel.
16. Flachachcher.
17. Schmelger.
18. Kilbiäpfel.
19. Gartenäpfel.
20. Nägeliäpfel.
21. Saur Schachenäpfel.
22. Süß Schachenäpfel.
23. Klausenäpfel.
24. Lederäpfel.
25. Carbander.
26. Zitronenäpfel.
27. Kuzimuserli.
28. Süßacher.
29. Gruniker.
30. Knoblacher.
31. Schmuzecher oder Breitecher.
32. Fäßleräpfel.
33. Mülleräpfel.
34. Augstenäpfeli.

15. Wulibuschen.
16. Pfefferbirnen.
17. Rädlen.
18. Häslenbirnen.
19. Sälvibirnen.
20. Wildheubirnen.
21. Goldbächlen.
22. Ibschlen.
23. Roßbirnen.
24. Stubenbirnen.
25. Zweyäugler.
26. Reßeletten.
27. Bergamotten.
28. Garnbirnen.
29. Bisambirnen.
30. Kominibirnen.
31. Losimadambirnen.

Die erstern Aepfel- und Birnenarten sind im Rheinthale die allerbekanntesten.

Das Rheinthal treibt einen kleinen Handel mit Obst in das benachbarte Appenzellerland; allein die Ausfuhr derselben ist gegen der großen Menge Mostobst, die alle Jahr aus dem Thurgau eingeführt wird, sehr geringe.

Ehmals wurde auch sehr viel Obst in und auf den Stubenöfen gedörrt, und in den Haushaltungen auf verschiedene Weise benutzt, auch wohl in verschiedenen

auswärtigen Gegenden verkauft, gegenwärtig aber, da das Mostmachen in allzugroßer Menge allgemein eingeführt ist, auch die Feurungsmaterialien immer seltener und theurer werden, giebt man sich von Jahr zu Jahr — zum Nachtheil der Hausökonomie — immer weniger damit ab *).

Das meiste Obst wird immer, wie gesagt, zu Obstwein oder Most benutzt, über dessen Verfertigung ich jetzt auch noch einige Nachrichten mitzutheilen habe.

Von dem Most oder Obstwein **).

Der Gebrauch des Aepfel- und Birnenmosts ist in den St. Galler Gegenden sehr alt. Der berühmte alte Geschichtschreiber Stumpf giebt uns

---

*) Das Birrenbrodt oder die Birrenweggen, wo man, vorzüglich auf das Neujahrsfest, gesottene und fein geschnittene, oder gestoßene gedörrte Birnen, mit dem besten Gewürze und mit Nußkernen vermischt, und mit Rosenwasser oder Kirschengeist angefeuchtet, in den Brodteig knettet und in Brodform mit einer Taigrinde überzieht und im Backofen backt, ist auch eine allgemein bekannte Schweizerspeise.

**) Ich benutzte hierüber auch die Nachrichten in der Anleitung für die Landleute über die Anlegung, Pflanzung, Pflege der Obstbäumen, über die Gewinnung, Bewahrung, Benutzung des Obstes. Aus den von den Landleuten selbst an die natursor-

darüber schon folgende Nachricht *): „darzu wirt an vie-
„len Orten diß Lands wundervil Tranks aus Oepfflen
„und Biren gemostet, glych wie in Norrmandy. Das
„Best nennend sy Berlimost, oder mit gantzen Wort
„Bergbirenmost. Deß wirt vil umb St. Gallen,
„Arbon und dem obern Bodensee gemachet. Diser
„Berlimost ist der best, und wirt gar bestendig und süß
„so man jn südet, dañ er ist von einer sondern Art
„der Biren gemacht, den fürt man auch in andere
„Land, und schenkt man jn in den Tafernen gleych wie
„den Weyn, und gadt man darzů zeurten. Wenn die
„Jahr an obbemelten Biren fruchtbar sind, findt man
„ein Pauren im Turgow, der ab seinen Gütern 8 oder
„9, ja bis in die 10 Fuder Most machet, doch einen
„besser denn den andern: nit gleycher Gestalt, also
„auch in ungleychem Wärd."

Diesem zufolge wäre also das Thurgäu schon in den ältesten Zeiten das eigentliche Most- und Obstland gewesen, und es behauptet diesen Rang bis auf die gegen-

---

schende Gesellschaft in Zürich eingekommenen Preisschriften, von einem Mitglied der Gesellschaft zusammen getragen, und auf derselben Kosten herausgegeben. Zürich. 1786. 191. S. Ferners: Einige Bemerkungen, die Zubereitung des Obstmosts in Thurgau betreffend. S. der Sammler in Bündten 1779. S 265-271. 273-275. 323-326.

*) S. J. R. Stumpfen gemeiner löbl. Eidgnosschaft Stätten, Landen und Völkern Chronik würdiger Thaten Beschreibung. In Folio. Zürich MDLXXXVI. Im 5ten Buch, im ersten Capitel.

wärtigen Zeiten. Obwohl im St. Gallischen überhaupt, und namentlich auch im Rheinthal, wie auch im Appenzellerlande, in unsern Zeiten immer mehr Most verfertiget und getrunken wird, so ist das Maaß desselben in diesen Gegenden, gegen demjenigen so man im Thurgäu macht, äußerst gering, indem man sich daselbst des Mostes nicht nur zum gemeinen Getränke bedienet, sondern besonders im obern Thurgau sowohl mit Obst als mit Most einen sehr beträchtlichen Handel in andere Kantone treibt. Ueberall im Thurgau sind die Aecker, Wiesen und Gemeinweiden mit einer Menge Obstbäumen besetzt, und der alljährliche Ertrag derselben würde zusammen ungeheuer große Summen ausmachen.

Alle Wochen im Herbste wird daher eine Menge Obst aus dem Thurgau nach St. Gallen auf die zwey Wochenmärkte gebracht, auch hält man alle Jahr im September einen außerordentlichen Obstmarkt in Rorschach, wohin eine zahllose Menge Mostobst aus dem obern und untern Thurgau, aus Ueberlingen u. s. w. hergebracht, und von den Bewohnern der Kantone St. Gallen und Appenzell, nach dem Maaß einer Lädi aufgekauft wird. — Unter einer Lädi Obst werden nämlich ungefähr 4 Viertel, oder zweimal 90 Pfund verstanden. Nach Maaßgab der mehr oder minder fruchtbaren Jahrgänge kostet eine Lädi Bergbirnen u. dgl. 3. 4. 5. bis 8 Gulden. Neben dem kauft man in den gleichen Gegenden ungeheuer viel schon zubereiteten Thurgauer Most, und befindet sich dabey immer besser, weil man alsdann vielmehr einer vorzüglich gu-

ten Mostart versichert seyn kann, als wenn man ihn selbst macht, wo er nicht selten fehlschlägt.

In den Kantonen St. Gallen und Appenzell, so wie im Thurgau werden immer mehr Birnen als Aepfel vermostet, doch wird der Birnenmost, wenn er einiger Maasen dauerhaft seyn soll, immer mit mehr oder minder Aepfelsaft vermischt. Die besten Mostbirnen sind herbe am Geschmack, lassen sich nicht lange frisch aufbehalten, weil sie einschrumpfen oder bald taig und faul werden; dergleichen sind die Wein- Frieslin- Strick- Berg- Schuzen- Wasser- Wäglenbirnen u. dgl. Mit den Birnen kann man schlechtere und bessere saure Aepfel vermengen, ja alles Obst, das von selbst von den Bäumen gefallen, und zum Aufbewahren zu schlecht ist; ja man bemerkt sogar, daß der Most von gemengten Obstarten besser zu werden pflege, als der von einzelnen, und fehlt dann diesem öfters die helle gelbe Farbe.

Das gute Mostobst muß jederzeit frisch, gar nicht taig und vorzüglich auch nicht faul seyn; von faulem Obst bekömmt das Getränk einen äußerst widrigen und unangenehmen Geschmack. Beim Einsammeln desselben bedarf es nicht die Sorgfalt, die bey dem Obst, das man aufbewahren will, muß beobachtet werden. Man kann dasselbe von dem Baum schütteln, oder mit Ruthen oder dürren Stangen abschlagen, wodurch dem Landmann viel Zeit und Mühe erspart wird; einzig muß man dabey darauf sehen, daß man kein Laub oder kleine Aeste mit dem Obst vermenge.

Was die Farbe des Mostes anbetrift, so wird einiger lauter (gelb) und anderer trübe (grau) und

man behauptet: dies könne im gleichen Keller von gleichem Obste geschehen, auch sey die Ursache davon wie man sagt, oft sehr schwer zu ergründen. Aber der Most von einigen Obstarten werde unter mancherley Umständen gelb, und bleibt es, z. E. von den Bergbirnen. Zum grauen Most zählt man hingegen die Kriesibirnen; werden diese ganz frisch von den Bäumen sogleich gemostet, so wird der Most sicher grau; haben sie aber zuerst etwas Zeit gelegen, bis sie halb taig wurden, so kann er bisweilen auch gelb werden. Es giebt bisweilen Most, besonders bey der grauen Art, der bricht, d. h. wenn er eine Zeitlang im Glase auf dem Tische gestanden ist, so bekömmt er eine graubraune oder schwärzliche sehr unansehnliche Farbe.

Der Bergbirnen Most wird nicht nur gelb, sondern sehr süßlicht, aber etwas herbe auf der Zunge, auch hält er sich nicht gerne ein Jahr lang, sondern wird im Sommer öfters eßelig. Wer ihn lange aufbehalten will, schüttet ganz neu, auf jeden Saum, (d. h. 2 Eymer) 1/4 Maaß Kirschenwasser ins Faß, wovon er besonders lieblich wird, und auf Jahre hinaus haltbar bleibt.

Der Most von Weinbirnen ist sehr dauerhaft, und im Rheinthal hält man daher eine Mischung von Berg- und Weinbirnen mit einem Theil Aepfel für sehr vortheilhaft.

Die Länglerbirnen geben auch einen gelben und dauerhaften Most, und vorzüglich liebt man denselben von diesen und den Bergbirnen im Appenzeller-

lande, und behauptet: daß er hauptsächlich je älter se besser werde.

Am dauerhaftesten ist derjenige Most, der mit Holzäpfeln vermischt wird. Diese hier übliche Vermischung ist besonders bey dem süßesten Birnensaft am allerwohlthätigsten, denn je süßer und saftiger eine Birne ist, desto weniger haltbar wird der daraus zubereitete unvermischte Most seyn.

Aepfelmost von puren Aepfeln wird bey uns nicht viel, ausgenommen in sehr obstreichen Jahren, gemacht. Von Aepfeln bekommt man ungefähr ein Drittheil weniger Saft als von den Birnen, auch wird der Most immer etwas säurer, aber dauerhafter als der Birnenmost.

Bisweilen macht man vorzüglich auch im Appenzellerlande von pur Märken- oder Holzäpfeln Most, der dann mit gar keinem Wasser vermischt wird. Er muß wenigstens 2 Jahre lang im Faß verspundet bleiben, ehe er trinkbar wird; aber dann ist er ein sehr berauschendes Getränk. — Einige lassen einen Theil neuen weißen Wein mitgähren, und hängen ein Säcklein voll von Hollunderblüthe ins Faß, und er bekömmt davon in der Folge einen Geschmack, wie ein fremder Wein.

Wird unter den Aepfel- oder Birnenmost kein Wasser geschüttet, so nennt man dieses Getränk G'saft. Es schmeckt recht gut und ist ziemlich stark und berauschend, muß aber in dem ersten Winter weggetrunken

getrunken werden, indem dieser Most gleich, sobald die Sommerhitze eintritt, in Eßig übergeht*).

Der Rheinthaler Most ist nach den allgemeinen Beobachtungen im Durchschnitte immer um ein merkliches schlechter als der Thurgauer. Der meiste davon hat einen etwas widrigen Geschmack auf der Zunge, den der Appenzeller dadurch ausdrückt: „der Rintler Most ist halt a mehrst Sauschöttelig!“ — Sachkundige schreiben diesen Fehler einerseits der Ursache zu, daß man das Mostobst im Rheinthal nicht frisch, sondern erst, wenn es einige Zeit gelegen ist, und zum Theil anzufaulen beginnt, zermalme und auspresse; und anderseits weil sie das Wasser, das man an den Trester schüttet, und womit man den Obstsaft vermischt, allzulange an demselben stehen lassen, ehe sie es auspressen, das daher einen säurlichen widrigen Geschmack bekomme, und das ganze verderbe. Auch Mangel an genugsamer Reinlichkeit bey der Verfertigung des Mosts mag vielleicht hin und wieder ein Grund des unangenehmen Geschmacks oder der schlechten Farbe desselben seyn.

Von einer Lädi Birnen erhält man gewöhnlich einen Eymer (32 Maaß) Saft, und dieser wird mit der Hälfte

*) Wenn das Obst sehr schlecht, der Wein aber auch nur mittelmäßig gerathen ist, wie z. B. Ao. 1803. so macht man öfters zum Hausgebrauch und zum verwirthen Weinmost; dies ist nämlich ein Getränk aus weißem Wein, den man neu, ehe er zu gähren angefangen hat, ungefähr mit dem dritten Theil Brunnenwasser vermischt hat.

Wasser vermischt. Die Vermischung des Wassers mit dem Saft geschiehet am besten auf folgende Art: wenn das Obst schon ausgepreßt ist, so wird dasselbe Trester oder Trestel genannt; dieser wird von dem Druckbett genommen und in einer Stande mit Wasser übergossen, etwa 24 Stunden lang stehen gelassen, und dann entweder noch einmahl gestampfet, oder gerade so auf das Druckbett gebracht und wieder ausgepreßt. Diesen Saft nennt man das Glör, mit welchem der Saft um ein Drittheil oder höchstens zur Hälfte vermischt wird, wenn der Most nicht schlecht werden soll.

Von einer ganz andern Art ist der sogenannte Schnitzlimost; es werden nämlich gedörrte Holzäpfelschnize in ein Faß gethan, und mit siedendem Wasser übergoßen und verspundet, worauf die ganze Masse in Gährung überzugehen anfängt; sobald man dies merkt, muß er sogleich weggetrunken werden, oder er steht ab. Allein, wenn dieser Most am besten ist, so ist er doch ein erbärmliches Getränk, welchem einige Leute, die sonst keine Wassertrinker sind, das gute Quellwasser doch noch vorziehen.

Der gesottene Most ist eine Art Rosoli. Man nimmt dazu den puren Saft von Birnen oder Aepfeln, läßt den ersten um die Hälfte, den Apfelsaft um den dritten Theil in einem offenen Hafen oder Kessel vorsichtig, daß er nirgends anbrenne, einkochen, schüttet ihn, wenn er kalt werden will, in ein Fäßchen, an welchem wohl ein Jahr lang der Spund nicht vest eingeschlagen werden muß; sobald er ganz hell ist, wird er in ein anderes gutes Faß von der Hefe abgezogen und aufbehalten; will er in Jahresfrist sich nicht läu-

tern, oder ganz helle werden, so ist wenig Hoffnung, daß er es je werde, doch versucht man, ihm durch öfters Ablassen von der Hefe in ein anderes Gefäß, nachzuhelfen. Bisweilen vermischt man ihn auch noch mit etwas Gewürz und Zucker.

Der Birrenhung (Birnenhonig) ist ein Syrup, der aus dem Birnensaft eingekocht wird, wobey man Sorge tragen muß, daß er in der Pfanne nicht anbrenne, und den man zu mancherley Speisen und namentlich auch auf Butterschnitten anstatt des Bienenhonigs, verbraucht.

Most, der sauer und zu Eßig geworden ist, hat als solcher einen kleinen Werth, und man destillirt dann gewöhnlich noch Brandtewein daraus, wobey aber der Gewinn sehr klein ist.

Auch aus dem Treſter wird ziemlich viel Brandtewein (Weingeist) gebrannt, und in jedem Falle wird der Treſter im Rheinthal als Fütterungsmittel, seltener für das Rindvieh in Mieth von Kleyen, Salz u. dgl., meistens aber als Schweinfutter benutzt. Man siedet denselben gewöhnlich zuerst weich und schüttet ihn in Fäßer oder Standen, worin man ihn etliche Monate lang stehen läßt, ehe man ihn benutzt; — wo man solche besitzt, da gießt man Schotten (Molke) daran, um die Gährung desto besser und schneller zu befördern. Man vermischt ihn sowohl für das Rindvieh als für die Schweine mit anderm Futter. Erstere bekommen von unvermischtem gefressenem Treſter stumpfe Zähne.

Zur Zubereitung des Mostes wird erfordert, daß das Obst wohl zermalmet, hernach auf einer Trotte wohl

ausgedruckt und der Most alsdann in gute Fäßer geschüttet, und in kühlen Kellern aufbehalten werde.

Das Zermalmen des Obstes geschieht auf verschiedene Weise. Entweder bedient man sich dazu großer ausgehöhlter eichener Tröge mit hölzernen Stössel, die von hartem Holz verferriget, und unten dick und schwer sind. In unsern Gegenden ist kein Stößel mit Eisen beschlagen, wie z. E. im Kanton Zürich. Diese Art das Obst zu zerquetschen ist freylich die einfachste und mühesamste, aber auch die, bey der das Obst am besten ausgenutzt werden kann. Andere bedienen sich der Reibsteine, wo ein kegelförmiger Stein auf einem harten runden Bett, das mit einem wenigstens einen Fuß hohen Bord eingefaßt ist, entweder von einem Mann oder einem Pferd herumgetrieben wird; allein bey diesen Steinmühlen stößt der Stein das Obst vor sich her, sobald es zerquetscht ist, und fährt nicht mehr darüber hin. Die beste Art von Obstmühlen oder Reibmühlen, die im St. Gallischen überall bekannt sind, bestehet aus 2 Walzen, von hartem Holz oder Steinen, welche durch ein Triebwerk gegen einander herum getrieben werden. Man hat diese in einem Gehäuse eingefaßt, in dessen obern Theil ein Trichter das Obst nach und nach auf die Walzen fallen läßt, und der untere das zermalmte auffaßt. Unter dem Trichter ist ein Messer oder Hobel angebracht, welcher bey dem Umdrehen der Walzen zugleich hin und her geschoben wird, das aus dem Trichter fallende Obst zu zerschneiden, ehe es auf die Walzen fallet. Auch sind an den äußern Seiten der Walzen Streicheisen angebracht, das

anklebende zermalmte Obst wegzustreichen, weil dadurch das zermalmen erschwert wird.

Auf diese Weise wird das Obst mit leichter Mühe in einen fleischigten Taig verwandelt, wodurch es zum Ausdrucken des Safts tüchtig wird. Hier wird der fleischigte Theil sobald möglich auf das Trottbett einer Weintrotte oder einer eigenen Obstpresse gebracht, gepreßt, und der Saft in die Fäßer gethan, welche Eile, nebst Weglassung eines Haarsiebs oder Flanellensacks, wodurch eigentlich der Saft noch zuerst ablaufen sollte, und wovon man hier nichts weiß, oft eine Mitursache der grauen Farbe des Mostes seyn mag.

Sehr gut ist es, wenn man auf den zermalmten Taig etwas Wasser schüttet, weil ihn dies mehr auflößt, und der Saft besser herausgepreßt werden kann.

Der so zubereitete Most wird in dürren oder neuen Mostfäßern aufbehalten, nachdem man zuerst eine Wachholderbäuche darein gemacht, das will sagen, nachdem sie vorher durch siedendes Wasser, worin Wachholderzweige und Beeren gesotten wurden, ausgelaugt worden sind. Von guten ausgetrockneten (nicht weingrünen) Weinfäßern bekommt der Most einen desto bessern Geschmack, jedoch müssen sie nicht viel Weinstein haben, indem der Most denselben ablöset, und dann davon trübe wird.

Der Gährung halber ist nichts anders zu beobachten, als daß man wohl 6 Monate die Spunden nicht vest einschlage. Der Most gähret langsam, und würde, frühe verschlagen, öfters das Faß zersprengen. Er unterscheidet sich auch wirklich von einander in Ansehung seines Geschmacks und seiner Güte, je nach-

dem man ihn in den Fäßern genugsam gähren läßt oder nicht; nicht genugsam gegohrner Most hat einen süßen angenehmen Geschmack, brauset in den Gläsern (er chrälleiet), verursacht aber Blähungen, Bangigkeiten und Durchfälle. Völlig gegohrner Most hingegen hat einen bittern oder weniger weinigten und geistigen Geschmack, und ist viel gesunder und nahrhafter und also dem andern im Gebrauche weit vorzuziehen. — Der Most muß überhaupt in guten Kellern aufbewahrt, und gegen allzugroße Kälte geschützt werden, welche letztere ihm sonst die helle Farbe raubt.

Der Most wird in unsern Gegenden nirgends, und auch im Thurgau nicht, von seiner Hefe abgezogen. Auch wenn man ihn in entfernte Gegenden abführt, so gehen die ganz angefüllten und stark zugeschlagenen Fäßer mit der Hefe ab. Er erhält sich am besten in großen Fäßern, und leidet in denselben durch das Zugießen des Wassers viel weniger an Stärke, als wenn er in kleinen Fäßern aufbewahrt wird. Beim Gebrauch muß man aber das Zapfenloch in der Mitte oder noch höher machen, und zuerst den Most oben im Faß ablaufen lassen, und alsdann, wenn er bis dorthin verbraucht ist, und man das Faß weiter unten anzäpft, erhält man wieder eben so guten und frischen Most, als wenn er in einem eigenen bisher zugeschlagenen Faße aufbehalten worden wäre. Die Fäßer werden, wie ich oben bemerkte, ganz angefüllt, so weit nämlich, daß man mit den Fingern den Saft durch das Spundloch erreichen kann, damit beym Gähren nicht zu viel Geist verlohren gehe. Zu noch nicht gegohrnem Moste darf man keinen andern schütten, und man muß daher

sehen: daß man ein Faß in 4 bis 6 Tagen zufülle; hingegen kann man von dem gegohrnen Moste mit Vortheil in solche kleine Fäßer abziehen, in welchem sich noch gute Mosthefe, ungefähr von gleicher Art, wie derjenige in dem Faße, woraus man Most ablaufen läßt, befindet. Es ist auch diese Uebergießung auf eine gute Hefe beynahe das einzige bekannte Mittel, einem Most, der abstehen will, wieder aufzuhelfen.

In mittelmäßig guten Obstjahren wird bey uns ein Zentner Mostobst und ein Eymer Thurgauer Most, ungefähr um den gleichen Preis, nämlich um 2 bis 3 Gulden, verkauft.

Von dem Weinbau *).

Im obern Rheinthale besteht ungefähr der 6te bis 8te Theil der Grundstücke aus Rebbergen (Weinbergen) und im untern Rheinthale machen diese den erheblichsten Theil des Erdreichs aus. Die jetzt vorhandenen Rheinthalischen Weinberge sind schon seit lan-

*) In hiesiger Gegend hält
1 Eymer 32 Maaß.
1 Saum 4 Eymer.
1 Lägelen 14 Eymer.
1 Fuder 30 Eymer.

Im Land Appenzell, in den ehemalig fürstlich St. Gallischen Landen, im Rheinthal und zu Bregenz ist die Maaß gleich.

Aber in der Stadt St. Gallen thun 32 Rheinthaler Maaß 36 St. Galler Maaß.

gen Zeiten angelegt gewesen, und liegen an den kleinen und großen Hügeln desselben, beynahe nach jeder Richtung hin. Neue Rebberge hat man sehr wenige angelegt, und da, wo es wirklich geschah, wurden sie bald wieder in Heuboden oder Ackerfeld umgeschaffen, indem die vorzüglich tauglichen Stellen zum Weinbau schon in einigen vorhergehenden Jahrhunderten dazu benutzt wurden. Ich will hierüber Ebels eigene Worte anführen: „Im 8ten Jahrhundert besaß „die Abtey von St. Gallen nicht mehr als 2 Faß Wein. „Der Bischof von Constanz wollte diesen Vorrath ver„mehren, und sandte ein drittes Faß ins Kloster. Un„terwegs wirft der Wagen um, und das Weinfaß stürzt „in ein tiefes Loch. Als jeder Versuch es hervorzu„ziehen unmöglich schien, hielt die Geistlichkeit einen „feyerlichen Umgang um dieses Loch, und stimmte in „lauten Chören an: Herr erbarme dich unser! „— Welche Veränderung ist seitdem durch die fleißige „Kultur des Landmanns in diesen ehmals so rauhen „Gegenden bewirkt worden! Die schwache Weinrebe „hat den feuchten und dunkeln Wald, der alle Berg„seiten schwärzte, vertrieben; ihre traubenreichen Ran„ken überziehen zwischen herrlichen Obstbäumen das „ganze Gelände von Stade bis gegen Haard, und „kochen alljährlich den beliebten Saft in solchem Ueber„fluße, daß nicht bloß die Keller der Abtey St. Gallen, „sondern der meisten Einwohner der östlichen Schweiz „damit gefüllt sind.“ — Diese letztere Behauptung von Ebel ist zu allgemein und zu übertrieben. Obschon im Rheinthale in guten Weinjahren viele 100 Eymer Weins in andere Gegenden ausgeführt wer-

den *), so reicht der Rheinthaler Wein lange nicht hin, die ganze östliche Schweiz damit zu versehen; der meiste davon kommt beynahe einzig in die Gegenden der Stadt St. Gallen, des ehemaligen Fürstenlandes, und des Appenzellerlands; auch kommt seit einigen Jahren ein großer Theil in die nächstliegenden Dörfer jenseits des Rheins, nach Bregenz, Hohenembs, Gäzis, Feldkirch u. s. w.

Vor 200 Jahren hat das Haus Blaarer von Wartensee den naßen Zehenden der Gemeinde Thal an die paritätische Kirche zu Thal für 100 Gulden, rheinische Währung, verkauft, und dieser trägt jezt mehr als 300 Louisd'or alljährlichen Zehenden ein.

In Rheinek, Thal und Bernek pflanzt man meistens sogenannte Burgauer, und rothe und edelweiße Weinreben, und im Oberrheinthal beynahe ausschließlich Burgauer und Edelweiße. Das Holz der Burgauer und rothen ist weißgelb und röthlich, kurzgelenkig und die Blätter rund mit röthlichen Stielen. Diese Reben liefern viele und süße Trauben, die scholligter als die nachfolgende Art sind, d. h. deren Beeren dichter in einander stehen; der Wein davon ist im ersten halben Jahre angenehm zu trinken, hingegen gar nicht

*) Herr Pfarrer Kitt in St. Margrethen berichtet, daß Ao. 1781 in der kleinen 6 Stunden langen Strecke des mit Weinreben angebauten Rheinthals bey 15000 Saum Wein eingesammelt worden seyen, wovon der Saum weißen Weins 12 Gulden 48 Kreuzer, und rothen 17 Gulden 4 Kreuzer kostete. S. Monatliche Nachrichten Schweizer. Neuigkeiten Ao. 1781. S. 181.

lange haltbar. Das Holz der Edelweißen hingegen ist mager, die Gelenke sind weit von einander entfernt, und die Blätter sind spitzig und haben Einschnitte. Diese Rebe ist etwas wilder und weniger ergiebig; aber der Wein davon hält sich 20 bis 30 Jahre lang. Es giebt auch noch weiße und rothe Mußkateller, aber in so geringer Anzahl, daß die Trauben davon nicht einzeln abgedruckt werden. Ehmals hatte man auch im Unterrheinthal sehr viele Elbelen, die jetzt aber beynahe ganz durch die rothen verdrängt worden sind.

Der weiße Wein wird um ein Drittheil wohlfeiler als der rothe verkauft. Alle Rheinthaler Weine sind sehr gesund, und zum Theil in guten Jahrgängen vortreflich wohlschmeckend; allein der rothe hält sich ungespiesen nur 1 Jahr lang, und gespiesen höchstens 2 oder 3 Jahre, indem er dem Lindwerden oder dem Auflauf sehr ausgesetzt, und alsdann unverbesserlich ist. Das beste Weingewächs befindet sich unter Stein am Buchberge. Der rothe Rheinthaler Wein ist hauptsächlich deswegen so beliebt, weil er schon im ersten Jahre ein lieblicher schmackhafter Wein zum trinken ist, und ein anderthalbjähriger rother Wein von guten Jahrgängen billig einem sich nicht über das mittelmäßige erhebenden Burgunder mit allem Rechte vorgezogen werden darf; allein ein drittehalbjähriger guter rother Rheinthaler Wein ist, wie gesagt, eine Seltenheit.

Sobald die Trauben im Herbste eingesammelt sind, werden sie zerstoßen und hernach sobald möglich gedruckt. Die rothen läßt man 8 bis 14 Tage, ehe sie auf die Trotte kommen, in den Standen stehen.

Den Wein von rothen Trauben süß abgedruckt, nennt man Krätzer; er ist ungemein stark, wird aber schon im ersten Sommer lind. Sehr viele, die ihn in großem Uebermaaße trinken, büßen dadurch ihre Gesundheit und ihr Leben ein.

Der Treſter wird größtentheils gebrannt (destillirt) und das Produkt davon heißt Glürer. Man schüttet auch zuweilen noch Wasser auf ihn, drückt ihn neuerdings in der Trotte aus, und vermischt den auf diese Weise erhaltenen Saft mit Apfel- oder Birnensaft. — Der Ueberbleibsel vom Weintreſter kommt in jedem Falle unter den Dünger.

Die Rheinthaler Weine werden gewöhnlich im Frühjahr von der Hefe abgelassen. Die Vermischung derselben mit andern Weinarten entspricht selten der Erwartung.

Der Generalpreis des Weins wird jedes Jahr von dem Magistrat der Gemeinden vestgesetzt, den man alsdenn, wenn er in dieser Funktion ist, Weinrath nennt: dieser Preis heißt der Lauf. Allein es ist nur eine unmaßgebliche Richtschnur, indem jeder seinen Wein, je nach seiner Güte, demungeachtet 1. 2. 3. 4. bis 6. Pfenninge mehr oder weniger für die Maaß, oder, wie mans heißt: unter oder über dem Lauf verkauft. Der Mittelpreis ist für die Maaß weißen 7, und für die Maaß rothen Wein 11 kr*).

---

*) S. Weinbüchlein, worinnen nicht nur eine richtige Ausrechnung des Weins, sondern auch ein historischer Bericht des Weinlaufs von 270 Jahren her zu finden. Auf die Maaß und Rechnung des Lands

Das Erdreich an den Rheinthaler Rebbergen ist fast allenthalben ziemlich locker, hin und wieder etwas lehmigt, und die oben genannten Traubenarten kommen am besten darin fort.

Hr. Pfarrer Kitt bemerkt darüber folgendes sehr richtig *): „Im Rheinthal spizt man die Stickel „nicht einmal; sie fahren hinein, wie in einen Garten„grund; die Kärste sind ganz unbekannt, man bedient „sich zum hacken nicht einmal der Gewalt der aufge„hobnen Hacke; ob es aber dem lockern Boden nicht „dienlicher wäre, den Boden tiefer aufzuheben, ist un„streitig begründet. Unser Erdreich ist nur zu fett, „seine Näße und die Mastigkeit der Waldung die über„mäßig in Schoße treibt, verursachet allein oft den „Brenner im Blust und Beeren, verursachet die ge„ringe Dauer und Haltbarkeit unserer besten und kost„barsten Weine, darum muß in einem Theil der Wein-

---

Appenzell, St. Gallen und Rheinthal gestellet. Gedruckt zu Lindau, bey Ludwig Stoffel, 1753. 8vo. 40 S.

* * *

Ao. 1780, 1781 und 1783 verdarb der Rheinthaler Wein in einem solchen Grade, daß man die Maaß für 7. bis 8. Pfenninge verkaufte. Ein Burger von Altravenspurg kaufte denselben in ungeheurer Menge zu Eßig für eine Handlung zu Ravenspurg auf.

*) S. Monatl. Nachrichten Schweizer. Neuheiten. 1782. S. 103. 104. und 155. Schade daß Herr Kitt's Beyspiel keine Nachahmer fand!

Mergel

„bergen gemergelt werden, welches dem gewöhnlich „sich einstellenden Brand wohl wehret, und dergleichen, „dessen Quart nur Kalk ist, ist auch in der Nähe zu „haben. Den ersten Nutzen vom Mergeln meiner Re„ben sah ich schon im ersten Sommer augenscheinlich „und überzeugend; die gemergelten alle, 40—45, waren „grün wie Schnittlauch, trieben die fettesten Schoße, „und weit größeres Laub, als alle andern. Er that „also gut. Nicht eine davon hat das Schicksal der „Menge umher, die wegen der strengen Kälte im Hor„nung ganz gelb in Schoßen und auch in Trauben „geblieben sind. Ja solche, die gelitten hatten und „gelb worden wären, haben durch dies Mittel ge„sieget.“

Die Reben werden nicht an allen Orten in Linien Reihenweise, sondern oft sehr enge und dicht in und unter einander gesetzt; hin und wieder kann man daher einen Kohlkopf, oder ein junges Bäumchen, bis zum Versetzen und Impfen, in denselben pflanzen. Gewöhnlich im Merz werden die fruchttragenden Reben beschnitten, wobey man ein großes Schoß zum Bogen und eine kleinere Zinke stehen läßt; das übrige aber alles wegschneidet. Unmittelbar nach dem Schneiden werden die Stickel mit dem am einen Fuße befestigten Stoßeisen neben den Reben vest in die Erde hinunter gestoßen, diese an jene mit Weidenbändern angebunden, und hernach das Gras über der Wurzel derselben mit der Haue herausgerissen. Wenn die Rebschoße 5 bis 10 Zoll lang gewachsen sind, so wird alles ausgebrochen, was keine Trauben hat, ausgenommen 2 bis 3 Schoße, die für das künftige

Jahr zu einem Bogen und zu Zinken bestimmt sind. Nach dem Erbrechen werden die Schoße mit Stroh und Weiden aufgebunden, und das Erdreich, so oft es nöthig ist, vom Grase befreyt. In 2 oder 3 Jahren werden die Weinberge stark gedünget. Ist eine Weinranke abgegangen oder sehr alt, so wird die nächste daran im Frühling oder Herbste gegrubet, wobey man mit einer schmalen Haue (Leghaue) ein Gräbchen macht, und die Rebe, wenn ein Theil ihrer Wurzeln gelöst ist, gewöhnlich ganz hineinlegt, doch so, daß ein oder zwey neue Schoße aus dem Boden hervorstehen.

Winterkälte, Frühlingsfrost, wie auch der Regen zur Blüthezeit schadet den Burgauern am wenigsten, hingegen die Rechtweißen erleiden schon grössern Nachtheil davon. — Ueberhaupt ist zu bemerken, daß alle Arten von Reben, wenn sie nach dem Herbste auf den Boden niedergelegt, und dann während der Winterszeit mit Schnee stark zugedeckt wurden, weit mehr Kälte ertragen können, als die aufrechtstehenden. Hat es hingegen wenig Schnee, und fällt oft Regenwetter und Kälte ein, so sezt sie diesen weniger zu, als jenen; daher hat man hier die allgemeine Gewohnheit, daß man, um wenigstens doch einen Theil zu retten, die eine Hälfte der Reben legt, und die andre Hälfte aufrecht stehen läßt.

Die Krankheiten der Weinreben heißen hier der Rotr, die B'senge, und die Rud; wobey aber die Burgauer denselben mehr als die Weissen ausgesezt sind. Bey der Rott (im Zürichgebiet der Brater) bekommen die Trauben gemeinig-

lich in der Mitte des Sommers schwarze Flecken an einzelnen Traubenbeeren; diese Flecken vergrößern sich nach und nach, bis endlich die ganzen Beeren roth und runzlicht werden und verdorren; hat die Krankheit einen hohen Grad erreicht, so bekommt auch das Holz solche schwärzliche Flecken, daher sie auch die schwarze Rott genennt wird. Die B'senge (der Brenner oder die Röthe) zeigt sich gewöhnlich zuerst an den untern bereits ausgewachsenen Blättern der Rebe, entweder in der Mitte oder am Ende derselben in Gestalt von kleinen gelblichen oder röthlichen Punkten, welche sich nach und nach vergrößern, bis das ganze Blatt oder der gröste Theil desselben gelbroth und dürre wird und abfällt. Bey der Rud (wahrscheinlich der Kropf oder Rebschwamm) erhält das Holz an der Ranke vom Boden herauf hin und wieder krause Auswüchse und Riße, durch die nachher der Saft ausfließt, weil das verdorbene Mark ihn nicht weiter zu leiten vermag. Wenn die Reben durch Winterkälte und Frühlingsfrost Noth gelitten haben und schwach geworden sind, oder auch, wenn im Sommer während der Regenzeit die Sonnenstrahlen zwischenein stechend heiß scheinen, und das Laub und die Reben brennen, so glaubt man, daß alsdann obige Krankheiten an den Reben erscheinen.

Hr. Pfr. Kitt bemerkt noch folgendes:*) „Unter „die gröstten Feinde der Weinreben, die in der Trau-

*) S. Monatl. Nachrichten Schweizer. Neuheiten. 1782. S. 153. 154.

„benblüthe großen Schaden thun, rechne ich insonder„heit eine Gattung Blattwickler, dunkelgrüner Räup„chen, mit glänzend schwarzem Kopfe. Auch diesen „könnte Verstand und Fleiß der Menschen, wenn sie „wollten, wehren. Bisher ist es nicht geschehen. Aber „ich lasse es in meinen Weinbergen thun, und lese sie „fleißig selber ab. Sie verderben nicht bloß Beeren, „die sie fressen, sie zernagen den Kamm selber, und „dann kann es um eine halbe Traube geschehen seyn, „und verderben alles, was sie in ihr Gespinnst ein„wickeln. Manchmal finden sich 4 und 5 an einer „Traube. Zweifle da niemand daran, daß es sehr vor„theilhaft sey, sie wegzunehmen und zu zerstöhren. „Sollte man auch mit jedem 6—7 Beeren wegrupfen, „sie zerstören wol mehr! Die übrigen bleiben gesund, „und wachsen desto größer. Diese Würmchen sind „eine Folge der kleinen Sommervögelchen, die grad „vor der Traubenblüthe so häufig in Weinbergen „herumschwärmen, und die man Motten oder Tineas, „Tortrices heißt. Diese legen die Eyer dahin, aus „welchen Würmer werden; könnte man diese vertilgen „oder abhalten, so würden die Würmer alle ausbleiben.“

Wenn man Weinberge kauft oder verkauft, so geschieht es nach einem sehr unbestimmten Maaßstabe, nämlich nach Burden Stikel, d. h. nach einer gewissen Anzahl Stickel, von denen jede Weinranke einen zur Unterstützung gebraucht. — Man rechnet, daß alle Jahr ein Drittheil von den Stickeln durch neue ersetzt werden müße; es kauft nun einer z. B. einen Weinberg, worauf 6000 Weinranken oder Traubenpflanzen stehen, so sagt man alsdann im uneigentlichen

Sinne:

Sinne: er kaufe 20 Burden Stickel. Zwanzig Burden Stickel im eigentlichen Sinne braucht er im Durchschnitte alle Jahre zu 6000 Weinranken; indem man immer auf den Dritten einen Abgehenden rechnet und zu 20 Burden 2000 Stücke zählt; in 3 Jahren hat man also 60 Burden oder 6000 Stück Stickel nöthig, um jeder Rebe einen neuen Stickel zu geben, und also hat einer, wenn er, wie mans heißt, 20 Burden Stickel gekauft hat, einen Weinberg an sich gebracht, auf welchem 6000 Weinranken stehen — Dieser Maaßstab ist zwar gar nicht genau berechnet, denn es können auf einem kleinen Bezirke in einem Jahre durch starke Winde und feuchtes Wetter, oder auch nachdem die Stickel beschaffen sind, viel mehr abbrechen oder verfaulen, als in einem andern; aber es ist auch kein gesetzter Preis auf einer Burde Stickel. Lage, gute Unterhaltung, Fruchtbarkeit und Fette des Erdreichs, u. a. m. bestimmen auch hier für eine gleiche Anzahl Burden Stickel einen ganz verschiedenen Preis. — Eine Burde Stickel von vorzüglich gutem Gewächs würde am Buchberg auf 150 Gulden zu stehen kommen.

Diejenigen Eigenthümer, welche ihren Weinberg nicht selbst bearbeiten, ziehen von dem Capital dieses Grundstücks einen sehr geringen Nutzen, weil sie mit dem, welcher die ganze Arbeit besorgte, den jährlichen Weinertrag theilen müssen.

Von den eigenthümlichen und Gemein-Waldungen.

Im obern Rheinthale hat es noch ansehnliche Tann- und Buchwaldungen; in Rheineck und Thal hingegen finden sich nur noch einige wenige Privatwälder, worin meistens Tannenbäume wachsen; Eichen und Buchen sind daselbst selten und Nußbäume giebt es fast gar keine mehr.

Ueberhaupt wird auch in dieser Gegend mit den Waldungen sehr schlecht gewirthschaftet; in Altstätten ist ein beynahe eine halbe Stunde langer Weg mit vielen hundert aneinander gereihten runden Holzstücken von jungen Tannstämmen besezt; hin und wieder ist das unbedingte Waidrecht für Rindvieh und Ziegen in den Waldungen, und unaufhörlich rottet man diese je länger je mehr aus, und unternimmt hingegen für die Anpflanzung junger Wälder gar nichts.

Da, wo man Gemeindswaldungen hat — und dies ist in den meisten rheinthaler Gemeinden der Fall — wird jeder Haushaltung alle Jahre abwechslungsweise bald aus dieser bald aus einer andern Gemeinde — ein Gemeindstheil von 2 bis 3 Fudern zugetheilt, wovon der gröste Theil im Herbste gefällt, und im Winter auf Schlitten zu den Wohnungen geführt wird. Die Stöcke läßt man grösstentheils mit den Wurzeln im Boden stecken und darin verfaulen. — Das Buchenlaub wird theils zu Füllung der Bettsäcken entweder selbst benutzt oder zu dem Ende ins Appenzeller-

land verkauft, theils zur Streue in den Viehställen angewendet. *)

Zu diesem wird alle Jahre eine Menge Brenn- und Bauholz aus den jenseitigen Rheingegenden, z. E. von Dorrenbirren u. s. w. und auf dem Rheine aus dem Sarganser- und Bündtnerlande ins Rheinthal gebracht und daselbst verkauft. Von viereckigtem behauenem Bauholz kostet das geringere der Fuß 2 bis 3, das stärkere 6 bis 8 Kreutzer; und der Fuß von 2 Zoll dicken Brettern 8 bis 9, und von 3 Zoll dicken, 14 bis 15 Batzen. Eine Burde von 50 Rebstickeln wird um 12 bis 14 Batzen ebenfalls meistens aus Bündten und aus dem Bregenzerwalde angekauft.

Vom Torf.

Da der Holzmangel immer allgemeiner wird, sucht man sich deswegen auch im Rheinthale durch Grabung des Torfs, den man hier in der mehrfachen Zahl die Schollen nennt, zu behelfen, doch wird der meiste in den Gemeinden Altstätten, Marbach, Ober-

*) In einzelnen Baurenhöfen, die nahe an Waldungen liegen, tragt man auch im Herbst und Winter die Ameisenhäufen, die aus Tannnadeln u. dgl. bestehen, in die Ställe und streut dieselben, anstatt des Strohs, dem Vieh, um damit den Dünger zu vermischen.

ried, Diepolzau und Widnau verbraucht. -- Man machte zwar mit der Benutzung dieses Brennmaterials schon in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts den Anfang, aber gegenwärtig wird der Torf sowohl zum Einheizen als Kochen immer allgemeiner gebraucht.

Die wagerechte Fläche der Rieder, längs dem Rheine nach, besteht aus nichts anderm als gutem Torfland, und sie sind also auch in dieser Rücksicht von unbeschreiblich grossem Werthe, den man erst in künftigen Zeiten mehr schätzen lernen wird. Daß gegenwärtig, seit dem das Eisen- und Bauriedt in Ackerfeld verwandelt wurde, Getraide und Feldfrüchte aller Art auf diesem Torffelde gedeihen, habe ich schon oben gezeigt, nur muß man dann an diesen Orten nicht versäumen das versessene Wasser in kreuzweise grosse Gräben abzuleiten.

Der Torf wird hier meistens 10 bis 12 Zoll hoch von einer leichten, lockern Torferde bedekt, die hin und wieder mit einem mergelartigen Schleime, von den Rheinüberschwemmungen her, vermischt ist, worauf man 3, 4 bis 6 Fuß tief Torf gräbt, und dann auf dem Ackerfelde denselben mit der oben weggegrabenen Erde wieder zudekt. Da, wo Ackerfeld ist, gräbt man gar nicht tief hinunter, an vielen Orten aber verhindert dasselbe das Wasser, so daß man nicht ganz bis auf den Lehm, der auch hier das Fundament des Torfs ausmacht, hinabgraben kann.

Die Torfspatte (Grabschaufel) ist 1 1/2 Fuß lang und einen halben Fuß breit, womit man viereckigte halb Fuß hohe und dicke, und 1 1/2 Fuß lange Stücke herausgräbt.

Es giebt hier vorzüglich zweyerley Torfarten, eine röthliche, schwammigte, leichte, schlechte, und eine dichte, schwerere, schwarze und ungleich bessere Art. Er scheint mehr aus Blättern und Grasarten als aus Moosen und Wurzeln zusammengesezt, und eine Menge Rohre und Riedgras finden sich in demselben. Hin und wieder trift man auch Baumstämme und Wurzeln mitten im Torfe an.

Da man vorzüglich auf den angebauten Niederen nie ganz auf das Fundament des Torfs, sondern nur ein paar Grabschaufeln tief abwärts gräbt, und darauf den Torf wieder zudeckt, so ist die allgemeine Behauptung sehr wahrscheinlich, daß das Erdreich in 20 bis 30 Jahren wieder allmählig zur vorigen Höhe anwachse, und man -- nach vielfältiger Erfahrung wieder von neuem Torf daselbst graben könne.

Aus dem Rheinthale wird kein Torf in auswärtige Gegenden ausgeführt, hingegen verkaufen die Rheinthaler unter sich, einen Wagen voll, den 2 Pferde ziehen -- ein Fuder, für 2 bis 3 Gulden.

Die Torfasche wird zu Dünger benutzt.

Von der Bienenzucht.

Diese ist im Rheinthale völlig unbedeutend, obwohl die Lage dieses Thälchens, vorzüglich im Frühling, dieselbe sehr begünstigen würde. — Nur wenige Bauren haben 3 bis 4 Bienenstöcke bey ihren Häusern, daher man nicht einmal den wenigen Honig, den man gebraucht, eigen hat, sondern ihn von den benachbarten Appenzellern kauft.

I. Beylage.

Tabelle über den Milzbrand im August und September 1802.

Distrikt Oberrheinthal.		Krank waren				Geheilt sind				Gefallen sind			
		Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine	Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine	Pferde	Vieh	Gaißen	Schweine
Gemeinden.	Altstetten	84	31	1	—	48	25	—	—	36	6	1	—
	Marbach	6	8	—	—	3	8	—	—	3	—	—	—
	Rebstein	6	1	—	—	5	—	—	—	1	1	—	—
	Krießern	21	2	—	—	2	2	—	—	19	—	—	—
	Oberriedt	108	29	4	1	20	1	—	—	88	28	4	1
	Eichbeg	8	2	—	—	2	—	—	—	6	2	—	—
		233	73	5	1	80	36	—	—	153	37	5	1

Bemerkungen. Das ist das gedrängte Resultat der von denen Gemeinden in obbemerkten Monaten eingegebenen Berichte. Die Krankheit war im Anfang am bösartigsten. Man gebrauchte der Viehärzte viele, und der Heilmittel noch mehrere, mit verschiedenem Glück. Es wurden zu Ende Septbs. u. Anfang Oktobers noch mehrere Pferde, Rindvieh, Gaißen und Schweine krank, die aber nicht eingegeben wurden; sie sind glüklich hergestellt.

Altstätten den 8 Oktober. 1802.

Dr. Joh. Neff.

II. Beylage.

Nro. 1.

Verordnungen über die Vertheilung des Gemeind-Bodens zwischen der Stadt Rheineck und dem Hoff-Thal.

Die schlechte Anbauung und ungleiche Benutzung des Bauriedts und andern damit verbundenen Gemeind-Bodens, samt der Menge darbey eingeschlichener Mißbräuchen erregten schon seit vielen Jahren her, bey allen denen, so den allgemeinen Nutzen dem Eigennutz vorziehen, ein Verlangen die Anbauung dieses weitläufigen Bodens zu verbessern, und die Benutzung desselben in eine billige Gleichheit zu stellen. Dieses Verlangen fande der Hochgeachte, Hochedelgebohrne und Gestrenge Herr Johann Heinrich Grob, des kleinen Raths und Constaffel-Herr Hochlöbl. Standes Zürich, gegenwärtig regierender Landvogt des Rheinthals, seiner angebohrnen edlen Denckungsart gemäß, und machte es zu einem vorzüglichen Vorwurf seiner landesväterlicheu Sorgfalt. Dem zufolge machte er denen beyden Ehrsamen Gemeinden von Rheineck und Thal zu wiederholten malen trifftige, wohlmeynende und gemeinnützige Vorstellungen, und brachte dadurch unter Gottes Leitung so viel zu wegen, daß auf den 15. Novembris 1769 von beyden versammelten Gemeinden eine billige Vertheilung obermeldten Gemeindbodens vorzunehmen, einhellig erkennt und darzu Deputirte von beyden Gemeinden ernamset wur-

den, welche unter dem Vorsitz wohlermeldten Herrn Landvogts dieſere Vertheilung vollführen und vor die Zukunft die nöthigen Verordnungen zu allgemeinem Verhalt machen ſollen. Zu dem Ende haben ſammtlich wohlermeldte Herren, Herr Landvogt und Deputirte, folgende Artickel vor gut angeſehen und abgefaſſet, ſelbige den 23. Februar 1770. als dem Verloſungstag in der Kirche zu Thal ableſen laſſen; da dann die daſelbſt verſammelten ehrſamen Gemeinden dieſe Artickel einmüthig zu halten angenommen haben.

1. Es ſolle die Vertheilung des Gemeindbodens auf die Haushaltungen gehen, ſie ſeyen verheurathet, im Ledigen- Wittwer- oder Wittwen- Stand, und damit ſolches recht unpartheyiſch zugehe, ſo ſollen die Loos-Zettel durch unſchuldige Kinder gezogen, und mit lauter Stimm eröfnet, auch behöriger Maſſen einprotocollirt werden.

2. Diejenigen Perſonen aber, ſo auſſert Lands oder denen beyden Gemeinden Rheineck und Thal haushäblich, ſollen zu denen Gemeindstheilen kein Recht haben, bis und ſo lang ſie ſich in ihrem Hof oder Gemeind wiederum ſeßhaft machen; wie nicht weniger, ſo einer eine fremde Weibsperſon heurathete, welche nach dem Stadt- und Hofrecht das Burgerrecht nicht vorweiſen könnte, bleibt von der Nutznieſſung der Gemeindgüter ausgeſchloſſen, bis und ſo lang die fremde Weibsperſon die Präſtanda von ihren eigenen Mitteln vorweiſen kann. Diejenigen Perſonen aber, welche verpfründt oder verleibdinget, bleiben gänzlich ausgeſchloſſen.

3. Was durch die Verlooſung von dem Gemeindsboden der Burgerſchaft zu Rheineck, oder den Evange-

lischen zu Thal, wie nicht weniger denen Catholischen daselbsten zufällt, soll jedem Theil verbleiben, in der heitern Meynung, daß wann ein Theil zu Rheineck vacant, ein solcher wiederum an einen Rheinecker fallen; ein gleiches solle observirt werden mit denjenigen Gemeindstheilen, so den Evangelischen und Catholischen zu Thal zufliessen.

Es solle auch ferner jedem Theil bewilliget seyn, seinen bezogenen Gemeindstheil auf folgende Weise zu verleihen, nemlich: Wann ein Rheinecker an einen Thaler ein solchen verleihen thäte, so mag ein Rheinecker um den gleichen Lehnschilling den Zug haben, und vice versa mögen ein gleiches die Thaler gegen die Rheinecker observiren.

4. Es ware auch angesehen und verordnet, daß die Gemeindstheile um besserer Bequemlichkeit und Annäheyung derselben mögen gegen einander ohne Ausnahm bis auf den 30ten Merz dieses laufenden Jahrs, ausgetauschet werden, von dieser bestimmten Zeit aber solle es gänzlich aufhören.

5. Es ware einem jeden frey gelassen, seinen beziehenden Gemeindstheil zu Waidgang, Mattland, Streue, Riedt, oder Ackerfeld liegen und anbauen zu lassen; Summa alles dasienige zu pflanzen, was jeder glaubt für Menschen und Vieh das nutzlichste und beste zu seyn, jedoch soll von solchem Nutzen nichts ausserts Lands verkauft werden mögen.

6. Die Nutznieſſung des Gemeindbodens so auf jede Haushaltung fällt, gehöret erstlich dem Hausvater, sodann der Wittwen, so lang sie in der Gemeind unverheyrathet bleibt, nach solcher Personen Absterben

fallt der Theil auf die Söhne, so aber keine Söhne vorhanden, sondern nur Töchter, und solche eine eigene Haushaltung führen, den Töchtern; wann aber nur eine Tochter vorhanden, und selbige einen Burger oder Hofmann heurathete, der noch keinen Gemeindstheil hätte, solche Nutznieſſung ihme verbleiben, auſſert diesen Fällen sollen die Theil vacant seyn, und an solche Haushaltungen, welche noch nichts von dem Gemeindsboden besitzen — ohne einige Kösten ganz unpartheyisch zugeordnet werden.

7. Es solle bey zu erwarten habender, ernstlicher obrigkeitlicher Ahndung niemand sich unterstehen, einige fruchtbare Bäume umzuhauen, sondern solche sollen stehen bleiben, jedoch in der heitern Meynung, daß wann durch das Loos die Theil, allwo Bäum und Felben stehen, andern Personen, als dem Eigenthümer derselben zufallen würden, in solchem Fall man schuldig und pflichtig seyn solle, sich dessenthalben in Güte abzufinden, widrigenfalls solche Bäum und Felben durch unpartheyische Männer bey den Eidspflichten geschätzet, und nach der Schatzung dem Eigenthümer bezahlt werden, und so der eint oder andere diese Zahlung nicht leisten könnte, so soll jeder Gewalt haben, seine Bäume und Felben weiters als sein Eigenthum zu nutzen, bis die Bezahlung abgeführt wird.

8. In Erbfällen sollen die Geschwisterte oder eines abgestorbenen Bruders und Schwesterkinder, der Bäumen halber, so man erkauft oder gepflanzt, billichermassen betrachtet werden, auſſert diesen Fällen aber ein solches gänzlich aufhören solle.

9. Sollen die Gemeindstheil zu keinen Zeiten, unter keinerley Prätext weder verkauft noch verpfändt, auch in keine Fallimentsmassa mögen genommen werden, sondern solcher Grund und Boden soll zu ewigen Weltzeiten Gemeindsgut seyn, bleiben und heissen.

10. Diejenige Bezirk Gemeindbodens, welche unvertheilt und offen gelassen werden, dienen zum Nutzen beyder Gemeinden Rheineck und Thal, in der heitern Meynung, daß die Leimgruben den Partikularen und nicht den Hafnern, welche auf Mehrschatz handeln, zudienen; auf dem übrigen unvertheilten Gemeindsboden sollen Eichen und Felben, zu denenjenigen die allbereits darauf stehen, mehr gepflanzet werden. Der Steinbruch unter dem Thürli sowohl, als in der Seelaffen soll zu allgemeinem Nutzen dienen.

11. Wann bey dem Rheinerhaag oder an andern Orten, die Theilhabere der Gemeindstheilen, selbige in der Länge gegen der Landstraß richten wollten, wäre ihnen solches überlassen.

12. Es mag ein jeder auf seinem zufallenden Antheil von dem nächsten Anstosser 15 Schuh weit hinweg, zahme Bäume pflanzen.

13. Wann eint oder anderer auf seinem nutzenden Antheil Gemeindbodens ohne Schaden der nächsten Anstossern Leim oder Sand graben wurde, ein solcher solle pflichtig seyn, bey zu erwarten habender Straf, die Gruben mit Erden oder Lett ohne Anstand wiederum auszufüllen.

14. Man solle pflichtig, schuldig und verbunden seyn, die Eichen und Felben an unschädlichen Orten und unvertheilten Gemeindsboden nicht nur allein stehen

zu lassen, sondern mehrere dahin zu pflanzen; die übrigen Eichen, so etwann auf dem vertheilten Gemeindsboden gefällt werden, selbige soll man beschlagen lassen, und zu allgemeinem Nutzen aufbehalten, diejenigen aber, so nicht mehr tauglich, nebst dem Abholz sollen auf den höchsten Pfennig gebracht werden.

15. Die erforderliche Güterweg sollen folgender Gestalten eingerichtet werden, daß wo zwey Theil zusammen stossen, jeder die Hälfte des Wegs zu geben schuldig seyn, jedoch solle denjenigen, so etwann durch ihre Theilgräben oder Bäch gehen, darmit verschonet werden. —

16. Zu Abschneidung vieler Beschwerden hat man höchst nöthig zu seyn erachtet, den verhaßten Namen des Untergangs in der Meynung aufzuheben, daß die ausstehenden Schulden eingezogen, dasjenige Geld, so aus dem verkauften Holz gelöset wurde, und annoch gelößt werden möchte, solle darzu geschlagen, und dann zumalen daraus die Untergangsschulden und ergehende Unkosten bezahlt werden, damit fürohin niemand mehr gekränket werde, in der fernern Meynung, daß auf den vertheilten Gemeindsboden unter keinerley Prätext keine Anlag gemacht werden solle.

17. Die Haupt und Flußgräben sollen 20 Schuh breit und 6 Schuh tief gemacht und aufgedammt werden, die erforderliche übrige Gräben aber nach erheischenden Umständen eingerichtet, und aller Orten, wo es erforderlich, Schleußen gemacht werden.

18. Unten an dem See, hundert Schuh von selbigem hinweg, solle ein Damm errichtet, drey Reihen Pfähl geschlagen, selbige geflochten, mit Lett vest ausgefüllt,

und erhöht, und so man dem See nach ein Gränbel von Palliſaden oder Pfähl nicht allzunah bey einander machen thäte, ſo wurde dadurch das Gewell des Waſſers zerſchlagen, und matt gemacht, wo dann das Land vor mehrerem Schaden vergaumt bliebe.

19. Es ſolle bey der Biſi von der Gerichtsmarch bey dem Brückle gegen den Ziegelhütten grad hinunter bis an den Rheinerhaag zu dem Ziel einer Felben, welche mit einem † bezeichnet zu Beſchirmung des Lands 24 Schritt vom Rhein hinweg ein Damm errichtet werden.

20. Die Hauptlandſtraß ſolle nach den abgeſteckten Zielen 24 Schuh breit ſeyn, und erforderliche Gräben auf beyden Seiten zu Beſchirmung der Straß errichtet und in dauerhaften Stand geſtellt, auch jederzeit unklagbar unterhalten werden.

21. Die Straß beym Rötheli, wie nicht weniger diejenige bey des Reiſershaus, welche an den Rhein gehet ſoll jede nach den abgeſteckten Zielen 12 Schuh breit, in dauerhaften Stand geſtellet werden.

22. Der Fußweg unter dem Pfaffenbrückle ſo dem Bauriedt zugeht, ſoll in einen guten Stand geſtellet werden.

23. Den Einwohnern an dem alten Rhein ſoll die Straß und Fußweg bis an die Rheinermarch in erforderlichen Stand geſtellt werden, und ſo der See groß, ſo mögen die Einwohnere des alten Rheins, dem Rhein nach hinauf, den Weg gegen den Ziegelhütten in die Landſtraß gebrauchen.

24. Die Einwohnere in dem Bauriedt und hinter dem Rhein ſollen die Obliegenheit haben, die Weg und

Straßen, so weit sie mit ihren Gemeindstheilen anstossen, ohne Beschwerd des gemeinen Wesens zu allen Zeiten in Ehren zu unterhalten, eine gleiche Beschaffenheit hat es mit den Steinbrechern der Straßen und Wege halber bis an die Landstraß.

25. Herr Lieut. Dieterich ware pflichtig den Fußweg sammt Güterweg bis zum Reiser ohne Beschwerd des gemeinen Wesens zu unterhalten, zugleich auch die Straß, so beyde Ziegler zu ihren Gewerben brauchen; auch sollen diejenige Persohnen, welche die zwey Gemeindstheil ob dem Reisersteg durch das Loos bekommen, verbunden seyn, in ihren eigenen Kösten den Steinlebach, so weit der Anstoß mit dem Gemeindstheil gehet, zu öffnen, auch sie sowohl, als der Jakob Hardtmann auf seiner Seiten die Eröffnung des Bachs, die Durchfahrt und Dämm in unklagbarem Stand zu erhalten.

26. Christoph Gassers sel. Wittib verpflichtet sich so weit ihr Gemeindstheil gehet, die Land-Beystrassen und Güterweg sowohl, als aber die Kleinigkeiten des Wuhrs ohne Beschwerd des gemeinen Wesens in ihren eigenen Kösten von Zeiten zu Zeiten auszubessern, und in unklagbaren Stand zu stellen und zu unterhalten; auch die Felben zum Nutzen des gemeinen Wesens stehen zu lassen; wenn aber an dem Wuhr Hauptsachen mangelten, so soll solches ohne Anstand denen Herren Beamteten angezeiget werden.

27. Lorenz Egger, Besitzer der Hauses zum Rötheli und Johan. Gasser der Ballenbinder, haben sich feyerlichst dahin verbunden, die Landstraß und Fußweg, so weit sie mit ihren Gemeindstheilen und des

Eggers Behausung anstossen, von dato an, in guten und dauerhaften Stand zu stellen, auch zu allen Zeiten in ihren Kösten ohne Beschwerden des gemeinen Wesens zu unterhalten.

28. Alle und jede Personen ohne einige Ausnahm, so Gemeindstheil beziehen, sollen pflichtig und schuldig seyn, das erforderliche Gemeindwerk zu versehen.

Diesere hier vorgeschriebenen Artikel solle man pflichtig und schuldig seyn, in allen Theilen, ohne Verzug in gänzliche Erfüllung zu setzen.

Nro. 2.

Vertheilung des Eisenriedts, so durch Vermittlung des Herrn Landvogt Wurstenberger von Bern projektiert, von denen participirenden Städt und Höfen aggradirt und von den G. Herren und Obern durch Ortstimmen ratificiert worden ist.

1771. Nachdem sämmtliche an dem Eisenriedt Antheilhabende Städte und Höfe sich vernehmen lassen, daß ein jegliches seinen Antheil davon gesöndert haben möchte, und hierzu von L. O. die Einwilligung erhalten haben, so wurde hierauf das ganze Eisenriedt von einem erfahrnen Feldmesser gemessen im Beyseyn samtlicher Hrn. Beamteten, und befunden: daß selbiges 2089 Juchart und 309 Ruten in sich fasse, und demnach nach den Höfen und deren besitzender Mannschaft, wie auch rücksichtlich auf das ungleiche Erdreich, in so gleich mögliche Proportionen abgetheilt und jeder Stadt und Hof folgende Quantität Juchart zuerkennt:

Daß Altstetten und Eichberg in toto	594.	
Oberried und Meder	390	288.
Marbach und Rebstein	345.	
Balgach	249	302.
Bernang	309.	
Wiednau und Haßlach	201	160.
Also zusammen: Juchart	2089	309 Ruten

beygemessen werden soll.

Anbey

Anbey wurde folgende Verordnung gemacht.

1771. 1. Daß die auf dem Eisenriedt vorfallenden Frefel und Fehler, von jedem Hof, es seye durch das Bußengericht oder sonsten, nach jedes Hofs Rechtsame und Gebräuchen gerechtfertiget werden, ob dessen Antheil allein in sein oder onderer Höfen Gerichtsmarken liege, jedoch der Landeshoheit, wie auch dem Fürst von St. Gallen ohne Nachtheil.

2. Solle diese Theilung des Eisenriedts, ohngeachtet solches ungefähr 2/3 in den Marken des Hofs Oberriedt liget, dießfalls zu keinen Zeiten, zu einiger Contribution an die Wuhren- und Rheinarbeiten des Hofs Oberriedt, im geringsten nicht verbindlich machen, sondern dießfalls habenden Rechten und hochoberkeitlichen Abscheiden sein Bewenden haben.

3. Die Unterscheidsgräben sollen auf gemeinsame Kösten der beydanstossenden Höfen 6 Schuh breit und 3 Schuh tief schreg gegraben werden und denenselben kein anderer Ausfluß in die Eich gegeben werden, als jeden Orts durch einen dareinlegenden Tüchel, welcher vermittelst eines Zapfens, je nach sich vorfindenden mehr oder weniger Wasser geöfnet, oder zugeschlossen werden soll. Sämmtlichen übrigen Gräben soll gar kein Ausfluß gestattet werden.

4. Die bis anhin geübten Straßen, Bruggen, Steg und Wegen, sollen von denen Gemeinden und Particularen, die daran anstossen, unterhalten werden.

Sodann wurden Specialiter den Höfen folgende Verpflichtungen aufgeladen.

1. Altstetten soll aus seinem Gemeindstheil, den Hof Eichberg ausweisen und befriedigen, sodann die 2 auf ihrem Antheil Eisenriedt befindliche Straßen von Altstetten auf Krieseren zu allen Zeiten in gutem Stand unterhalten.

2. Oberriedt soll aus seinem Gemeindstheil, die ursprünglich aus seinem Hof herkommend und nun jenseits Rheins in der Gemeind Meder seßhaft wordenen 3 Geschlechter Ender, Kilga und Bökle ausweisen, und die von Krieseren auf Marbach brauchende Straß mit dem Hof Marbach gemein machen.

3. Marbach soll aus seinem Gemeindstheil, den Hof Rebstein ausweisen und dem Besitzer der Mühle zu Rebstein, ein Juchart nächst daran gelegnes Land abstecken, auch die von Marbach auf Krieseren gehende Straß mit dem Hof Oberriedt gemeinsamlich unterhalten.

4. Balgach soll mit und neben denen Gemeinden Bernang und Wiednau die Eich oder sogenannte Güllen helfen eindammen, wie auch die Straßen, Steg und Weg, welche sie mit diesen Gemeinden brauchen, nach Proportion machen.

5. Bernang soll aus seinem Gemeindstheil die bisherige Belohnung des Bannwarten auf dem Eisenriedt alleinig abführen, auch mit und neben den Höfen Balgach und Wiednau, die Eich oder Güllen helfen eindammen, und Straß und Weg nach Proportion unterhalten.

6. Wiednau, das am Eisenriedt nur eint und andere Ansprach und Rechte hatte, soll mit dem ihm zugetheilten Theil völlig und also ausgewiesen seyn, daß es von allen Brief und Siegel abstehet, und darauf renoncirt. Auch soll dieser Hof verpflichtet seyn, mit Beyhilf derer von Balgach und Bernang die Eich oder Güllen einzudammen, und Straßen, Weg und Steg nach Proportion zu unterhalten.

Rheineck, den 20ten October 1771.

Von der k. k. Canzley zu Feldkirch erhielt man wegen denen 3 interessirten Geschlechter in der Gemeind Mäder, ein Attestatum, daß sie dieser Vertheilung beypflichten, das nemliche erfolgte auch von dem Gräflichen Hohen-Ems in Hinsicht des Hofs Wiednau und Haßlach.

Nro. 3.

Reglement für den Hof Berneck wegen Benuzung ihres Gemeindbodens und Eisenriedts.

1776. 1. Die alten Gemeindstheil, deren 846 sind, und die schon ausgetheilten 300 Eisenriedttheile, sollen in ihrer bestimmten Größe, Abtheilung und Lage bleiben, und denselben noch 11 Theile auf dem Zapfen beygefügt werden.

2. Soll jeglicher Gemeindsgenoß, der haushäblich im Hof wohnet, er seye gleich verheurathet oder ledig, so fern er Steuer und Bräuch bezahlt, 2 alte Gemeindstheile und ein Eisenriedttheil bewerben.

3. Auf die zu vertheilenden Gemeinds- oder Riedttheilen, sollen die den ersten Acceß haben, die auch das erste Recht darauf gehabt hätten, als da sind die eingesessenen ledigen Bürger, welchen dann die neu verheuratheten je der älteste, vor den jüngern nachfolgen sollen. —

4. Diejenigen die auf vacante Theil warten, sollen sich bey Antritt der Ehe aufzeichnen lassen und wenn 2 oder mehrere auf gleichen Tag Hochzeit machen würden, so sollen sie unpartheyisch loosen, welcher von ihnen aufzuzeichnen seye.

5. Wann jemand auf vorbeschriebene Art zum Besiz eines Gemeinds- oder Eisenriedttheils gelangt ist, so solle er solchen lebenslänglich nuzen, wann er aber

stürbe, so soll der Theil der Wittib zukommen, welche so lang sie unverändert bleibt, ihn bewerben mag.

6. Wann ein Hausvater, und nach ihm seine hinterlaßne Wittib stürbe, oder diesere sich in den zweiten Ehestand begäbe, die Kinder aber in gemeiner Haushaltung beysammen bleiben, so sollen ihnen die väterlichen Gemeinds - und Eisenriedttheil unter vögtlicher Verwaltung beyzubehalten seyn, es wäre denn, daß kein Sohn hinterlassen würde, in welchem Fall dann die Theile insgesammt der Gemeind heimfallen sollen; zertrennte sich aber die Haushaltung, so sollen die austrettenden Söhne weiters keine Ansprach daran zu machen haben, und wenn auch nur ein einziger Sohn übrig bliebe, zugeeignet seyn.

7. Wann einer eine fremde Weibsperson, die das Hofrecht nicht hat, heurathet, der soll keinen Zutritt zu denen Gemeindstheilen haben, doch sollen sich die Kinder aus solchen Ehen dessen nicht zu entgelten haben. Kann aber eine solche Weibsperson in der Folge das Hofrecht erlegen, oder daß er eine aus dem Hof wiederum ehliget, der erlanget wieder den Zutritt.

8. Wann einer seinen Gemeindstheil nicht selbst bewerben wollte, oder könnte, der hat die Freyheit solchen denen Hofleuten zu vergannten.

9. Wann Gmünd und Bründli nicht sollte eingelegt, sondern der Tratt oder den Buchhölzer und Hufern überlassen werden, so soll dahin nicht anderst als mit gefangenem Vieh die fürstliche Straß gefahren werden.

10. Die Schaafe sollen, wenn sie in dem Herbst auf die Tratt gelassen werden, unter dem Staab des Hirten geführt werden, damit sie nicht in die Waldungen kommen. Die Geißen sollen aber gar kein Recht an der Tratt haben.

Den 24ten April 1776.

Dritter Abschnitt,

welcher die

Alpen- und Landwirthschaft

der

ehemahligen Landvogteyen

Sax, Gambs, Werdenberg und Warthau

enthält.

Litteratur

die bey diesem Theile meiner Beschreibung benutzt werden konnte.

Der landwirthschaftliche Zustand dieser Gegenden ist noch von Niemand beschrieben worden, und selbst Ebel, der nur flüchtig durchreiste, konnte einzig einige allgemeine, schnell in die Augen springende Beobachtungen darüber anstellen und mittheilen, und doch unterscheiden sich die Bewohner dieser Gegenden, sowohl durch die verschiedene Behandlung des Landbaues, als aber durch ihre ganze Lebensart, vom Rheinthaler, Appenzeller und Glarner, auf eine sehr auffallende Weise. Es gehört daher in meinen Plan, auch von dieser Gegend in obigen Hinsichten eine gedrängte Lokalbeschreibung zu liefern, wobey ich vorzüglich der unverdrossenen freundschaftlichen Unterstützung des geschickten und sachkundigen Herrn Gerichtspräsidenten Alexander Müllers, von Fontnas, sehr vieles verdanke.

Von der Lage dieses Thälchens und seiner Alpen.

Dieses kaum 6 Stunden lange enge Alpenthälchen wird von dem — hier noch wilden Rheinstrome begränzt, und zu beyden Seiten — dies- und jenseits des Rheins, von den schweizerschen und den gegenüber stehenden

deutschen und bündtnerischen Gebirgen, die kaum 1 bis 2 Stunden weit von einander entfernt liegen, eingeschlossen. Beide Gebirgsketten erheben sich schnell und steil, diejenigen in den Vorarlbergischen Herrschaften und Bündten noch steiler als die schweizerschen, und alle sind zum Theil mit Waldungen, zum Theil mit Alpweiden, bis auf ihre Gipfel bekleidet. — Das Thälchen selbst ist ebenfalls, wie das eigentliche Rheinthal, durchgehends niedrig, an vielen Stellen sumpfig, beynahe völlig wagerecht, und eben deswegen den häufigen Ueberschwemmungen des Rheins sehr ausgesetzt. Nachdem man durch den Hirschensprung (so nennt man einen Einschnitt der Straße mitten durch eine große Felsenmasse) in das Dorf Reuti gekommen ist, so verläßt man das Gebieth des schweizerschen Rheinthals, und tritt in die Landvogtey Hohensax, die ehmals von einem Landvogt der Stadt Zürich beherrscht wurde, und welche die Dorfschaften Lienz, Sennwald, Sax und Salez in sich begreift. Die erstern liegen dicht an den steilen Felswänden des Oberkamors und der Appenzeller Gebirgsmasse. Vom Dorfe Salez, wohin vom Sennwald aus ein Fußpfad durch sumpfige und waldige Wiesen führt, oder vom Landvogtey Schloße Forsteck, das nahe dabey dicht an der Landstraße liegt, gelangt man über wagerechte Rieder und Aecker in die Herrschaft Werdenberg, und sieht schon von ferne das auf der Höhe liegende uralte Schloß, den ehemaligen Stammsitz des berühmten Rudolph von Werdenberg und das ärmliche und halb zerfallene Städtchen gleichen Namens. Diese ganze ehemalige Herrschaft enthält nur drey Kirchgemeinden: Grabs, Buchs, und Se-

velen. Glarus kaufte dieselbe Ao. 1517. von den Freyherrn von Heuen um 21500 Gulden, und beherrschte dieselbe bis Ao. 1798. durch einen Landvogt. Gambs liegt zur Rechten zwischen Sax und Werdenberg. Glarus und Schweiz übten vorhin die Landeshoheit aus, und der Landvogt in Gaster regierte zugleich das Amt Gambs. Unmittelbar am Fuße der Dörfer Grabs und Gambs erhebt sich der Grabser und Gambser Berg. Diese beiden südlich liegenden Bergabhänge bestehen aus dem treflichsten Wiesengrunde, auf dem sich eine Menge Obstbäume, und einzelne Wohnungen überall zerstreut befinden, und zwischen diesen beyden reizend schönen Bergen zieht sich eine Straße bergan durch den großen eine Stunde langen Gambser Tannenwald nach Wildhaus ins Toggenburg. — Von dem Städtchen Werdenberg kommt man auf der Landstraße bey einem Teiche vorbey, zwischen Gärten und Obstbäumen nach Buchs, und von hier im ebnen Thale weiter durch Sevelen in die Herrschaft Wartau. Die Gebirge rüken dem Rheine immer näher, und das Thal wird schmäler. Hinter Sevelen geht es zwischen lebendigen Matten aufwärts, und bald findet man sich in einer lieblichen mahlerischen Berggegend. Rechts auf einem hohen Rücken liegen die Ruinen des alten Schloßes Wartau, links ein beschränkter Thalgrund, mit schönen Obstbäumen besezt, und zwischen denen die einzelnen ländlichen Wohnungen von Fontnas und Malans hervorstechen. In diesem kleinen Gebiete liegen einzig die wey Kirchgemeinden Gretschins und Azmos; die acht alten Orte übten vorhin ihre Hoheitsrechte durch den Landvogt von Sargans aus, Glarus hingegen verwal-

tete die niedere Gerichtsbarkeit durch seinen Landvogt zu Werdenberg. Am Ende dieses traulichen Thalgrundes liegt noch dicht am Rheine das Dörfchen Trübbach, und rechts über demselben fällt senkrecht in den Fluß der Berg, die Hohwand genannt, an welcher sich der mit Mühe gesprengte Weg nach Sargans hinunter fortwindet.

Von den verschiedenen Alpen dieser Gegenden, und ihren Benennungen, und der Art, wie sie benutzt werden.

Alle Alpen dieser Gegenden sind entweder Privat-Stoßalpen, die einzelnen Familien gehören, und gemeinschaftlich benutzt werden, oder aber Gemeinalpen, woran ganze Gemeinden, ohne Ausnahme, Antheil haben. — Auf den meisten werden Butter und magere Käse, auch hin und wieder viele magere 16. 18. bis 24. Pfund schwere viereckigte Saurkäse verfertiget, und zwar vorzüglich in denjenigen Alpen, in denen keine kalten Milchkeller stehen, sondern worin die Milch sehr schnell sauer wird.

In der Gemeinde Lienz

liegen die Stoßalpen Oberkamor, Grashalden, Räberen und Büzel, die ich bey den Rheinthaler Alpen angezeigt, und zugleich die Art, wie sie benutzt werden, weitläufig genug beschrieben habe; — wobey ich zugleich bemerke: daß das Verfahren der übrigen Gemeinden in der Grafschaft Sax und Gambs hierin beynahe das gleiche ist.

Die Gemeinde Sennwald

besitzt 4 Stoßalpen, die mit Milchkühen und Gelt-vieh benutzt werden;

1. Eidenen für 75 Stöß.
2. Rohr für 33 —
3. Schobs für 220 —
4. Duls für 107 —

Die zween erstern stoßen an die Appenzeller Alpen, die zween letztern hingegen liegen im Sarganserlande, und werden auch zum Theil mit Pferden benutzt.

* * *

In Salez

besitzen einige Familien eine Stoßalp im Sargauser-land.

Auf Duls 107 Stöße, ferners
Auf der Alp Tschuken im Warthauischen 18 Stöße.

Das Dörfchen Haag, Pfarrgenössig zu Salez,

besitzt im Weißtanner Thal im Sarganserlande eine Gemeinalp Gafaren von 107 Stößen, welche wie die obigen mit Kühen, Rindern und Pferden bestoßen wird.

* * *

In der Gemeinde Sax.

Ob dem Dorfe liegt die Saxeralp, eine Gemein-alp von 50 Stößen, die mit Kühen benutzt werden. Die Alp hat nur eine Sennhütte, ist aber in Unter- und Obersäß (im Glarnerland heißt diese Abtheilung der höhern und niedern Alpweiden die obere und untere Stafel) eingetheilt. Sobald man mit den

Kühen den Obersäß verläßt, welches gewöhnlich zu Ende des Augusts geschieht, können Pferde darauf getrieben werden.

Ehedem konnte jeder Gemeindsgenoß sein Vieh unentgeldlich auftreiben; laut neuer Verordnung aber muß von jeder Milchkuh jährlich ein neuer Thaler bezahlt werden, welches Geld in die Gemeindskasse fällt, und zu Bestreitung der Gemeindsausgaben benutzt wird. *) —

Im Schaafberg werden 60 bis 100 Schaafe gesommert, auch hat hier jeder das Recht Wildheu einzusammeln.

Einzelne Gemeindsgenossen haben auch noch im Sarganserlande die Alpen Sardonen und Schobs, die gemeinschaftlich benutzt werden.

Das Dörfchen Frömmsen, nach Sax Pfarrgenößig, besitzt auch die Frömmser Alp gemeinschaftlich, und ein Privat Stoßälpli, welche ob dem Dorfe liegen; auch einen Schaafberg, auf dem man Wildheu einsammelt.

---

*) Es ist recht merkwürdig, wenn man sieht, wie einzelne Gemeinden durch allerley kleine Zusammenschüße und Auflagen die ungeheuer großen Gemeindsausgaben, welche das fremde Militair, zur Zeit der schweizerschen Revolution unausweichlich nöthig machte, bezahlt wurden; aber — warum kann und will man dies nur bey Militair-Requisitionen, u. dgl. -- möglich machen? Warum nicht auch bey Schul- und Armen-Anstalten? —

Ja! man würde es auch können und wollen, wenns mit dem gleichen Ernste befohlen würde!

Neben der Frömmser Alp liegt auch die ehmalige Landvogtsalp für 20 Stöße, welche gegenwärtig der Staat verpachtet hat.

* * *

Die Gemeinde Gambs

hat sehr viele Gemeinalpen, nämlich

1. Die Abendweid, für 50 Stöße. — Sie liegt ob Gambs, gegen dem Bezirk N. St. Johann, hat eine Sennhütte, und wird mit Kühen bestoßen. Jeder, der Vieh darauf treibt, muß laut alter Verordnung, vom Stoß 20 Kreuzer bezahlen, welches Geld unter die Gemeindsarmen, die kein Vieh auftreiben können, ausgetheilt wird.

2. Loch, welche Alp ob Gambs gegen Neu St. Johann liegt, 50 Stöße ernährt und alljährlich, der Stoß für 45 Kreuzer, von den Gemeindsgenossen benutzt wird.

3. Desell, im Distrikt Neu St. Johann, besteht aus 100 Stößen, wovon an jede Haushaltung alljährlich ein halber Stoß ausgetheilt wird. — Ao. 1800. wurde diese Alp verpachtet, um aus dem erlösten Geld einen Theil der auferlaufenen Gemeindsunkosten zu bestreiten.

4. Galfeisen, hinter Pfeffers, im Sarganserland, die mit 100 Stößen Geltvieh und Pferden benutzt wird, wovon jeder Haushaltung alljährlich ein halber Stoß zugetheilt wird.

5. Sardonnen in der gleichen Gegend, wovon 40 Stöße dem kleinen Dörfchen Gosenzen, das zu Gambs Pfarrgenößig ist, und 30 Stöße einigen Pri-

vaten angehört. Sie wird mit Geltvieh und Pferden benutzt.

Seelmatt im Distrikt Neu. St. Johann ist eine Privatstoßalp von 70 Stößen, so wie

Breitenalp eben daselbst, für 20 Stöße; beyde werden mit Geltvieh benutzt, und gehören einzelnen Familien von Gambs.

Gambs hat auch noch verschiedene Schaafberge.

Die Gemeinde Grabs

hat Gemeinalpen.

1. Vielspus mit 3 Sennhütten; ferner eine daneben liegende Rinder- oder Voralp; endlich eine daran grenzende Voralp; zusammen für 130 Stöße, welche zum Theil mit Heimschkühen d. h. mit solchen benutzt werden, von denen man die Milch alle Tage zum Hausgebrauch ins Thal trägt.
2. Lauben für 42 Stöße.
3. Naus für 66 —
4. Eine Voralp, die mit 90 Heimschkühen benutzt wird.
5. Ischlewiz für 160, wo der Stoß jährlich 4 Gulden Pachtzins erträgt.
6. Rinderalp für 35 Stöße.
7. Neuenalp mit 3 Sennhütten für 30 Stöße.
8. Gamperfeyn mit 5 — 150 —
9. Aelpli mit 3 — 36 —
10. Gamms mit 3 — 36 —

Privat Stoßalpen besitzen einzelne Grabser.

1. Gam-

1. Gampeney, für 120 St. Der Stoß wird jährlich für 4 Gulden verpachtet und mit Pferden, Rindvieh und Schaafen benuzt.

2. Isifiz, für 100 Stöße, wovon der Stoß jährlich für 1 Gulden 30 Kreuzer verpachtet wird.

* * *

Die Gemeinde Buchs

hat Gemeinalpen

1. Mattschull und

2. Mallbun, jede zu 150 Stößen. Ehmals konnte man sein Vieh unentgeltlich auf diese Alpen treiben, seit den letzten Revolutionsjahren, in denen die Gemeinden durch Militärrequisitionen u. dgl. grosse Auslagen hatten, mußte von jedem Stoß 2 Gulden 45 Kreuzer in die Gemeindskasse bezahlt werden. — Diese Alpen sind in Ober- und Untersäß eingetheilt, und jede hat 2 Sennhütten. Die erstere wird mit 125, die leztere mit 95 Kühen bestossen, und die übrigen Weidrechte benuzt man mit Geltvieh; auch sind noch hin und wieder höhere für das Rindvieh unzugängliche Waidplätze, die etwa 400 Schaafe ernähren.

Beyde Alpen liegen ob der Gemeinde.

Die Gemeinde Buchs hat auch noch 115 Stöße an der Alp Valldausch oder Villdausch, welche im Sarganserlande liegt, und mit Geltvieh bestossen wird. Es ist eine sehr wilde unfruchtbare Alp,

welche, wenn sie verpachtet wird, kaum für den Stoß 24 Kreutzer Pachtzins erträgt, und nur 9 bis 10 Wochen besezt werden kann.

* * *

In der Gemeinde Sevelen

liegen ob dem Dorfe

Inlarien und Plattegen, eine Privatstoß-Alp von 156 Stößen, welche einzelnen Bürgern aus allen 3 Gemeinden von Werdenberg gehört, und mit Kühen und Geltvieh benuzt wird. Zum verkaufen würde der Stoß ungefähr 70 bis 80 Gulden kosten, hingegen Pachtzins 2 1/2 bis 3 Gulden.

Altsäß, eine Gemeinalp für 70 Kühe, die eine Sennhütte und Unter- und Obersäß hat.

Fahrenboden oder Farmmboden, eine Gemeinalp für 80 Kühe, mit einer Sennhütte.

Ehedem konnte jeder Gemeindsbürger auf diese zwey leztern Alpen sein Vieh unentgeltlich treiben, nach der neuen Gemeindsverordnung muß von jeder Kuh 1 Gulden in die Gemeindskasse bezahlt werden. — Auf diesen beyden Alpen können auch noch 3 bis 400 Stück Schaafe gesommert werden.

Die Gemeinde hat auch 115 Stöße in der oben beschriebenen wilden Sarganseralp Valldausch, und in den Wartaueralpen 10 Stöße.

Alpen in der Gemeinde Warthau.

1. Das Aelpli ist eine Privat-Stoßalp von 15 Stöß-sen, und wird stets mit Mastvieh benuzt, wo der Stoß Alpzins, wenn man sie verpachtet — an Gemeindsgenossen 3 Gulden 5 Batzen und an Ausburger 4 Gulden kostet. Ao. 1793 im Hornung ist ob diesem Aelpli eine Schneelauwin entstanden, die ihren Schnee und Erdschutt über dasselbe hinwälzte und an den Walserbergen mehrere Ställe, und einen mit dem Vieh wegrieß, und viele 1000 Klafter Holz-Bäume mit den Wurzeln mit sich führte. Ao. 1801. haben 2 Bauren dieses Aelpli gemiethet, und eine Hütte daselbst gebaut; um ihre Kühe von der in der Alp Rieth grassierenden Rindviehpest zu verwahren, wobey sie ihre Absicht glüklich erreichten.

2. Die Alp Rieth ist ebenfalls eine Privat-Stoß Alp mit 2 Sennhütten für 150 Stöße, und wird mit Kühen, Rindern, Pferden, Schaaf und Ziegen besezt. Baschgen ist eine kleine Privat Stoß-Alp für 16 Stöße; sie war ehmals eine besondere Alp, allein seit 50 Jahren ist sie zu Labric geschlagen worden, obwohl sie jezo noch eine Privatalp geblieben ist.

3. Labric ist eine Privat Stoß Alp einiger Geschlechter von Atzmos und Malans, insofern sie innert einem gewissen vestgesezten Bezirke dieser kleinen Dörfer wohnen. Sie enthält 75 Stöße, die alljährlich auf die Antheilhaber vertheilt werden.

4. Matschucken oder Tschuken ist eine Privatalp und besteht aus 104 Stößen, wovon die Gemeinden Sennwald und Salez 18 Stöße eigenthümlich besitzen. Vor ungefähr 100 Jahren war sie allein eingeschlagen, nach dieser Zeit aber ist sie zu Labric gestossen worden, und wird — so wie Rieth — mit allerley Haabe, nur nicht mit Ochsen bestossen.

In Labric ist eine Schwefelquelle; und auf Tschucken ist der Gebirgsgipfel Chamm, wo man eine zierliche Aussicht über den Wallenstadtersee hat. An diesem Chamm ist das sogenannte Kriegsgut, wo nach der Tradition in uralten Zeiten ein Treffen geliefert worden seyn soll.

5. Die Oberschaneralp ist eine Gemeinalp, worauf 250 Kühe, 50 Stück Pferde, und weil sie sehr wild und gähe ist, eine grosse Anzahl Schaafe alljährlich gesommert werden.

Wegen der Benutzung dieser Alp wurden von 1796 bis Ao. 1801 äusserst kostspielige Prozesse geführt, indem die alten Bewohner zu Oberschan, die in neuern Zeiten in ihr Dorf eingesessenen Warthauer des Alprechts verlurstig machen wollten. Die Sache wurde endlich den 10. Merz Ao. 1801 gütlich beygelegt, und allen Gemeindsgenossen von Oberschan das Recht an dieser Alp Antheil zu haben, zuerkennt. *)

---

*) S. Appellation an ihre Gnaden und Herrlichkeiten, die hohen das Sarganserland beherrschenden Stände, von der Dorf- und Alpgenoßsame zu Oberschan; wieder die in ihr Dorf eingesessenen Warthauer, über die Frage: ob die, welche aus

6. Das Aelpli Banäven, liegt im Gallfeisen-Thal im Sarganserlande, ist eine Privat Stoßalp, übrigens sehr wild und steinigt, wovon der Pachtzins vom Stoß nicht mehr als 5 bis 6 Batzen erträgt. Da es äusserst steil ist, so wird es, obschon es 60 Stösse enthält, meistens mit Schaafen und Ziegen bestossen, nur auf dem sogenannten Seßli, bey der Sennhütte des Hirten, weidet etwas Rindvieh, welches ausserordentlich fett wird, und vom Stoß 3 Gulden Sommerzins erträgt. — Merkwürdig ist es, daß man kein einziges Beyspiel kennt, daß irgend ein Stück Rindvieh auf diesem Aelpli von der Kothkrankheit befallen worden wäre. **)

---

aus andern Dörfern in das Dorf Oberschan ziehen und da wohnen, Mitberathung, Antheil und Genuß ansprechen dürfen, an denen Alpen und Bergen, welche der dortigen Dorf- und Alpgenoßsame eigenthümlich zugehören, und von ihr bey 300 Jahren, mit ununterbrochener Ausschliessung aller aus andern Dörfern Hineingezogenen, benuzt und verwaltet worden sind? in fol. 1796. 30 S. Ferners: Warthauisches aufgeheitertes und eingeschränktes Zugrecht von einem Flecken und Dorf in das andere. Erwiesen durch alte Sigill und Briefe, alte Possesßion und dem Gegenrecht. Bekräftiget: 1) durch unpartheyisches Kauftesgericht; 2) vor löbl. Oberamt; 3) von Hochlöbl. Syndicat. In Appellation an Ihro Gnaden und Herrlichkeiten der acht des Sarganserlandes regierenden hohen Stände. St. Gallen. In fol. 26 S.

**) Hr. Landammann Sulser bemerkt hingegen: daß

7. An der Alp Egg, ebenfalls im Gallfeisenthal, woran Obermalans und Fidris in Bündten einen Antheil haben, besizt die Gemeinde Warthau 56 Stösse, und einige Privaten daselbst 19 Stösse, welche wie die Warthauerlandalpen benuzt werden.

8. Die Alp Balfreis ist die schönste und gröste Privatstoßalp in der Herrschaft Warthau, und enthält 447 Stöße. Sie hat 4 Sennhütten und wird mit allerley Vieh benutzt. Gegen Morgen gränzt sie an Tschucken, gegen Mittag an die gegen das Sarganserland liegende Bergkette, gegen Abend an die ins Sarganserland gehörende Alp Mallun, gegen Mitternacht auf ein Berggipfel, welcher der Allvier genennt wird, weil 4 Alpen, nämlich Balfries, Mallun, die Oberschaner Alp und Matschull, daran stoßen, und der höchste Berg auf diesem Gebirge ist.

Es ist merkwürdig, daß diese hohe Alp in uralten Zeiten überall mit vielen Häusern besetzt und Sommer und Winter stark bewohnt war, ja daß man sogar noch sehr alte pergamentene Alpenbücher ohne Jahrzahl besitzt, worin deutlich verzeichnet steht, wie die Alpgenossen in Balfries ihre Alp vergrößert und mehrere Häuser und Güter nach einander angekauft und zur Alp geschlagen haben. Eben so sieht man noch jetzo

---

nach der Rückfarth von dieser Alp auch nicht selten Vieh, welches daselbst gesommert worden, erst in einer andern Herbstweide von der angeführten Krankheit befallen worden. S. den Bündtnerischen Sammler IV. S. 263.

sehr viele Plätze, wo Häuser, Ställe und Wasserleitungen standen. Dies bestätigen auch die Gemeindsbücher und andere Urkunden, indem viele sich in das Gemeindrecht im Thale einkauften, und Verzicht auf ihre vorigen Freyheiten auf dem Berge thun mußten. Ja sogar gegenwärtig befinden sich noch 4 Haushaltungen auf dieser Alp, die Sommer und Winter daselbst wohnen, und eigene auf der Alp eingeschlagene Güter besitzen. Diese Aelpler wurden bis zur Aufhebung der Landvogteyen in der Schweiz, welche Ao. 1798 erfolgte, die freyen Walser genennt, weil sie von einigen Abgaben an den Landvogt z. E. vom Leibfahl, Fastnachthühnern, und Tagmolken*) befreyt waren, denen sich die Thalbewohner unterziehen mußten. In den leztverflossenen Revolutionsjahren waren diese Aelpler in Absicht der Militärlasten gegen den an Landstrassen wohnenden Thalbewohner glükliche Leute. Vielleicht sind die Menschen in jenen uralten Zeiten der Barbarey, wo das Faustrecht geltend war, oder wo von streifenden Horden die niedrigen Gegenden und Dörfer beunruhigt wurden, aus der gleichen Ursache um eine sichere Freystätte zu finden, in diese höhern Gegenden hinaufgezogen; nachher aber in einer ruhigeren und besseren Lage vertauschten ihre Nachkömmlinge wieder die wildere Gegend mit dem sanfteren Thalgelände.

---

*) Laut alten noch vorhandenen Urkunden haben die Warthaueralpen ehmals auch einen Grundzins bezahlen müssen, der aber in neuern Zeiten ausgelößt wurde.

Auf dieser Alp müssen in ehmaligen Zeiten grosse Strecken mit Tannenwaldungen besezt gewesen seyn, indem man jezt noch hin und wieder einzelne dürre Tannenbäume stehend und liegend auf derselben antrift; gegenwärtig liegt sie aber ganz über der Region des Holzwuchses.

Neben den vier Sennhütten dieser Alp sind einzelne kleine Wiesenplätze eingezäunt, auf welchen die Sennen Heu einsammeln, und dasselbe dann zu Ende des Sommers mit dem Rindvieh, und namentlich mit den Milchkühen wird aufbrauchen. Auch leistet es den Hirten alsdann, wenn zu Ende des Sommers ein früher Schnee den Alpenboden bedekt, grosse Dienste.

* * *

Nachstehende Copie eines Pergamentbriefs von 1541

welcher als Fundamentalgesez aller Warthäuer Privatalpen angesehen werden kann, verdient hier eine Stelle.

Er lautet wörtlich also:

Allen den, so diesen gegenwärtigen Brief ansehend, lesen oder lesen hörend, seye kund und zu wissen, daß wir die Stafelgenossen in der Alp Balfris, die da stoßt zu einer Syten nidwert uf den Berg, zur andern Syten inwert an Matun, zur triten Syten ufwert und ob sich an den Berg, zu der vierten Syten ussen abherwert auf die Geißeck, und zu der fünften Syten im untern Wald, an den Zun, nachdem die jetz genandte Alp dreyhundert, zwenzig, zween und ein hal-

den Stoß hat zu bestossen, und gemeinlich und einhelliglich beraten, vereint, und wie wir uns hinfür gegen und miteinandern der Alprecht und Gnossammihalb halten, wohlbedachtenklich für uns und unsere Nachkommen besinnt und betrachten haben, inmassen wie nachfolgt, dem ist also.

Des ersten daß jeglicher unter uns seine Stosse und Alprecht mit sinem Vich bestossen soll und mag, welcher aber unter uns, so viel eigens Vich nit hette, und also Stöß, die er mit sinem eignen Vich nicht bestossen möchte, übrig bliebe, der soll dieselben Stöß und Stafelgnossen anbieten und verlassen, ein Stoß um 4 Schilling Pfennig, Sarganserlands Währung, doch welcher ein eigen Senntum hat, der mag wol Melchküh empfahen, so viel er zu seinen Stössen bedarf, doch soll er keine Rinder, noch ander Vich damit nehmen, noch empfahen, welcher aber dennoch mehr Stöß hätte, als er bedürfte, der soll die aber den Stafelgnossen anbieten und lihen, wie obstat, und wölt aber unter uns Stafelgnossen keiner die Stoß empfahen und haben, dann so mag einer sine Stöß mit anderm Vich bestossen, wie er vermeint ein allernützlichist und dienlichist sie. Es soll auch unter uns keiner, in welcher Alp er auch sye, kein Vich in diese Alp nit tuschen, damit geheilt Vich noch Roß durch solich tuschen hinein kement.

Item es soll auch keiner sin Alprechtung es sye lützel oder vil verschenken, welcher aber die je verschenkte, so soll doch der dem gschenkt wird, die Alp z'bruchen, nit wyter Grechtigkeit haben, denn so fer sy langen mag, und besonder von solchen geschenkten Alp

wegen nit ein Stafelgnoß heissen noch syn, es soll auch keiner, die sinen Stöß gegen frömden us unser Gnossammi vertuschen, damit kein fremder und neuer Stafelgnoß zu uns kommen mög.

Item, welcher unter uns syn Alprecht lützel oder viel verkaufen oder versetzen wollte, der soll die zuerst anbieten und geben einem Stafelgnossen unter uns, welcher aber sölichs überfure, und einem Ungnoßsammen, vor und ehe er uns das angebotten hätte, zu kaufen gebe, oder wenn und wie viel auch einer unter uns Stafelgnossen einen ungnossammen von bemeldter unserer Alp zu kaufen geben, es werd uns angebotten oder nit, so sollen und mögen wir das wohl ziehen, und den Zug dazu haben, auch um jeden Stoß zugeben nit mehr schuldig sei, dann 6 gut Gulden, wie theur auch die verkauft, vertuschet und hingeben worden, es wär um liegend oder fahrend Gut, nütz usgnommen, Und wenn aber unter uns Stafelgnossen einer allein oder mehr sollichen Zug thun wollten, und das Geld nit möchten zuwegen bringen, so haben wir einander hiebey versprochen, zugesagt und verheissen, verheissent und versprechent einandern, bey unsern guten Treuen, in Kraft dis Briefs, daß wir gemeinlich oder mit den meeren unter uns helfen sollen und wollen, sollich Stoß zu ziehen, wie oblit, damit wir bey unser gnossung bliben mögend.

Item es soll auch unter uns Stafelgnossen kein Alprecht nit höher noch thürer gelihen werden, dann um 4 Schilling wie obstat.

Ikem welcher auch unter uns sin Alprecht überstoßt und mehr darin thätte, oder mehr verkaufte, versezte und hinliese, dann er Stöß und Alprecht hätte, der soll und ist von jeglichem Stoß 10 Schilling Pfennig obbemeldter Währung uns Stafelgnossen zu geben verfallen, und soll dabey einer Herrschaft zu Sargans zur Straf und Recht vorbehalten sin, wie sie den oder dieselben dafür strafent.

Item die bemeld Alp soll also besezt und bestossen werden, nämlich eine Stutt mit einem Sugfülli für fünf Stöß, eine junge Stutt für 4 Stöß, ein Hengst für 4 Stöß, ein 2jährig Roß für 3 Stöß, ein jährig Roß für anderthalben Stoß und soliche Roß sollen in der Alp verblieben, wie anders Vech, und ihnen darin nuzet ausgesündert noch entwert syn.

Item ein Ochs, der gewerchet hat für anderthalben Stoß, ein Zytkuh für 1 Stoß, zwey jährige Rinderli für 1 Stoß, 3jährige Kalber für 1 Stoß. Und wenn die Zit des Jahr kummt, daß man gen Alp faren soll, so sollen wir Stafelgnossen uns gen Warthau zusammen fügen, uf den nächsten Sonntag vor St. Urbanustag, und da alle Jahr uf den Tag 1 oder 2 Alpmeister unter uns sezen und nennen, und auch dann miteinandern ze Rath werden, uf welchen Tag wir zo Alp faren, und wenn oder wie wir die Alp zünen wöllen. — Und ob wir Stafelgnossen uf den Tag nit all dahin kommend, nüz desto minder sollen die so da sind, Gewalt haben, von der Alp wegen zu handlen und mehren nach ihrem besten bedunken, und was dann unter denselben also das Meer wird, das sollend wir Stafelgnossen, wir syen all dabey gsyn oder nit, das-

selb Jahr halten, und dem trülich nachgon, und als wir ein Register und Alpbuch habend, darin jedem Stafelgnoß syn Stöß und Alprecht gsezt und gschriben sind und werdend, welcher dann sin Stöß und Alprecht verſezte, oder verkaufte, der und die ſollen die alſo kaufen, und der und die, ſo alſo verkauft und verſezt hetten, ſollen uf den obgemeldten Sonntag, ſo wir zu Warthau verſammelt ſind, vor uns Stafelgnoſſen erſcheinen, damit die eigentlich in das obbemeldte Regiſter und Alpbuch geſchrieben werden. Es ſollen auch alle Erkanntnuſſe und Geſetze in dies Buch eingeſchrieben und von uns allen gehalten werden. Und das alles zu wahrem Veſtem urkund haben wir vorgemeldte Stafelgnoſſen mit Ernſt erbetten die frommen, fürnehmen und weiſen Melchior Keyſer, des Raths zu Unterwalden, der Zeit Landvogt im Sarganſerlande, unſern gnädigen Herren, und Hans Müller, der Zeit Ammann zu Warthau, daß die beed ihr eigen Inſigel für uns all, und unſern aller Nachkonmen, doch unſern gnädigen Herren den Eidsgnoſſen und ihren Brüdern und allermänniglichen, an allen Freyheiten und Gerechtigkeiten in allweg unſchädlich erfreulich gehängt haben an dieſen Brief, der geben iſt, an unſers Herren Auffahrt Abend nach ſeiner Geburt im fünfzehenhunderte und eins und vierzigſten Jahr.

Alpordnung auf dem hintern Balfris, wie sich ein jeder soll verhalten, welcher die Alp bestossen will, und sind diese Artikel gestellt worden, an einem Alptag Ao. 1649.

1. Solle man die Alpfahrt nach Gelegenheit des Jahrs haben.

2. Welcher nit zaünet hat, wann man zu Alp fahrt bis zu Mittag, der verfallt einen guten Gulden zu Buß.

3. Welcher nit Rechnung giebt, bis am Sonntag nach der Alpfahrt, der verfallt eine Cronen zur Buß, und soll man ihm seyn Haab abtreiben, und ein jeder seine Rechnung geschrieben den Alpvögten zu Handen stellen, was er für Alp und für Haab habe, so mit sie sich wüssen zu verhalten.

4. Es soll auch keiner Gwalt haben sein Haab mit deren er zum ersten bestossen, zu verwechslen, es sey dann daß er sie verkaufte, mag er sie einmal wieder bestossen, und nit mehr; doch soll keiner Gwalt han, einem Unstafelgnossen sie zu verlihen, von jedem Stoß einen Gulden zu Buß.

5. Item welcher mehr Haab auftreibt, dann er Alp hat, verfällt von jedem Stoß eine Cronen zur Buß, und soll man ihm sein Haab abtreiben.

6. Welcher sein Haab nicht zeichnet mit dem Brennzeichen, ist in einem Ring ein lateinisches (B.), dem soll man sein Haab abtreiben.

7. Welcher ein ungeheilt s. v. Schwein auf die Alp thäte, der verfält von einem jeden 2 Cronen zur

Buß, und welchem von wegen des Ebers Schaden gschieht, demselben soll derjenige schuldig seyn vollkommenlich den Schaden abzutragen.

8. Soll ein jeder Hüttenvogt in seinen Hütten lugen, daß die s. v. Schwein geringet werden, damit der Alp keinen Schaden geschehe.

9. Man soll ein Untergang thun wegen dem zäunen, wann es vonnöthen ist, damit die Zäun nit verloren werden, und soll keiner Gewalt haben, Alp zu verkaufen, er gäbe danoch ein Zoll Zäunig darzu.

10. Welcher Alp verliht einem der nicht Stafelgnoß ist, der verfallt von einem jeden Stoß eine Cronen zur Buß, und mag ein Stafelgnoß demselben die Alp abziehen, ein jeder Stoß um 4 Schweizerbatzen laut Brief und Sigel.

11. Was die Pfarren ansicht solle man einem von einem Zeitstier ein Stoß über des Pfarren Bestossung, und ein Määßstier geht ledig.

12. Soll man nit vergessen die Feehlinen zu zäunen verdingen, damit der Haab kein Schaden widerfahre.

13. Was die Schaaf ansicht, sollen 4 Schaaf 1 Stoß, und 6 Gaiß 1 Stoß haben, aufzutreiben.

14. Welcher sich ungehorsam würde einstellen, den soll man einem Herren Landvogt anzeigen.

15. Die von den Stafelgnossen verordneten Alpvögt sollen alle Sonntag nach der Alpfahrt durch den Gemeindweibel rüffen lassen, daß ein jeder seine Alprechnung ihnen in Gschrift briugen solle, was für eigne Alp habe, oder von wem er sie empfangen, und was er für Haab auftreibe, welche dieselbig Wochen das nicht thun, soll man 1 oder 2 Mann auf des Fehlba-

ren Kosten zum Herren Landvogt schiken, um ein Bott oder Gebott zu erbätten, die Haab an Wirth zu stellen, und dann den Fehler zu strafen, laut dem Artikel, und den Uebertretter heißen die Losung abtragen, und ihn der Obrigkeit angeben. —

16. Welcher die Alp nur den Sommer brauchen will, der soll nit vor dem alten St. Jakobstag zu Alp fahren und dann die Alp noch mitten Sommer und nit darvor schuldig seyn zu bestossen; wann einer aber die Alp ganz bestoßt, der soll nit Gwalt haben, in zu behalten, er fahr mit andern zu Alp, und darnach weder wenig noch viel, bey der Buß von jedem Stoß eine Cronen.

Vor ungefähr 160 und 170 Jahren hat der Stoß Privatalp in diesen Gegenden 16 bis 18 Gulden, vor 100 Jahren 20 bis 24 Gulden, und in den neuesten Zeiten 30, 36 bis 40 Gulden gekostet. *) — Natürlich war in den erstern frühesten Zeiten das Vieh und alle Lebensmittel ebenfalls in einem niedrigen Preise; so kostete damals die köstlichste Kuh 26 und die wolfeilste 16 Gulden; das schönste, theuerste 4 Jahr alte

*) Daß dem Freyherrn von Hohensax, der 13 Stösse von dieser Alp besessen hatte, Ao. 1595 von den Stafelsgnossen in Warthau (so nennt man nämlich alle Antheilhaber einer Alp) jeder Stoß mit 20 Gulden bezahlt wurde, läßt sich einzig aus einer Abneigung gegen denselben erklären, und um keine fremden Stafelsgnossen auf ihrer Alp zu haben.

Pferd 60 Gulden, und das wolfeilste 20 bis 22 Gulden; doch muß man nicht vergessen, daß die L'dor zur selbigen Zeit auch nicht höher als für 7 Gulden 20 Kreutzer angenommen wurde. Merkwürdig ist es, daß das Salz seit 150 Jahren bis 1790 immer im gleichen Preise, nämlich für 28 Kreutzer der Kopf, verkauft wurde. — Da übrigens in den lezt verflossenen Revolutionsjahren nicht nur die Gemeinden, sondern auch einzelne Partikularen sehr grosse Ausgaben hatten, so kann man zum voraus sehen, daß in einer Gegend, wie diese ist, wo kein anderer bedeutender Handlungszweig als die immer mehr sinkende Baumwollenspinnerey angetroffen wird, die liegenden Gründe aller Art stark im Preise fallen müssen.

Da alle Gemeinden im ehmaligen Sarganserlande Gemeinalpen besassen, welche unveräusserlich waren, ausgenommen die zwey Gemeinden Mels und Wartau, so wendeten sich diese zwey Gemeinden Ao. 1654 an das eidsgenößische Syndikat nach Baden, und stellten demselben vor: wie daß alle übrigen Gemeinden beynahe nur Gemeinalpen besitzen, die diese Gemeinden nie an sich bringen können, hingegen sie besitzen beynahe nur Privatalpen, welche in die übrigen Gemeinden fortgeerbt oder angekauft werden können, daher man befürchten müsse: daß auf solche Weise diese Gemeinden in der Folge so an Alpen entblößt werden könnten, daß sie ihr Vieh nicht einmal mehr sommern könnten u. dgl.; — worauf erkennt wurde, daß in Zukunft keine Alp weder geerbt, eingetauscht, angekauft u. dgl. werden solle, sondern jeder Stoß möge

in solchen Fällen mit 15 Gulden von den nächsten Anverwandten oder sämmtlichen Alpgenossen an sich gezogen werden. Diejenigen, die aber schon Alpen Erbs- oder Kaufsweise besitzen, sollen solche behalten mögen, daher noch heut zu Tage verschiedene Stösse von Sarganseralpen in das Werdenbergische gehören. Dieser Schluß wurde den Gemeinden in einem Schutzbriefe mitgetheilt, der bis auf die gegenwärtigen Zeiten gehandhabet wurde — ob auch in Zukunft, ist ungewiß. Entweder sollten dergleichen alte Gesetz- und Schuldbriefe in Kräften verbleiben, oder alle Gemeindsalpen sollten nach dem Grundsatze: „kein Gut soll mehr unveräusserlich seyn," in Privatstoßalpen vertheilt werden, welche verkäuflich und erblich würden.

Da der Sommerpachtzins von einem Stoß Alp vor 100 oder 150 Jahren 9, 12, 16 bis 18 Batzen gewesen ist, so wollten die Eigenthümer von vielen Stössen in den neuern Zeiten ihre Alpen nicht mehr in einem solch niedern Preise verpachten, weil alle Lebensmittel und Bedürfnisse einen erhöhetern Preis auf sich haben, und verlehnten daher dieselben an Ausländer. Die Eigenthümer von wenigern Alprechten beriefen sich auf den Alpbrief und die Alpordnung, trieben das Vieh und die Pferde ab, und stellten solche an den Wirth, d. h., liessen dieselbe auf des Ungerechten Kösten hin verpflegen, und zeigten die Sache dem Richter an. Ao. 1788 entschied das Oberamt darüber, und bestätigte alle alten Briefe, Rödel, Alpenordnungen u. dgl.; jedoch ist nachher von sammtlichen Staffelsgnossen der Pachtzins von einem

Stoß Alp auf 20 Batzen gesetzet worden, welcher Pachtzins bisher immer beybehalten wurde.

Eine Sennerey besteht in diesen Gegenden aus 20, 30, 40, 50 bis 60 Kühen, je nachdem sich die Bauren miteinander verstehen. In einigen Sennhütten stellen mehr als 20 Bauren zusammen; der eine hat 1, der zweyte 2, 3, 4, 5, 6 Kühe u. s. w., und diese werden dann durch gemeinschaftlich gemiethete Sennen besorgt und zum Buttern und mager Käsekochen benutzt. — Zehen Tage nach der Alpfarth wird das Määsen vorgenommen, d. h., es gehen alle Bauren auf einen Tag in die Alp um die Milch ihrer Kühe nach dem Pfund genau abwägen zu lassen. Um allem Betrug oder Mißtrauen vorzubiegen, so darf am ersten Tag keiner seine eigene Kuh melken, sondern man stellt drey und drey zusammen, A. melkt dem B., B. dem C., C. dem A. seine Kuh; dies nennt man Wechselmelchen. Am folgenden Tag melkt jeder Baur seine eigene Kuh, worauf die von jeder erhaltene Milch genau gewogen, und nach dem Gewicht aufgeschrieben wird. 16 Pfund Milch nennt man ein Faß, 8 Pfund ein Halbfaß; 4 Pfund eine Maaß, u. s. w. Je nachdem die Kühe nun mehr oder minder Milch gegeben haben, je nachdem erhält jeder von seiner Kuh im Herbste mehr oder minder Butter und magere Süß- und Sauerkäse. Eben so werden auch die Hirtenlöhne und die Alpunkosten alle Jahre verhältnißmäßig vertheilt.

Die Kühe eines auf diese Weise zusammengestossenen Sennthums müssen — nach dem Gesetze — um alten St. Gallentag, d. i. zu Ende des Weinmonats kalben;

geschieht dies früher, so muß der Eigenthümer davon von jedem Tage 2 Batzen in die gemeinsame Kasse bezahlen. — In andern Gemeinden wird die Milch einige Zeit nach Jakobi nach Löffeln gemessen, und nach diesem Maaßstabe dann das Geltwerden einer Kuh gestraft. —

Gewöhnlich ist man 12 bis 15 Wochen mit dem Vieh auf den Alpen, und ein Jahr in das andere und eine frühe und spät kalbende Kuh in die andere gerechnet, zieht der Besitzer während dieser Zeit von einer Kuh 8 1/2 Maaß Butter oder 34 Pfund, à 36 Loth; 36 bis 38 Pfund magere Käse und etwa 8 Pfund Zieger; nach Abzug der Käsen, welche die Knechte und Hüttenvögte zu beziehen haben.

Auf den Warthaueralpen hat man Ställe, in den übrigen nur grosse offene Bedachungen, die man Schupfen nennt; die Plätze hingegen um die Hütten, Ställe oder Melchschupfen herum heissen der Stoofel.

Es giebt auch auf diesen Alpen gewisse erhöhte gegen den Nordwind liegende Plätze, die man Stellinen nennt, wo selbst in den heissesten Sömmertagen ein kühles Windchen bläßt, wohin sich daher das Rindvieh und die Pferde Vormittags von 10 bis Nachmittags um 2 Uhr lagern, und daselbst gegen die Hitze und die Verfolgungen der Insekten Schutz suchen und finden. —

Der Tag der Aufalpfarth sind den hiesigen Aelplern oder (wie man sie hier nennt) den Alpknechten, nicht so festlich, wie die der Vonalpfarth. Da in diesen Alpen die Milch immer am glei-

chen Tage gemolken und gemessen wird, auch am Ende die Milchprodukte nach dem gleichen Maaßstabe vertheilt werden, so macht dies den Ehrgeiz der Sennen unter sich rege, und jeder wetteifert mit dem andern, um am meisten Butter und Käse zu erhalten. Von dem oder denjenigen Knechten, die ein ziemliches weniger austheilen können als andere, sagt man: sie haben den Hund, d. h. spottweise: ein Hund sey gekommen, und habe ihnen viel davon gefressen; die Kinder sammeln sich dann vor diesen Hütten und necken die Knechte, indem sie wie Hunde heulen und bellen; auch auf der Heimfarth mit dem Molken (Milchprodukten) welches an einem Tag miteinander weggeführt wird, bewillkommt man sie hin und wieder mit diesem Freudengeschrey! Von denjenigen hingegen, die von der erhaltenen Milch am meisten Butter und Käse verfertigten, sagt man: sie haben zu höchst. Diese Sennen und Zusennen — welches meistens ledige Bursche sind, zeigen solches ihren Mädchen an, die grosse Blumensträuße von Majoran, Rosmarin u. dgl. sammeln, sie mit einer Menge seidener Bänder von verschiedenen Farben zusammenbinden, und mit Flittergold behängen, und selbige ihren Liebhabern zur Belohnung für ihre Treue und Geschiklichkeit in die Alpen schicken. Am Tage der Alpabfarth wird nun der ersten Schellkuh aus einem solchen Sentum ein einfüßiger Melkstuhl auf den Kopf gebunden, und dieser wird ganz mit den erhaltenen seidenen Bändern, Kränzen und Sträußen eingefaßt; auch den übrigen Schellkühen werden Kränze und Sträuße aufgebunden, und so zieht

alles in die Dörfer, wo Junge und Alte sie jubelnd empfangen.

Von der Rindviehzucht.

Die Rindviehzucht ist in allen diesen Dörfern sehr beträchtlich, nur würde das Verfahren dabey mancher wohlthätigen Verbesserung bedörfen. Das nachstehende Verzeichniß über den Viehstand der kleinen Herrschaft Sax, das in drey verschiedenen Jahrgängen aufgenommen wurde, und dem in den übrigen Bezirken ziemlich ähnlich ist — giebt uns von erstern eine etwelche Uebersicht, und das Leztere werden meine übrigen Bemerkungen hinreichend genug beweisen.

Im Christmonat — also nach dem Markt in Italien —

A. 1737. Hornvieh aller Art.	2106.	A. 1795 Stieren	11	A. 1796 8.
		Kühe	949	1052.
		1 Jährlinge	400	547.
		junge Kälber	688	322.
A. 1737	2106	A. 1795	2048	A. 1796 1929.

Die Kühe dieser Gegend sind von den Bauren meistens selbst aufgezogen worden, und sind denjenigen im Sarganserlande und in der sogenannten bündtnerischen Herrschaft, d. h., in den Dörfern Meyenfeld, Malans, Zitzers u. s. w. sehr ähnlich. — Bergbewohner und vermögliche Bauren, die im Frühling ihr Vieh auf eigenen Wiesen weiden lassen, und die Kälber besser absaugen, haben gewöhnlich grössere Kühe, als diejenigen, die es auf die Allmenten (oder Gemeindsrieder) treiben.

Der Anblik der beynahe unübersehbaren magern Weiden, und ihrer kleinen hungrigen Heerden von allen Farben, machen auf jeden nachdenkenden Fremden, gleich beim Eintritt in diese Gegenden, einen unangenehmen Eindruck. Die Milchkühe allhier wägen 2, 2 1/2 bis 3 1/2 Zentner, wovon die kleinsten und leichtesten in der Herrschaft Sax anzutreffen sind.

Die Haupteigenschaften einer guten Milchkuh bestehen hier in folgendem: sie muß ein breites Maul haben, dann schließt man sie seye gefräßig und futtrig; ferners hervorliegende Milchadern und einen dünnen Schwanz, und endlich muß sie fein und glatt in den Haaren seyn.

Denjenigen Bauren, die ihr Vieh auf eigenen fetten Wiesen weiden lassen, taugt jede fremde Kuh; diejenigen aber, die dasselbe auf die Allmenten treiben, können nur solche Kühe für sich ankaufen, die vorhin ebenfalls auf magern trockenen Weiden ihre Sommernahrung suchen mußten, wie z. E. aus einigen jenseits des Rheins liegenden Gemeinden, aus den obengenannten Bündtner Dörfern, und aus dem Sarganserlande.

Kühe, die an eine bessere Weide gewöhnt sind, würden sogleich siech werden und sterben. Diese Gemeindrieder sind daher auch ein grosses Hinderniß an der Verbesserung der Rindviehzucht in diesen Gegenden.

Mastvieh kann man aus jeder Gegend mit Erfolg mästen, doch glaubt man viele Beweise dafür zu haben, daß das hier selbst auferzogene Vieh, welches öfters im Stalle und auf den Weiden schlechte Pflege erhielt, mehr Unschlitt (Talg) bekomme, als wirklich Mastvieh, das von Jugend auf besser gefuttert wurde.

Man hat schon Beyspiele, daß eine hiesige Mastkuh, welche mit Türkenmehl*) und Erdäpfeln gemästet wurde, über 100 Pfund (a 36 Loth) ausgesottenen Talg hatte; 50, 60, bis 70 Pfund ist hin und wieder nichts ungewöhnliches.

Es wird übrigens aus andern Gegenden wenig Rindvieh angekauft; hingegen verkauft man alljährlich an den großen Herbst- und Frühlings-Viehmärkten in Werdenberg, Gams, Saletz, Ragatz u. s. w. eine beträchtliche Menge ins Rheinthal, Appenzellerland, Thurgau, Bündten, und nach Italien auf dem sogenannten Welschländer oder Lauißer Herbst-Viehmarkte. In diese letztere Gegend werden alle Jahr vorzüglich viel 2 bis 3jährige Stiere von gelb und grauer Farbe, seit 3 bis 4 Jahren auch ältere, und einige dreyjährige tragende Zeitkühe, ausgeführt und verkauft.

Nur arme Leute erpachten den Sommer über auf die Gemeinweiden Milchkühe, und bezahlen dafür von Anfang des Juny bis in die Mitte des Septembers 5, 6, 8 bis 18 Gulden, unter dem Bedinge: daß der Verpachter seine Kuh und der Erpachter seinen gekauften Nutzen wagen muß, d. h. wenn die Kuh krank wird oder zu Grunde geht, so kann der erstere nicht mehr als den Pachtzins fordern, und der letztere muß denselben bezahlen, und wenn er auch von der Kuh gar keinen Nutzen bezogen hätte. — Auf die Alpen erpachtet man ebenfalls nur wenige; geschieht

---

*) Das Türkischkornmehl ist überhaupt in jeder Rücksicht ein vortrefliches Mastungsmittel.

dieß aber, so bezahlt man den Pachtzins mit Käse und Butter...

Die Rinder werden hier auf den Allmenten und Alpen allzufrühe zum Stier gelassen, öfters schon anderthalbjährig, das für die Zucht nothwendig sehr nachtheilig seyn muß. — Die Zuchtstiere sind 1, 2 bis dreyjährig; der Eigenthümer von einem solchen kann ihn auf der Alp unentgeldlich weiden lassen, und bezieht noch 1 Stoß Alp zur Belohnung; auf der Allment bezieht er deswegen von der Gemeinde 2 Gulden, und erhält einen beträchtlichen Bezirk Streu-Riedboden zur Benutzung.

Ein unverschnittener anderthalb Jahr alter Stier heißt Pfaar, ein verschnittener Määßstier, bis er drittehalb Jahr alt ist, hernach Ochs. — Ein Rind von anderthalb Jahr heißt Määß, bis es drittehalb Jahr alt ist, es sey trächtig oder nicht, hernach Zeitkuh oder Zeitrind.

Man hält hier mehr auf Nachzucht jungen Viehes, als auf Butter und Käsemachen. Einzig aus den Gemeinden Grabs und Gambs wird etwas Butter nach Lichtensteig verkauft. Die Art, wie man Kälber absaugt, ist die allergewöhnlichste. Einige lassen sie nur 10 bis 14 Tage, andere 8 bis 9 Wochen an der Mutter saugen; bisweilen vermischt man ihnen die Milch mit Schotten oder Wasser. Wenn das Kalb von der Mutter entwöhnt ist, wie man sagt, so futtern es einige Bauren auch zur Abwechslung mit dürren Birnen, Türken- und Hafermehl u. dgl.

Bis an 30 Jahre wurden alle Stiere erst alsdann, wenn sie 1 ein viertel Jahr alt waren, verschnitten,

und zwar durch Feuer; in den neuern Zeiten aber nimmt man dies in den ersten 3 bis 4 Wochen mit den Stierkälbern vor, und bedient sich dabey der Methode des sogenannten Schnürens; man nennt sie alsdann Milchheiler, und werden von den Italienern gern gekauft, weil sie leichtere Hörner bekommen, und bey weitem nicht so plump und stark gegliedert werden, als die älter Verschnittenen. Im Frühjahre werden viele Stiere von Verkäufern theils aus dem Werdenbergischen, theils aus dem untern Toggenburg und Appenzellerlande aufgekauft, und in verschiedene Gegenden, z. E. nach St. Gallen und anderswohin, wieder verkauft.

Im Herbste läßt man alles Vieh auf den Wiesen weiden, und zwar jedes Stück erst an einem in die Erde geschlagenen Pfahl, woran eine Kette hängt, angebunden, so daß das Vieh nicht überall auf der ganzen Wiese weiden kann, sondern dieselbe nur nach und nach, so wie man alle Tage die Pfähle verändert, wegätzt. Dem Mastvieh wird alsdann, neben der Weide, des Abends und Morgens noch anderes Futter, z. E. Heu und Oemt, Erdäpfel, Rüben, mürbe grüne oder gedörrte Birnen, Türkenmehl u. dgl. gefüttert. Im Frühlinge weiden die Thalbewohner die Wiesen selten ab; die Bergbewohner hingegen meistens. — Der Thalbewohner, der sein Vieh im Frühlinge auf die Allmenten treibt, füttert dasselbe des Winters 4, 5, 6, bis 27 Wochen; derjenige, der die Allmenten nicht benutzt, sondern in die Berge fährt, so wie auch der Bergbewohner, 31, bis 33 Wochen lang; diese

rechnen für eine Kuh wenigstens 64 bis 66 Centner, jene aber glauben weniger zu bedörfen.

Bisweilen fallen Zwillingskälber, die man eben so gern als andere groß zieht, und dabey die öftere Erfahrung gehabt hat, daß wenn von zwey Zwillingskälbern das eine weiblichen Geschlechts zu seyn scheint, es eine Zwitterart abgebe, die niemals trächtig werde, welches man ein Zwigg nennt; sie werden groß und stark wie die Ochsen, und können, wie diese zur Arbeit gebraucht werden.

Neben der Lungensucht und dem Milzbrande, welche in diesen Gegenden das Vieh bisweilen befallen, ist dasselbe der Weidsieche (dem Durchfall) und dem Angriffe oder Roth (dem Lendenblut)*) vorzüglich unterworfen. Hr. Landammann Oswald Sulser in Atzmos schrieb darüber an die ökonomische Gesellschaft in Bündten folgendes:

„Diese Krankheit muß ihren Sitz im Geblüt haben, „welches ich aus folgender Erfahrung schließe: schon „seit einigen Jahren, so lange ich junges Vieh unterhalte, das sonst eben dieser Krankheit am meisten „unterworfen ist, konnte ich es durch Aderlassen, welches im Frühjahr, oder wenigstens vor der Alpfahrt, „vorgenommen werden muß, vor diesem Uebel verwahren. Dieser Versuch ist schon von meinem Vater gemacht worden, als in einem Sommer diese

*) Im Glarnerlande die Bauseuche. S. Meine Beschreibung der Alpen- und Landwirthschaft, 1tes Bändchen. S. 80.

„Pest (ich darf sie wohl so nennen) in einer Alp un-
„zählig junges Vieh getödter, und er selbst 24 Stück
„2jährige Stiere daselbst hielte, gerieth er auf den
„Entschluß, seinem Vieh vieles Blut abzuzapfen; dies
„geschah in meinem Beyseyn, und ich bin der lebendige
„Zeuge davon, daß es den glücklichsten Erfolg gewann,
„indem kein einziges Stück mehr von dem Angriff
„befallen wurde." *)

Die Darmgicht nennt man in diesen Gegenden die Kuhbänderig, weil die Eingeweide der Kühe dadurch gleichsam zusammen geschnürt werden.

Von der Pferdezucht.

Das nachstehende Verzeichniß der Anzahl von Pferden in der Herrschaft Sax überzeugt uns, daß die Pferdzucht in diesen Gegenden sehr beträchtlich ist, indem man annehmen kann, daß in den Herrschaften Werdenberg und Warthau verhältnißmäßig eben so viele als in der Herrschaft Sax gezogen werden.

Ao. 1796.	Pferde	369.	Ao. 1795.	381.	Ao. 1737. 377.
—	Füllen	89.	—	84.	—
—		458.	—	465.	377.

*) S. den bündtnerischen Sammler IV. Band S. 258-263.
Auch die Abhandlung von Hr. Caplan Bärtsch zu Vals in Bündten, über den Roth oder fliegenden Brand, Chur 1783. auf 86 Seiten -- ist hierüber sehr lesenswerth, woraus Hr. Pfarrer Schneider im Entlibuch einen Auszug von einem Bogen für das Landvolk verfertigte.

Die hiesige Pferdart ist aus einer Vermischung der inländischen kleinen Pferdrace mit den größern aus dem Gaster, der March Einsiedlen u. s. w. entstanden, indem man alle Jahre Stutt- oder Hengst-Füllen aus diesen Gegenden ankauft, und die letztern meistens als Beschäler gebraucht. Diese Pferde von mittlerm Schlage sind vorzüglich dauerhaft, und werden auf allen Märkten, und namentlich auf dem zu Lauis, sehr gerne gekauft.

Die meisten Pferde dieser Gegend werden nach Italien, und einige wenige auf den Jahrmärkten zu Saletz und Ragatz verkauft. Vor 7 und 8 Jahren konnte man einzelne 3 Jahr alte Pferde dieser Gegenden für 25, 30, und noch mehr Louisd'ors verkaufen, im letztern Jahre hingegen kosteten sie nur 12 bis 15 Ld'or.

In den Alpen, wo sie meistens unter anderm Vieh weiden, rechnet man einem dreyjährigen Pferde 4 Stöße Alpweid, und der gewöhnliche Alpzins ist 5 1/2 Gulden' doch giebt es auch Alpen, wo man nur wenige Pferde annimmt, in denen man 10 Gulden bezahlen muß.

Unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen haben die Pferde auf allen Gemeinweiden das Weidrecht, wie das Rindvieh. So kann z. E. in Warthau im Frühling jeder Gemeindsgenoß so viel Pferde auf die Auw treiben, als er in der Gemeinde gewintert hat; kauft er aber mehr als 1 Klafter Heu außer der Gemeinde, oder läßt Pferde außer der Gemeinde wintern, so muß er einen kleinen Weidzins bezahlen; im Sommer dörfen nur Zugpferde in der Auw weiden u. s. w.

Während der gewöhnlichen Winterszeit rechnet man für 1 Pferd gewöhnlich 2 Klafter saures Pferdfutter

(das Klafter zu 7 Fuß). Den müßig stehenden Pferden wird im Sommer, neben der Weide, nichts als Salz gegeben; Wagenpferde der Bauren füttert man noch mit Heu; Fuhrleute hingegen geben ihnen Heu, Haber, Spreu, Kleyen, Brod, gedörrte Birnen u. dgl.

Wenn sie 1 1/2 oder 2 Jahr alt sind, so bedient man sich ihrer zu leichten Fuhren in den Wägen.

Das Verschneiden nimmt man bey ihnen, wenn sie 2 bis 3 Jahr alt sind, vor, wo man sie vermittelst lederner Riemen und Seilen fällt, und mit glühenden Eisen brennt.

In Ansehung der Zuchthengste oder Beschäler hat man in den Gemeinden Warthau, Sevelen und Buchs ein altes Gemeinds-Gesetz, welches man die Fohlen- oder Bschäler-Ordnung nennt, in Kraft dessen in jeder Gemeinde die 4 schönsten, 2 Jahr alten ganzen Hengste, von zwey bestimmten Männern gezogen und ausgehoben werden sollen. Vor etwa 12 Jahren wurde diese Verordnung schlecht befolgt, indem sich einige Besitzer solcher Zuchthengste widersetzten, theils wegen der kleinen deswegen zu erhaltenden Entschädigung, theils, weil sie vorgaben: es diene zur bessern Aufnahme der Pferdzucht, wenn man Hengste im Stalle halten, und ihren Besitzern eine angemessene Belohnung für den Gebrauch derselben vestsetzen würde, wie in den übrigen Gemeinden. Man machte den Versuch davon, allein in den jetzigen Zeiten fand man es für vortheilhafter, jene alte Ordnung wieder einzuführen.

Folgende sogenannte Hauptmängel können nach den hie zu Lande gültigen Gesetzen einen Pferdkauf ungültig machen:

1. Krämpfig. Das Pferd hinkt alsdann bald an dem, bald an einem andern Fuße, bald an allen, besonders wenn es lange gestanden ist.

2. Dämpfig. Das Pferd athmet bey strenger Arbeit sehr schwer, zieht den Bauch stark einwärts, bläßt beym Athmen die Nasenlöcher weit auseinander, und hustet öfters, als wenn es den Strengel hätte. — Man hält dafür: Schonung bey der Arbeit, reines gutes gedörrtes Futter, die Frühlings-Weide auf naßen Niedern, und das öftere Füllenwerfen, sey gegen dieses Uebel sehr nützlich.

3. Stettig. Das Pferd ist öfters Stundenlang nicht mehr von seiner Stelle wegzubringen.

4. Spettig. Das Pferd ist alsdann steif in den Beinen.

5. Mönnig. Es wird bey jeder Mondsveränderung einige Tage beynahe blind; nachher kommt das Gesicht nach und nach wieder.

6. Barrenbeißer. Eine angenommene üble Gewohnheit des Pferdes, alles Holz überall, so weit sie solches erreichen können, zu zernagen

7. Rötzig (der Rotz). Eine Krankheit, die ansteckend und meistens tödtlich ist, und die man in dieser Gegend erst seit 3-4 Jahren kennt.

Neben diesen Hauptmängeln sind nachstehende Pferdkrankheiten die bekanntesten:

Der Strengel (die Bräune). Sie entsteht von einem Geschwüre oder Entzündung im Halse, das ihnen das Fressen oder Niederschlucken des Futters unmöglich macht, und ihnen einen heftigen Husten verursacht. Junge Pferde von 1 bis 4 Jahren sind dieser Krank-

heit häufiger als ältere unterworfen. — Man siedet alsdann Gerste, schüttet sie in einen Sack, gießt ein halb Glas voll Weinessig darüber, und hängt solchen dem Pferd unter die Nase, so daß der Dampf davon ihm aufwärts durch dieselbe in den Kopf steigt; darauf deckt man das Pferd mit einer Decke, um es zu erwärmen, und in Schweiß zu bringen, und wiederholt obiges alle 2 bis 3 Stunden.

Bisweilen kropfet ein Pferd, während dem es den Strengel hat, d. h. es zeigen sich bey ihm da oder dort einzelne Geschwüre (eine Art Wurm). Man schneidet alsdann auf einer solchen Stelle die Haare rein weg, legt erweichende Mittel darauf, z. E. Schweineschmalz, oder einen Brey von Flachssaamen, Eibischblättern und Milchrahm, und sucht die Unreinigkeit aus der offen erhaltenen Wunde herauszuziehen.

Bey der Rehe öffnet man dem Pferd öfters eine Ader.

Die Darmgicht und das Feivel hält man auch hier fälschlich für eine Krankheit, und ist eine Art Kollik.

Die Siechе, Weidsiechе ist die gleiche Krankheit, wie beim Rindvieh. Man schüttet ihnen alsdann Lein- und Baumöhl ein, und giebt ihnen grüne Schilfrohre von Riedheu zu fressen. Einige bedienen sich des Lein- und Baumöhls als ein Vorbauungsmittels gegen diese Krankheit, bey fremden Pferden, die der Riedweid noch nicht gewohnt sind.

Von der Schaafzucht.

Vor der Revolution war die Schaafzucht beträchtlicher, als gegenwärtig. Während den unglücklichen

Kriegsauftritten waren die Schaafe vorzüglich dem Raube fremder Völker ausgesetzt, und eben aus dieser Ursache nahm ihre Anzahl sehr ab.

Es giebt hin und wieder große Schaafhändler, die im Frühlinge einige hundert Schaafe aufkaufen, sie auf den Alpen sommern, und dann im Herbste gewöhnlich je 2 und 2 Stücke, das man paarweise nennt, nach St. Gallen, Winterthur, Zürich, Stein am Rhein, in das Thurgau u. s. w. verkaufen; den Winter über haben einzelne Bauren hingegen 8 bis 15 Stück in ihren Ställen. — In Warthau mag die Anzahl aller Schaafe, die man hält, ungefähr in 7 bis 800 Stücken bestehen, und nach diesem Maaßstabe läßt sich ungefähr die Anzahl der übrigen Gemeinden bestimmen.

Man hat hier eigentlich zwey Schaafracen, eine ist sehr klein, und den gewöhnlichen Bündtner Schaafen ähnlich, woher sie auch stammen; die andere ist eine Abart von einer kleinen Bündner Auwe und einem großen Bergamascer Widder. Diese letztern sind aber nicht so vortheilhaft, wie die erstern, indem sie meistens nur 1 Lamm werfen, und auch noch Verhältniß des Gewichts weniger Talg haben. — Schaafkenner behaupten auch allgemein, die schwarzen Schaafe haben nicht so viel Talg, wie die weißen, wenn sie geschlachtet werden.

Der Futterlohn der Schaafe auf den hohen Alpweiden, worauf sie 12 bis 16 Wochen bleiben, und vorzüglich in trockenen Sommern sehr fett werden, ist 2, 5, bis 8 Batzen.

Die jungen Schaafe nennt man Lämmer; ein Mutterschaaf eine Auw; ein halb und ein Jahr altes weib-

liches

liches Schaaf, ehe es Mutter ist, Kilber; ein unverschnittenes männliches Schaaf Hodenwidder; ein verschnittenes kurzweg Widder.

Alljährlich zweymahl, im Frühlinge und Herbste, wird ihre Wolle weggeschoren, und gewöhnlich erhält man von einem Widder 2 1/2 Pfund, und von einer Auwe, die Junge hat, 1 Pfund Wolle. Für 1 Pfund gewaschene Wolle erhält man 1 1/4 Pfund ungewaschene. Wenn die Lämmer ein halbes oder dreyviertel Jahr alt sind, werden sie auch geschoren.

Aus der Wolle werden Strümpfe und eine Art Tuch, das man Metzi oder Metzen nennt, zubereitet, woraus die meisten Kleider der Manns- und Weibsleute bestehen. Von geschlachteten Schaafen wird aber auch sehr viel Wolle an den Häuten verkauft.

Einige Bauern schneiden den Lämmern, sobald sie 3 bis 4 Tage alt sind, die Schwänze weg, ohne daß ich erfahren konnte, warum. Die Ohren werden ihnen nicht verkürzt, hingegen bezeichnet jeder seine Schaafe in den Ohren.

Schweine.

Schweine hält man sehr viele. Es giebt Gemeinden, in welchen man 2 bis 300 Stück findet. Des Sommers leben einige davon auf den Alpen; andere bey Hause in den Ställen; wieder andere in zusammengestoßenen Heerden, frey auf der Allment laufend, unter der Leitung eines Hirten, den man Schweiner nennt.

Man hat in diesen Gegenden eine eigene Zucht, die den Bündtner Schweinen ziemlich oder völlig ähnlich ist; doch kauft man alle Jahre auch aus andern Ge-

genden Schweine ins Land. Die inländischen und die Bündtner Schweine taugen viel besser zur Mastung, als diejenigen aus den Dörfern jenseits des Rheins, aus Schwaben und Bayern: die erstern haben höhere Füße, sind aber nicht so freßgierig, und werden daher nie so schwer als die inländischen und Bündtner Schweine; und die Bayer Schweine haben öfters Finnen.

Die vorzüglichsten Eigenschaften der inländischen Schweinsrace setzt man hauptsächlich darein: daß sie keinen zu langen und zugespitzten Kopf, und große herabhangende Ohren, und niedere dicke Beine haben; von Schweinen einer solchen Art behauptet man allgemein: sie seyen vorzüglich freßgierig, welches eine Hauptsache an diesen Thieren ist. Man liebt in dieser Gegend auch vorzüglich die rothbraune Farbe der Schweine, und zwar einzig deswegen, weil die Toggenburger darauf sehen, und ein kaum 4 Wochen altes Ferkel von rothbrauner Farbe mit 30 bis 45 Kreutzer höher bezahlen, als wenn es weiß, halbweiß, schwarz, oder von einer andern Farbe wäre; bey einem halb Jahr alten ist der Preis sogar 2 bis 3 Gulden höher.

Auf den Alpen bekommen sie des Sommers neben der für sie offenen Alpweide täglich einmahl Schotten; wegen den vielen, die Alpen durchstreichenden Bettlern, bekommen sie zu wenig von dieser Nahrung, daher sie diese Alpen sehr mager verlassen. Auf jede Kuh rechnet man 4 Schweine.

Sehr viele Schweine werden aus diesen Gegenden jung, 7, 8, bis 12 Wochen alt, und älter in das Rheinthal, in das Toggenburg, und in das Appenzellerland

verkauft; man mästet auch viele Schweine für den Hausgebrauch.

Sobald die Schweine, welche zur Mastung bestimmt sind, von den Alpen wieder in das Thal herunter gebracht werden, so futtert man sie zuerst mit gekochtem Kraut, Rüben, Obst u. dgl. über das man jedesmahl Kleien und Mehl streut, und fährt damit so lange fort, bis sie große Bäuche bekommen. Dann verwechselt man dieses Futter mit gesottenen Erdapfeln, die nun dick mit Türkenmehl bestreuet werden. Zum trinken giebt man ihnen abgerahmte Milch oder Wasser mit Mehl vermischt. Wenn sie auf dieses hin nach einiger Zeit leckerhafter werden, so verstoßt man ihnen die Erdapfel warm, vermischt sie mit Mehl und Milch, und verwechselt diesen Brey sehr oft mit in Wasser eingeweichten Türkenkörnern, gedörrten Birnen, auf dem Ofen gebratenen Aepfeln, Eicheln u. dgl. Ihr Getränk hingegen besteht in Mehlwasser, abgerahmter und oft guter Milch u. dgl. -- Auf diese Weise mästet man die Schweine sehr fett und schwer, so daß man schon halbjährige Mastschweine schlachtete, welche 2 Zentner, 1 und ein halbes Jahr alte, die 3 Zentner, und 2 und ein halbes Jahr alte, die 4 Zentner schwer waren.

Gewöhnlich schon im ersten Jahre werfen sie Junge, und zwar in den ersten Jahren 6 bis 10, und nachher öfters 12 bis 14 Stücke, in einem Male; sie werfen auch meistens des Jahrs zweymahl, nämlich im Frühlinge und im Herbste.

Wenn die männlichen Schweine 3 Wochen alt sind, so werden sie verschnitten. Ein unverschnittenes männ-

liches Zuchtschwein heißt Eber, ein unverschnittenes weibliches Mutterschwein. Die erstern, so wie halbverschnittene, die man Kibhödler nennt, sind auf den Alpen verboten, weil sie öfters sogar das Rindvieh angreifen und beschädigen. Mutterschweine werden in der Brunstzeit öfters halb wüthend, und verlaufen sich vielmahl.

Damit sie den Boden nicht aufwühlen können, wird ihnen ein Ring von Eisendrath in die Nase bevestiget.

Ziegen.

Einzig auf einer Alp der Gemeinde Gambs hält man des Sommers eine Ziegenheerde, um Käse von ihrer Milch zu kochen.

In allen übrigen Dörfern, Fontnas ausgenommen, hat man große gemeinsame Ziegenbehirtschaften, die von einem Hirte alle Morgen auf die Weide getrieben, und an jedem Abend wieder zurückgebracht werden. Vorzüglich die ärmere Volksklasse, die keine Kühe vermag, hält an ihrer statt Ziegen, und die Milch derselben wird meistens überall zum Kaffe benutzt.

Neben dem allgemein bekannten Schaden, den diese Thiere in den Waldungen anrichten, beschädigen sie auch hin und wieder zahme junge Bäumchen im Thale, indem sie bisweilen, ungeachtet aller Vorsicht, sich derselben zu bemächtigen wissen.

Von den Wiesen.

Da alle diese Gegenden eigentlich ein Viehland sind, worin die Vieh- und Pferdzucht wirklich recht beträchtlich ist, so nimmt der Wieswachs überall, und nament-

lich in der Herrschaft Sax, weit den größten Theil von der Oberfläche der angebauten Grundstücke ein. Beynahe in jeder Gegend werden alle möglichen Wiesen-Arten angetroffen, z. E. Berge (fruchtbare Heuberge) fette Thalwiesen, und mehr oder minder naße sumpfige Pferdheu- und Streu-Rieder.

Die fetten Wiesen werden meistens mit Kuh- und Pferdemist gedüngt; der wenige Schaaf- und Ziegendünger hingegen wird gewöhnlich in die Aecker, Wein- und Gemüse-Gärten geführt. — Künstliche Düngungsarten werden keine angewendet, ausgenommen bey feuchter Frühlings-Witterung streut man hin und wieder Asche auf die Wiesen. Da wo der Rhein bisweilen über seine Ufer austritt, hinterläßt er einen mergelartigen Schleim, der sehr fruchtbar ist. In der fürstlich Leichtensteinischen Herrschaft Vaduz jenseits des Rheins, dem Werdenberger Dörfchen Räfis gerade gegenüber, sind Gipsgruben eröffnet, auch ist hart an der Rhein-Schiffüberfahrt der Bürgerauw eine neue Gipsmühle gebaut worden; allein bisher hat man in dieser Gegend mit Gips, als Düngungsmittel, keine Versuche gemacht.

Bey dem Ausführen des Düngers verfahren die Bauren sehr verschieden, und sowohl hierin, als in Ansehung der Miststätten sehr unwirthschaftlich. Gewöhnlich wird derselbe außer dem Stalle an den Strassen der Dörfer an einen Miststock oder Haufen geworfen, wo man ihn liegen läßt, damit er brate, d. h. in Gährung übergehe und verfaule. Hier wird er hin und wieder von Hühnern verscharrt, oder bey anhaltendem Regenwetter ausgelauget und seiner besten

Kräfte beraubt. Mit Ausführung desselben richtet man sich eigentlich gar nicht nach gewissen Regeln oder Jahrszeiten, sondern mehr nach Muße und Bequemlichkeit. Im Herbste und Frühlinge wird gedüngt, doch weit mehr in letzterer Jahrszeit, wobey sich einige, wenn es im abnehmenden Monde geschehe, große Vortheile davon versprechen. Viel Dünger wird im Winter bey Schlittbahn ganz frisch und vergohren ausgeführt, und entweder auf der Wiese verworfen oder in Haufen gelegt. Bauren, deren Pferdställe so eingerichtet und groß sind, daß man mit dem Wagen aus- und einfahren kann, führen denselben des Herbsts, Winters und Frühlings von Zeit zu Zeit aus dem Stalle in die Wiesen, um nicht doppelte Mühe zu haben, und wenn kein Schnee auf dem Boden liegt, verwerfen sie den Dünger überall, welches jenen warm halten und fruchtbar machen soll.

Dünger wird wenig verkauft, und ein Fuder von 2 Pferden gezogen würde 26 bis 30 Batzen kosten.

Die großen Vortheile der Güllen (Jauche) will man hier nirgends benutzen; überall mangelts an Behältern derselben, sowohl in den Ställen als bey den Mistställen, und an einigen Orten, wo man noch Versuche damit machte, unterließ man es in der Folge der Zeit wieder.

Eins der größten Hindernisse an der Verbesserung der Wiesen dieser Gegend ist übrigens unläugbar dieses: daß die Güter einerseits von den Wohnungen und Scheuren der Bauersleute, dem größten Theile nach, weit entfernt liegen, und anderseits bey jeder Erbschaft ungeheuer verstükelt, und oft unter die Erben in die

kleinsten Riemchen verschnitten werden, so daß kein einziger Einwohner seine Güter beysammen, sondern zuunterst und zuoberst im Dorfe verstreut, und sogar oft Stundenweit von einander entfernt hat *). Wie ungleich vortheilhafter ist hierin die Einrichtung im Appenzellerlande! Freylich würden der Einführung derselben in diesen Gegenden neben der Verstücklung der Grundstücke noch andere große Hindernisse im Wege stehen. An vielen Orten würde man nicht so leicht, wie dies im Appenzellerlande möglich ist, Quellwasser zu einem Brunnen erhalten. Gesetzt aber auch, dieses würde sich wirklich gefunden haben, und ein Bauer wollte auf seine vom Dorfe entfernte Wiese ein Haus bauen, so hätte er an vielen Orten nirgends das Recht, durch die an seine Wiese angrenzenden Felder mit seinem Viehe und Pferden und Wagen in die Hauptstraßen oder auf die Allment zu fahren, und dies wäre dann ein unübersteigliches Hinderniß.

In Ansehung der Wiesen in der Herrschaft Sax läßt sich im allgemeinen die Anmerkung machen: daß es ihnen an der gehörigen Tiefe des guten Erdreichs sehr oft fehlt, so daß man wenige Plätze findet, worin man mit dem Pfluge umackern könnte. Zudem herrscht hier eine sehr schädliche Gewohnheit, daß man hin und wieder Haselstauden, Eschen, Eichen, und letztere oft von ungeheurer Größe, in dem schönsten Wiesboden, um der Schweinemastung und des Holzes willen, dem

*) Gerade dieser ähnliche Umstand trifft auch im Rheinthale ein, und ist auch dort ein großes Hinderniß der bessern zweckmäßigern Landwirthschaft.

Auge zum Aergerniß, dem Besitzer zum Schaden, und vorzüglich zum Nachtheil des Nachbars, stehen läßt.

Das meiste Streumateriale für Pferde und Rindvieh ist die Riedstreue, welche auf den sumpfigen Wiesen in hinreichender Menge wächst, und wovon ein Fuder für 2 Pferde oder ein starkes Klafter 3 1/2 bis 5 Gulden kostet. — Die ärmere und sparsamere Classe sammelt Laub von zahmen und wilden Bäumen, Farnkraut, auch Sägmehl u. dgl. — Das Laub von Buchen und Nußbäumen wird am meisten, das von den Eichen am wenigsten geschäzt; doch soll der Dünger von Laubstreue das Erdreich nicht so fruchtbar machen, wie derjenige von Riedstreue.

Vom Wässern der Wiesen macht man hier auch keinen Gebrauch, nur in Warthau werden Heu- und Streue-Rieder gewässert; auch das aufschwellende Regenwasser auf den Strassen benuzt man daselbst, und leitet es sorgfältig auf fette, lieber etwas abhangende als ganz ebene Wiesen. Für nasse Rieder hält man es sehr vortheilhaft, wenn man dieselben den ganzen Winter durch unter Wasser setzen kann, jedoch so, daß wenn es gefriert, immer noch Wasser zwischen dem Eis und dem Rasen durchfließt. Hingegen fetten Wiesen schadet das Wässern im Winter sehr, besonders wenn das Wasser darauf in Eis verwandelt wird, indem der Rasen im Frühjahr davon wie gebrannt aussieht, lange nicht grünt und den Sommer durch wenig Heu trägt. Eben so könnte auch die Auw in Warthau, in deren Mitte der sogenannte Müllebach durchfließt, um vieles verbessert werden, wenn das freylich etwas tief liegende Wasser vermittelst steinerner Wasserschwellen geho-

ben, und auf das Land hingeleitet würde. — Zu Sevelen, Buchs, Grabs, Gambs u. s. w. hat man ebenfalls viele schlechte Rieder, wo ihre Laubtragenden und Mergelführenden Wasser auf die bequemlichste Art zum Fettmachen derselben benuzt werden könnten, das nirgends geschieht. Freylich begünstigt dieser Umstand ein solches Unternehmen nicht, daß bey starken Regengüssen oft grosse Stücke Lands sich losreissen und sich in die Bäche herabwälzen, welche von der Gewalt des Wassers weiters getragen werden; würde man nun in diese Bäche Wasserleitungen zum Wässern der Wiesen anlegen, so stühnde zu befürchten, dieselben würden von Zeit zu Zeit von Erdschlipfen u. dgl. mit Schutt überführt werden; die Besitzer der Rieder, welche an diese Bäche anstossen, sind wirklich verpflichtet, das Bett und die Dämme derselben immer in gutem Stande zu erhalten, und daher haben diese einen sehr kleinen Werth. Indessen könnte man das Hauptbett dieser Bäche in ihrer bisherigen Lage lassen, hingegen das Wasser derselben durch hin und wieder angebrachte Nebenableitungen von Zeit zu Zeit auf einzelne Theile der Rieder abführen. — Diese Rieder sind meistens eigenthümliches Land, auf denen aber eine gewisse Zeit des Frühlings und Herbsts das Trattrecht ruhet, das der bessern Benutzung derselben ebenfalls im Wege steht.

In der Herrschaft Sax rechnet man auf ein Juchart (a 36000 [] Fuß) fetten Wiesboden 3 bis 3 1/2 Klafter Heu und Oemt, im Appenzellerland hingegen, wo man vorzüglich mit der Jauche gut umzugehen weiß, erhält man stark 4 Klafter, wovon man für eine Kuh Sommer- und Winterfutter 8 Klafter bestimmt.

Das Dörren und Einsammeln des Futters geschieht auf die allerbekannteste Weise. An den Bergen wird dasselbe auf dem Rücken eingetragen, im Thale überall mit Pferden auf Wagen eingeführt, selbst da, wo die Scheure mitten auf der Wiese steht. Die Scheuren befinden sich gewöhnlich an oder bey den Wohnungen. Die Städel, (so nennt man den obern Theil der Scheure, in dem das Heu aufbehalten wird, der untere Theil wo das Vieh steht, heißt Stall,) sind vorzüglich von zweyerley Bauart. Die erstere und ältere Art besteht aus einem grossen doppelten Stadel, unter dem 2 doppelte Ställe d. h., worin sich zu beyden Seiten Krippen befinden, stehen. Einige sind, so weit die Stallhöhe reicht, gemauert, andere nur ganz hölzern; zwischen den zween Vieh- und Pferdställen zieht sich das Tenn etwas erhöhter, als die Staalbrücken sind, der Länge nach durch das ganze Gebäude, um Heu und Feldfrüchte in dasselbe einführen und leztere daselbst dreschen zu können. So bequem diese niedrig gelegten Tenne, die mit 6 Zoll dicken Läden belegt sind, zum Einfahren sind, so unbequem sind sie zum Heuabladen, weil die Heubühne hoch über dem Tenn liegt, und überhaupt gar nicht geräumig ist. — Die meisten dieser Gebäude oder Gäden haben hinten noch Pfnillen, d. h., kleine angehängte Gebäude, die nur mit Brettern eingefaßt sind, in denen auch noch ziemlich viel Heu aufbewahrt werden kann. — Die nachstehende neuere Art von Städeln ist die weit bequemere. Der untere Theil des Gebäudes besteht aus zween grossen doppelten Ställen von Mauerwerk oder Holz; zwischen diesen befindet sich

der sogenannte Mittelstall, der kaum 9 bis 10 Fuß breit ist, und nur eine Krippe hat. Unmittelbar über diesen zween grossen Vieh- und Pferdställen liegen die Städel zum Heu (Heubühnen) 10, 12 bis 14 Fuß hoch, und mitten durch diese über dem Mittelstall läuft das Tenn in gleicher Ebene. — Solche Städel werden, wo möglich, an etwas abhangende Orte gesezt, damit man, vermittelst einer Tennbrücke, die auch Anfahr oder Anstreb heißt, mit Pferden und Wagen oben hineinfahren könne. Dieser Anstreb besteht aus zwey 8, 10 bis 12 Fuß langen und mehr oder minder hohen abwärts laufenden Seitenmauren, die inwendig mit Schutt ausgefüllt werden. Obschon die Einfuhr hiebey nicht gar so bequem ist, wie bey der erstern Art, so ist diese doch weit die vorzüglichere, weil das Heu viel bequemer abgeladen werden kann, ferners darin weit mehr Raum ist, und endlich ein dritter Stall anstatt des untern Tenns gewonnen wird. In beyden Arten sind oben unter dem Dachstuhle auch noch Bühnen angebracht, die man Tillen nennt, um Getreide-Garben, abgedroschenes Stroh u. dgl. daselbst aufbewahren zu können. — Einige Städel, deren Ställe aus Mauerwerk bestehen, haben je nach ihrer Grösse 4, 6, 8 bis 10 gemauerte Pfeiler, worauf das Dach ruht, und wovon der Zwischenraum mit Brettern eingefaßt ist; andere bestehen aus Pontwerk, und andere theils aus behauenen, theils aus unbehauenen runden Baumstämmen, welches man gestadelt oder gewättet nennt. Die Dächer sind mit grossen Schindeln bedekt, die man mit einzelnen Steinen beschwert, damit der Wind sie nicht losreisse und weg-

trage. — Die Bergstädel sind einfach, niedrig und breit, damit der Wind sie nicht wegtragen kann; aus der gleichen Ursache müssen auch die Dachstühle mit starken eisernen Klammern stark befestiget werden; alle stehen an kleinen Anhöhen, so daß man das Heu beynahe ebenen Fußes hineintragen kann.

In der Herrschaft Werdenberg und Warthau wird an Auswärtige Heu theils verkauft, theils von ihnen angekauft. In die Gemeinden der Herrschaft Sax und Gambs ziehen einzelne Sennen aus dem Toggenburg und Appenzellerlande mit ihrem Vieh und benuzen angekauftes Futter daselbst; auch aus dem Montafun wird zuweilen Vieh hergetrieben, auch einiges Futter von den Gütern in die benachbarten Gegenden des Oesterreichischen verkauft. Der Verkauf geschieht nicht Centner- sondern Klafterweise, und der Preiß desselben richtet sich nach der Beschaffenheit des Futters, nach der Lage und Grösse des Heustocks, u. a. mehr.

Die Strohfütterung von Weizen, Roggen und Gersten ist für Geltvieh und Pferde — mit Heu vermischt, ziemlich allgemein. Die Blätter und Stengel vom Türkischkorn werden ebenfalls dem Rindvieh und den Ziegen verfuttert. In Warthau und Werdenberg und vorzüglich in der Herrschaft Sax sammelt man den Ziegen und Schaafen im Herbste Bündel, die man Bürdele nennt, von jungen Eichen- Buchen- Hasel- Ahorn- und Eschenzweigen u. dgl.; diese werden nebst den Blättern zu hunderten am Schatten gedörrt, und den Winter hindurch oft beynahe ohne etwas anders verfuttert. Dem Milchvieh sammelt man im August noch besonders Erlen- und Eschenlaub, dörrts im

Winter auf dem Ofen, zerreibts und macht Miethe davon (d. h., vermischts mit Kleyen, Salz u. dgl.) das demselben sehr zuträglich seyn soll. Für Nahrung und Mastung der Schweine suchen weniger Wohlhabende, die hier in den Wäldern und auf den Obstbäumen häufig wachsende Mistel (Viscum) auf, zerhacken und kochen sie mit Wasser, und halten sie besonders für Schweinsmütter und Gaißen für eben so zuträglich als Kartoffeln. — Im Werdenbergischen, z. E. in Buchs, werden die Buchnüsse sorgfältig durch die Kinder gesammelt, man läßt durch den Müller Mehl daraus machen, und benuzt dasselbe, wie das Türkischkornmehl theils Brodt daraus zu backen, theils Suppen, Brey u. dgl. aus demselben zuzubereiten. — Diejenigen, die sie verkaufen wollen, bekommen für das Viertel 12 Batzen.

Auf den Anbau von künstlichen Futterkräutern legt sich hier Niemand.

Der Ankaufspreis der fetten Wiesen ist äusserst verschieden, und es kommt dabey vorzüglich auch viel auf ihre Lage an, ob sie nahe bey den Dörfern oder entfernter von denselben seyen; doch ist er mehr als um die Hälfte niedriger als im Rheinthale. Auch zwischen dem Güterpreis in Warthau, Gams und in Werdenberg ist eine auffallende Verschiedenheit. Von einer in Warthau nahe an den Dörfern liegende Wiese kann jedes Klafter 15 bis 18 Batzen kosten, entferntere 9, 10 bis 12 Batzen; in den Werdenbergischen Gemeinden hingegen werden nahe gelegene Wiesen mit 24 bis 30 Batzen Klafterweise verkauft. — In der Herrschaft Sax kostet ein Juchart zu 36000 □ Fuß mit Bäumen

besezt, 400, und ohne Bäume 300 Gulden. Schlechtere Weid wird zu 150 und höher und niedriger, angeschlagen. — Eine grosse Ursache der Wohlfeilheit des Bodens gegen andere Orte, ist die verhältnißmäßig sehr schwache Bevölkerung, die den Absaz der Produkte hindert; neben dem trägt auch der Volkscharakter das Seinige dazu bey, der — so hart selbstsüchtig er auch in gewissen Fällen ist, doch keinen Sinn für erweiterte Betriebsamkeit und Vermehrung des Vermögens durch Unternehmungen und Thätigkeit hat, vielmehr neigt er sich offenbar auf die Seite: das Erworbene, Angestammte eifersüchtig zu bewachen. Ueberdies befindet sich in der Herrschaft Sax eine grosse Anzahl von Einwohnern in solch dürftigen Umständen, daß sie zu arm ist, sich durch den Landbau aufzuhelfen, und muß sich mit der kümmerlichsten Arbeit durchhelfen, weil sie sich beynahe zu arm glauben würde, um — selbst bey geschenktem Boden, auf eine Erndte zu warten. Die Vermöglichern haben es daher ganz in ihrer Hand, den Preis der Güter zu bestimmen, und da sie enge miteinander verbunden sind, so läßt sich, ohne besondere Umstände, kein Steigen des Preises derselben voraussehen.

Die Wiesen sind mit verschiedenen Verzäunungen eingefaßt; selten mit Lebhägen; mehr mit hölzernen Pfählen, Latten oder Brettern; am meisten mit trokenen Mäurchen aus den Steinen, die vom Gebirge herabgerollt, und wovon die meisten Wiesen mehr oder weniger überdekt sind. — In Warthau und Sevelen bedient man sich breiter, aufrecht in den Boden befestigter Kalksteinplatten, die den Boden nicht wie die

Lebhäge ausmergeln, und nicht so viel Raum einnehmen, wie die trockenen Mäurchen.

Von den Allmenten.

Warthau besitzt, neben Holz- oder Bergweiden, eine große Allment, so man die Auw nennt; sie nimmt beym Trübenbach ihren Anfang, und erstreckt sich bis an die Seveler Gränzen, welches eine Länge von einer Stunde ausmacht, und die vorhandene ganze Fläche bis an den Rheinstrom einnimmt. Einige Gräben und Vertiefungen abgerechnet, so besteht alles aus trockenem guten Erdreich. Der größere Theil davon ist mit Erlen- und Wacholderbäumen und verschiedenen unnützen Gesträuchen überwachsen; der übrige Theil ist eine Gemeinweide oder Allment, worauf jeder Gemeindsbürger, unter gewissen Einschränkungen und Pflichten so viel Vieh und Pferde den ganzen Frühling und Sommer hindurch unentgeldlich treiben kann, als er überwintert. Um den Weidgang zu verbessern reutete man schon seit undenklichen Zeiten alle Jahre in einzelnen Bezirken, das Gesträuch u. dgl. aus, und säete den Boden das erste Jahr mit Hirs an; aber wie vieles wäre jetzt noch daran zu verbessern! — Ein Theil von dieser Weide wurde schon vor mehr als 100 Jahren eingeschlagen, und jeder Haushaltung 600 Klafter zur lebenslänglichen beliebigen Benutzung angewiesen, welches zusammen über 100,000 Klafter ausmachte. Diese Einschläge heißen Neugüter, bleiben aber immer Gemeingüter; wenn jemand Kinderlos stirbt, oder deren verheurathete Kinder schon einen

Theil besitzen, so fallen seine besessenen Neugüter der Gemeinde anheim, die dann alle Jahr im März durch Abgeordnete der Gemeinde an die Neuverheuratheten, die man die Neugüter Zugfähigen nennt, ausgetheilt werden. Das meiste Erdreich dieser Neugüter besteht aus einem fetten mergelartigen Lehm, der zum Türkischkorn und Erdapfelpflanzen sehr gut taugt. Winterweitzen und Winterroggen gedeiht darin sehr mittelmäßig; fällt im Juny und July naße Witterung ein, dann wird die Frucht rostig, nimmt täglich ab, und die Körner sehen zuletzt wie Kümmel aus; sind hingegen obige zwei Monate trocken, so fällt die Erndte um etwas besser aus, doch nie so gut, als in den höher liegenden Dorffeldern. Die Wintergerste kommt besser darin fort. Vorzüglich der Hanf gedeiht in diesem Erdreich vortreflich, wenn dasselbe recht fett gedüngt wird. Diese Neugüter liegen übrigens niemahls brach, sondern werden meistens unausgesetzt angebaut. Gewöhnlich pflanzt man in diesem Boden 2 Jahre lang Türkischkorn und Erdäpfel, und wechselt dann wieder mit Getraidearten ab. — Türkischkorn und Erdapfel müssen den Sommer hindurch 2 bis 3mahl mit scharfen Schneidhaken gefalget, d. h. aufgehacket und vom Unkraut befreyet werden, und vermittelst dessen wird das Erdreich nach und nach locker und zum Türkischkorn nicht mehr tauglich, welches, bey der erforderlichen Pflege, in diesem Erdreich besser gedeihet, wenn es vest und rauh ist. — Neben diesen Neugütern ist es, laut den Gemeindssatzungen, jedem Bürger erlaubt: genugsame Gartenplätze zur Anpflanzung von Gemüse-Arten für ihren Hausgebrauch umzuackern, jedoch wur-

den

den die zu pflanzen erlaubten Arten vestgesetzt, z. E. Kraut, Kabis, Kohl, Bohnen u. dgl; da aber die Erdäpfel immer mehr das allernothwendigste Produkt geworden sind, so werden diese auch dazu in großen Strecken benutzt, so daß ein beträchtlicher Theil der Allment auch auf diese Weise in einzelnen von einander abgesonderten Grundstücken eingezäunt und angebaut wird.

Die an Warthau angrenzende Gemeinde Sevelen hat ebenfalls eine solche am Rheine liegende Auw oder Gemeinweide, die aber etwas kleiner und unfruchtbarer als die obige ist, indem der Boden noch viel wagerechter als jener liegt, und daher näßer und sumpfiger ist. Auch hier besitzt jede Haushaltung ungefähr 500 Klafter Neugüter zu völlig ähnlicher Benutzung, wie in Warthau. — Das übrige davon ist ebenfalls eine Gemeinweide. —

Die Gemeinde Buchs hat eine mehr als eine Stunde lange äußerst große Gemeinweide ähnlicher Art, die zum Theil sumpfig ist, zum Theil aber ein sehr fruchtbares trockenes Erdreich enthält. Neben dem freyen Waidrecht hat jede Haushaltung 1200 Klafter Neugüter.

Die Gemeinde Grabs besitzt nur noch einen kleinen Bezirk Gemeintied, hingegen liegt in dieser Gemeinde ein großes Privattied und einige Mayenberge (Bergweiden) auf denen das Trattrecht ruht, so daß im Frühlinge vom Merz bis St. Johannistag und vom Ende des Augusts den ganzen Herbst hindurch jeder sein Vieh und seine Pferde unentgeldlich zur Weid treiben darf. Nach der Bekanntmachung des

Gesetzes von der helvetischen Regierung, daß Gemeindsgüter in eigenthümliche vertheilt werden dürfen, ließen sich viele von den wirklichen Besitzern dieser Weiden so viel Grundstücke davon abschätzen, als das Trattrecht der Gemeinheit am Werthe enthielt, und ließen sich den übrigen Theil davon als eigenthümlich zuschreiben; allein dies erbitterte die gegenseitigen Besitzer unter einander, verleitete zu einigen rohen Gewaltthätigkeiten, und wird, so lange kein allgemeiner Beschluß auf alle Theilhaber angewendet wird, noch lange die Quelle von vielen Neckereyen bleiben.

Die Gemeinde Gams hat ausser etwas Alpenboden keine Allmenten, hingegen ebenfalls Privatrieder und Mayenberge, auf denen die Gemeindsgenossen das Frühlings- und Herbsttrattrecht benutzen können. Schon vor zehen Jahren kamen einige auf den Gedanken, ein beträchtliches Stück davon zunächst ob dem Dorfe, das abhangend war und am leichtesten urbar gemacht werden konnte, zu vereignen, d. h., auf das Trattrecht gegen Abtrettung einer Strecke Lands Verzicht zu thun, und diese dann unter alle Haushaltungen zum eigenthümlichen Besitze zu vertheilen; es wurde daher ein Plan dazu der Gemeinde vorgelegt und von derselben genehmigt. Allein nachher gereute es wieder viele, und es entstand ein Prozeß deßwegen. — Die das Gamserländchen damals beherrschenden Ständen Schwyz und Glarus waren in ihren Meynungen darüber getheilt, Schwyz vertheidigte die Vereignung und Glarus die Nichtvereignung, und so opferten die armen Gemeinden deswegen über 8000 Gulden Prozeßkosten auf, ohne von dieser Behörde einen Entscheid zu bekommen. — Nachdem das Vereignungsgesez der

helvet. Regierung herausgekommen war, wurde darauf der erste Gemeindschluß ausgeführt, und ein neuer Prozeß, der wegen den oben angezeigten Prozeßkosten entstand, durch gütliche Vermittlung des Kreisgerichts glücklich beygelegt.

Die Gemeinden Sax, Sallez und Sennwald haben ebenfalls solche Gemeindsrieder oder Auwen, und Privatrieder, auf denen das Trattrecht für alle Gemeindsgenossen liegt. So theilt z. B. die Gemeinde Sennwald die erstern in die Berge und in die Auw ab. Letztere, die theilweise den vortreflichsten Boden zu Aeckern enthält, verschaft des Sommers etwa 40 Pferden und 50 Stück Rindvieh eine schlechte Weide; der Berg hingegen ernährt 30 Stück Kühe, 120 bis 130 Stück Ziegen, und ungefähr 100 Stück Schaafe. — Jede Haushaltung beynahe hat im Sommer ihre sogenannte Heimschkuh, die — indessen das übrige Vieh auf den Alpen ist, dieselbe mit Milch versehen muß, und dafür zum Lohne auf der unfruchtbaren Auw gröstentheils Tag und Nacht herumspazieren darf. Zu einem Beweis von der Vortreflichkeit derselben dienet dies: daß man die Hausväter täglich Heu oder Gras mit sich hinaustragen sieht, so oft sie zum Melken gehen; und doch wird kaum die Hälfte Milch nach Hause gebracht, in Vergleichung mit derjenigen, die bessere Nahrung verschaffen würde. — Das Haupthinderniß an einer bessern Benutzung dieser und ähnlicher Gemeinweiden liegt in den Pferden, indem die Besitzer derselben, welches zugleich die vermöglichsten Gemeindsbürger sind, dieselben auf gemeine Kosten hin ernähren kön-

nen. — Auf dem Berge ist jedem erlaubt, Einschläge zu machen, und daher werden derselben sehr viele, unter dem Namen Reutenen, urbar gemacht. Gewöhnlich werden sie 3 Jahre lang angebaut, und zwar meistens mit Erdapfeln. Ein glücklicher Umstand ist es für den Bau der leztern, und der Feldfrüchte überhaupt, daß wenn der Jahrgang allzu trocken oder allzunaß ist, wenigstens immer eine Gegend, die hohe oder die niedrige, eine ergiebige Erndte verschaft. — Vor zehn Jahren wurde ein ganz am Rhein liegendes Stück Gemeinweid durch Antrieb des verdienstvollen Hr. Landvogt Wolfen von Zürich zum lebenslänglichen Anbau ausgetheilt. Dieses Stück ist seit der Zeit die eigentliche Nahrungsquelle unzählig vieler Haushaltungen geworden, indem alle Feldfrüchte darauf nicht nur äusserst gut gedeihen, sondern auch, besonders die Erdapfel, von vortreflichem Geschmacke sind, und allen andern vorgezogen werden.

Die Gemeinde Reuti hat ihren Gemeind- und Trattpflichtigen Boden völlig eigenthümlich ausgetheilt, und befindet sich gar wohl dabey.

Hier muß ich nothwendig auch noch einige Bemerkungen über die bessere Benutzung der vorzüglichsten von diesen Gemeindsweiden und über gemachte einzelne Versuche deswegen, einrücken.

Während der helvet. Revolution, wo man in allen Hütten von Gleichheit sprach, wo die damalige erste Gesezgebung, nach erklärter Dringlichkeit, begleitet mit vielen Erwägungsgründen, bald alle Wochen ein neues Gesez wegen dem Gemeindseigenthum heraus gab, und die erstern vernichtete; wo selbst die Consti-

tution befahl: daß kein Gut mehr unveräusserlich seyn solle, da war das Vereignen und Vertheilen der Gemeinrieder im Werdenbergischen — vorzüglich bey der ärmern Klasse — das allgemeine Loosungswort.

In den Gemeinden Sevelen und Buchs kam es zu wirklichen Streitigkeiten. Einige drangen auf eine Vertheilung zu eigenthümlichem Besitze, andere verlangten nur Gemeindstheile zu lebenslänglicher Benuzung. Den leztern gab das in beyden Gemeinden vorhandene unbillige und unvernünftige Gesez, vermöge dessen den neuen Haushaltern nur die durch Todesfälle ledig gewordenen Gemeindstheile zugetheilt werden durften, Anlaß zu gerechten Klagen, indem selbige auf diese Weise viele Jahre lang zuwarten mußten, bis die Reihe Neugüter zu erhalten, auch an sie kam. Diejenigen, welche alles vereignen wollten sowohl, als diejenigen, die nur gleich andern, Neugütertheile verlangten, sprachen die Regierung in Bern um Hilfe an, und die leztern bewirkten das Gesez vom May 1799, in Kraft dessen jedem Begehrenden, der noch keinen Pflanzboden von dem Gemeindried empfangen habe, eben so viel davon als den ältern Besitzern zugetheilt werden solle, welches auch befolgt wurde.

Die Gemeinde Warthau wurde durch die zwey Feldzüge in den Jahren 1799 und 1800, wo in dieser Gegend beyde Kriegsheere von Oesterreich und Frankreich über den Rhein vorrükten und wieder retirirten, äusserst mitgenommen, und jede Haushaltung ist dadurch ihres Vorrathes an Lebensmitteln jeder Art beraubt worden. Viele von der ärmern Klasse wählten sich

daher eigenmächtig einzelne Plätze zum anpflanzen von Erdapfeln aus, und die Gemeindsverwalter schwiegen theils aus Mitleiden, theils aus politischen Gründen dazu. Einige, von Eigennutz und Mißgunst gegen die vermöglichere Klasse geleitet, zäunten über 2000 Klafter für sich ein, wovon sie kaum die Hälfte bearbeiten konnten, nahmen die Zäunung dazu aus der eingelegten Auw weg, stifteten dadurch ungeheuer grossen Schaden, und verlangten trotzend, sich auf das obige Gesez berufend, — daß man ihnen genugsamen Boden zum anpflanzen anweise, sonst benutzen sie ihre eingezäunten Reutenen. Obschon das obige Gesez auf diese Bürger-Klasse gar nicht anwendbar war, indem selbige schon ihren Antheil Neugüter, gleich andern Gemeindsbürgern, im Besitze hatten, so kam die Sache dennoch zur Berathung vor die ganze Gemeinde, welche eine Commißion aus den reichsten, weniger bemittelten und ganz armen Bürgern verordnete, und ihr auftrug, einen Plan zu entwerfen, wie die Allmenten in Zukunft mit mehr Vortheil und Billigkeit benutzet werden sollen. — Diese Commißion legte darauf der Gemeinde einen Entwurf vor, dessen verkürzter Hauptinnhalt in folgendem besteht:

1. Soll jeder Haushaltung noch 600 Klafter Pflanzboden in der Auw zugemessen werden, und damit der Weidgang nicht nur an einem Orte leide, so soll ebenfalls jede Haushaltung aus den Hölzern — welches Gemeinweiden sind, die von den obern Dörfern Oberlchan und Mallans benuzt werden, 200 Klafter erhalten. —

2. Der noch übrige Weidgang in den Hölzern und

der Auw soll in Stösse verlegt, und jedem, sey er reich oder arm, gleich viel derselben gegeben werden, auch soll der arme, wenn er seine Stösse nicht selbst beschossen kann, selbige verlehnen können.

3. Von jedem auf der Allment stehenden Privatbaum soll jährlich 4 Kreutzer an die Gemeinde bezahlt werden.

4. Alle Beschwerden an Rheindämmen, Steg und Wegen u. dgl. sollen von nun an gleich getragen werden.

Man erwartete nun, dieser auf wahre Gleichheit und Billigkeit gegründete Entwurf werde von der ärmern Klasse mit offenen Armen angenommen werden, allein, er wurde beynahe einmüthig verworfen; der Grund davon liegt im vierten Artickel; sie wollten und verlangten Gleichheit der Rechte, aber nicht Gleichheit der Pflichten; die gleiche Benutzung der Allmenten sollte eingeführt, die grosse Last, Dämme und Wehre beym Rhein zu machen, hingegen ferners auf den vermöglichern Theil der Bauren gelegt werden. Welch rohe Ungerechtigkeit!

Eine neue Commißion machte darauf folgende neue Vorschläge:

1. Es soll ein grosser Bezirk, dem Rheinstrom nach in bestimmter Breite — nicht vertheilt werden, sondern zum Holzwachs für die Rheindämme benuzt werden.

2. Alle übrige Gemeinweide, zu Berg und Thal, soll eigenthümlich vertheilt werden.

3. Alle Beschwerden wegen Rheindämmen u. dgl. sollen von jedem Bürger in gleichem Maasse getragen werden.

4. Auf jedem Antheil soll obige Verpflichtung unablöslich ruhen.

Aber auch dieser Vorschlag wurde so wie der erste verworfen.

Die Vortheile der eigenthümlichen Vertheilung stellt sich der hiesige Landwirth sehr groß und mannigfaltig vor. Das Erdreich würde urbar gemacht und angebaut werden, und daher einen viel grössern Nutzen tragen, der Ackerbau würde also durch dieses im Lande sehr in Aufnahm kommen; -- da die Aecker abwechslungsweise wieder in Wiesen verwandelt werden müßten, so würde der Wieswachs dadurch ebenfalls sehr vermehrt; — wenn die Allmenten den Beschädigungen des Viehs nicht mehr ausgesezt wären, so würde man dieselben mit viel mehr Obstbäumen besetzen; -- vielleicht würde durch dieses Mittel der Anbau der künstlichen Futterkräuter mehr erleichtert, und so würde auch die Viehzucht nichts darunter leiden; — das Vieh würde im Stalle leichter und besser genährt, denn durch den anhaltenden Aufenthalt desselben auf der Weide während der schwülen Tageshitze und mancher kalten Nacht wird es mager und die Milchkühe geben weniger Milch, so wie eben dadurch manche Krankheiten unter dem Rindvieh und den Pferden, z. E. der Milzbrand, die Lungensucht u. a. m. verhütet würden; — die Viehzucht könnte überhaupt durch Vermischung mit einer fremden grössern Race viel leichter verbessert werden; — die Kornfelder und andere Saaten würden vom Vieh und den Pferden nicht mehr verwüstet werden können; — man könnte Reblaub, Unkraut aus den Kornäckern u. dgl. dem Vieh verfuttern,

das jezt unbenuzt bleibt; -- das Vieh, besonders die Pferde wären im Stalle weniger in Gefahr gestohlen zu werden; -- bey der Stallfütterung würde nicht so viel Dünger verloren gehen, und bey der Gewinnung von mehrerm Dünger könnte man daher auch mehrere neue Weinberge anlegen; — die Häge oder Zäunungsbeschwerden würden wegfallen; — die Rheinwuhrungen und Dämme würden besser unterhalten, indem ein jeder auf sein Privateigenthum beßre Aufsicht tragen würde als auf das Gemeine; zehn Männer würden überdies für den Taglohn und unter der Leitung eines Aufsehers mehr arbeiten als bisher gewöhnlich 30 bis 40 — u. a. m.

Derjenige hingegen, der nicht aus Eigennuz, sondern aus Gründen und aus Ueberzeugung die eigenthümliche Vertheilung (das Vereignen) abrathet, macht folgende Einwendungen:

1. Der tobende Rheinstrom, der noch viel wilder und reissender ist als in der Fläche des Rheinthals, kann nothwendig nur durch die vereinte Kraft ganzer Gemeinden in den Schranken gehalten werden. Ferner, wenn alles von den Gemeinweiden vertheilt und ausgereutet würde, wo wollte man genug Holz für die Dämme hernehmen. -- Die Lage der Auw in Warthau ist überdieß so beschaffen, daß demjenigen, durch dessen vernachläßigten Wuhrantheil der Rhein ausgebrochen wäre, wenig Land verwüstet würde, sondern durchgehends den unten an seinem Antheil angrenzenden Nachbarn; dann wären alle diese Unschuldigen, um ihres eigenen Nutzens willen, nothgedrungen, demjenigen durch dessen Saumseligkeit der Rhein durchbrach'

den Damm herstellen zu helfen -- welche Streitigkeiten und Prozesse würden daraus entstehen?

2. Nach der bisherigen Einrichtung und Benutzung der Gemeingüter kann niemand arm genennt werden, der thätig und arbeitsam seyn will. Jeder Hausvater hat an Neugütern, Reutenen und Gärten 800 bis 1000 Klafter Gemeindboden, den er lebenslänglich und unentgeldlich nach Belieben benutzen kann; wollte man nun diese Gemeingüter eigenthümlich vertheilen, so würde mancher verschwendrische Vater seinen Antheil durchbringen und seine Kinder zu Bettlern machen. — Neben dem, wenn arme Leute, die kein Fuhrwerk vermögen, ihre Frohnfuhren zu Rheindämmen bezahlen sollten, so würden sie sicher nicht lange im Besitze ihres eingebildeten Eigenthums bleiben. Auf diese Weise würden also die Reichen bald alles an sich ziehen können.

3. Obschon der Nutzen dieses grossen Weidgangs in Vergleichung mit dem, was ein eingeschlagenes Neugut abwirft, sehr klein scheint, so ist er, genau geprüft, dennoch weit beträchtlicher, als man im ersten Augenblicke vermuthen möchte. Das angepflanzte Neugut muß mit vieler Mühe und Kösten urbar gemacht und mit Dünger verbessert werden; bey der Berechnung seines Ertrags muß daher der Arbeitslohn, der Dünger und die Zäunungskösten vom reinen Ertrage abgezogen werden; hingegen vom Weidgange ist der Nutzen ohne Arbeit und Kosten, und — richtig berechnet — dennoch ziemlich groß. Das Heu ist z. B. alle Jahr im Merz und April gewöhnlich selten und theuer, so daß ein Pferd, so kümmerlich man es auch nährt — täglich 3 und also wochentlich 21 Batzen, ein geltes 2

Jahr altes Stück Rindvieh eben so viel, und ein kleineres halb so viel kosten würde; welche grosse Summen werden nun -- nach dieser Berechnung — durch den freyen Weidgang auf diesen Gemeindsriedern erspart, indem gleich im Anfange des Frühlings, wenn der Boden vom Schnee befreyt ist, und warme Witterung eintrittet, vorzüglich die Pferde bey dieser Weide sehr gut gedeihen. Da jeder Baur in dieser Gegend, wo alles beysammen in Dörfern wohnt, und Wiesen und Aecker von denselben oft sehr entfernt liegen, eine Mähne (Ochsen und Pferde) haben muß, so kann er also diese, nebst einer Heimschkuh den ganzen Sommer durch unentgeldlich erhalten — wie unbeschreiblich viel Heu wird dadurch erspart! — Auch ist der Nutzen von den alljährlich zu machenden Hirs-Reutenen sowohl in Ansehung der Frucht und des Strohs, als aber in Ansehung des Gesträuche- und Holzwerkes sehr groß.

So urtheilt man in den verschiedenen Dörfern der Herrschaft Warthau und Werdenberg über diesen wichtigen Gegenstand. — Ich glaube in der bessern Benutzung der Allmenten so vieler Schweizergegenden ein gesegnetes Mittel zu erblicken, Armuth und Dürftigkeit zu verdrängen, den wahren Baurenwohlstand zu befördern, und gemeinnützige Anstalten aller Art daraus zu unterstützen, und eben deswegen werde ich nur gar zu oft über diesen Gegenstand allzuweitläufig.

Nach meinen Ansichten kann ich unmöglich die gänzliche Vertheilung aller dieser Gemeinrieder in Werdenberg entweder zu lebenslänglichem, oder zu eigenthümlichen Besitze billigen, würde nur die Hälfte der noch vorhandenen Gemeinweiden zu lebenslänglicher Benu-

zung ausgetheilt, ganz nach der Art und Weise wie dies mit den Gemeinriedern im Rheinthal geschah, und würde man dann von jedem Bürger-Theil eine etwelche Abgabe von ein paar Gulden zur Unterstützung von Schul- und Armenanstalten beziehen, so könnten durch ein einziges Mittel mehrere Endzwecke erreicht werden, die in der Folge sehr wohlthätig seyn müßten. Da nun aber dadurch das Weidrecht geschmälert würde, so hätte man ja Boden genug, um künstliche Futterkräuter anzupflanzen, und könnte auf diese Weise beym Rindvieh, das nicht auf die Alpen kommt, zur vortheilhaften Vermehrung des Düngers die Stallfütterung einführen, und die Weide nur mit den Pferden benutzen. Und endlich liesse sich die Anzahl der Pferde mit grossem Vortheil um vieles vermindern, wenn man die Anzahl der Ochsen vermehrte, und sich dieser anstatt der Pferde mehr bediente.

Aber — das gröste Hinderniß an der Vertheilung der Gemeinrieder in diesen Gegenden liegt unstreitig darin: daß die Vermöglichern welche Ochsen und Pferde besitzen alsdann, wenn den Aermeren mehrere Gemeindstheile zugegeben werden, behaupten, sie seyen nun auch schuldig, gleiche Lasten, wie die Reichern in Ansehung der Rheindämme über sich zu nehmen, wozu sich die Aermern nicht verstehen wollen; allein ich kann es unmöglich begreifen, daß hierin nicht eine Mittelstrasse zu treffen, und eine gegenseitige gütliche Uebereinkunft ausfündig zu machen wäre, deren Billigkeit dem Aermeren und dem Reichern in die Augen leuchten müßte, wenn nur auch einige wenige kluge und uneigennützige Männer sich darüber gemeinsam berathen

würden. — Ueberdies wäre es der größten Aufmerksamkeit würdig, auf Mittel zu denken, wie die bisherigen schlechten Rheindämme in diesen Gegenden zwekmäßiger und dauerhafter eingerichtet werden könnten? Doch, ich muß diesen Gegenstand in einem eigenen Abschnitte behandeln.

Von den Rheindämmen in dieser Gegend.

Die Verfertigung der Rheindämme oder sogenannten Wuhre in dieser Gegend wird durch Gemeindsfrohndienste besorgt. So oft es die Noth erfordert, muß jeder Gemeindsgenoß Theil an dieser Arbeit nehmen, die völlig unentgeldlich verrichtet werden muß; besizt einer eine Mähne Pferde oder Ochsen, so müß er mit diesen Steine und Dammmaterialien herbeyführen; es hat schon Jahre gegeben, wo Männer, Pferde und Ochsen 60, 70 bis 80 Tage in denselben solche Frohndienste verrichten mußten, und ein Jahr in das andere gerechnet, müssen die Haushalter in dieser Gegend immer alle Jahr einen ganzen Monat ihre Arbeit darauf verwenden. Die Kühe sind von dieser Pflicht ausgenommen, und es fahren daher sehr viele eigennüzige Bauren von ordentlichem Vermögen nur mit Kühen, damit sie an den Fuhren für die Rheindämme keinen Antheil nehmen müssen. Und wirklich ist hierüber schon mancher Streit entstanden; allein es läßt sich nicht leicht ein besseres Gesez, als das bisherige entwerfen, indem die Grenzlinie zwischen reich, mittelmäßig begütert, dürftig und ganz arm noch nie hat gezogen werden können, und einer beruft sich immer

auf den andern. — Den grösten Vortheil hierin haben die reichsten, welche viele Ochsen uud Pferde besitzen, und die ärmsten Bauren, die keinen Antheil an diesen Gemeindsfuhren nehmen müssen; derjenige hingegen, der nur eine kleine Anzahl Vieh aber doch Pferde und Ochsen besizt, hat die gröste Last zu tragen. — Der bisherigen Bemühungen ungeachtet, nehmen die Ueberschwemmungen des Rheins von Jahr zu Jahr eher zu, als ab. Schon die Abzugsgräben sollten hin und wieder viel sorgfältiger geöfnet und von Zeit zu Zeit mit mehr Fleiß ausgebessert werden, als dies bisher geschah; und die hier allgemein eingeführte Einrichtung der Rheindämme hilft immer nur für den Augenblik, und wäre im höchsten Grade der Verbesserung bedürftig. Die gründlichen Bemerkungen meines Freundes, des H. Eschers in Zürich, die er schon vor einigen Jahren über diesen Gegenstand bekannt machte*), verdienen hier aufs Neue benuzt zu werden.

Noch wild und trüb sind in diesen Gegenden die Fluten des Rheins, oft strömen sie gedrängt zwischen ihren selbst aufgehäuften Grieß- und Sandbänken durch, und graben sich ein augenblikliches tiefes Bett aus, oft aber verbreiten sie sich über eine beträchtliche Fläche, wo sie alle ihre ursprüngliche Stärke verlieren, also die mitgeschwemmten Geschiebe absetzen, und sich durch diese lokale Erhöhung ihres Bettes selbst

*) S. seinen Aufsaz über einige Bergthäler der Schweiz, den er in die Monatschrift einrücken ließ, welche den Tittel hat: die Humaniora, 6tes Stück 1797. S. 425-476.

zwingen, seitwärts wieder ein tieferes Bett aufzusuchen, wodurch dann oft die reichen Fluren der an den Ufern wohnenden Menschen fürchterlich beschädigt werden: kommen nun gar in den Sommermonaten die geschmolzenen Schneemassen des Rheinwaldes, Luckmaniers und der übrigen ausgedehnten Schneegebirge des nördlichen Rhätiens, so überströmen sie, in diesem weiten offenen Thale, das ganze oft bis auf eine Viertelstunde breite Rheinbett, wo aber so ausgedehnte Sandbänke aufgehäuft liegen, daß die Hauptmasse des Stroms meist gegen die beiden Ufer hinübergedrängt wird, die lockere Dammerde derselben wegspühlt und so oft beträchtliche Strecken mit sich fortreißt, oder doch traurig beschädigt. Die österreichischen oder westlichen Rheinufer haben zwar meist in dieser Gegend den Vortheil einer merklichen natürlichen Erhöhung, oft sind sie selbst durch Hügel geschüzt, aber eben deswegen werden auch die Fluten des Rheins mehr an die schweizerischen ganz allgemein niedren Ufer herübergedrängt, wo sie die meisten Verwüstungen veranlaßen. Nimmt nun im Spätjahr die Wassermenge des Rheins wieder ab, so findet sich das ausgedehnte Bett dieses Stroms gerade an denjenigen Stellen beträchtlich erhöht, wo wegen schon vorhandenen Grieß- und Sandbänken das Wasser die geringste Tiefe hatte, und wo also dasselbe seine mitgeschwemmten Geschiebe abzusetzen gezwungen war; dadurch werden dann alle die traurigen Ereigniße eines bald da bald dort an den Ufern oft in einer dem rechten Winkel nahe kommenden Richtung erscheinenden und durch die benachbarten Sandbänke konzentrirten Stromes erneuert

und wegen verschlimmerter Beschaffenheit des eigentlichen nun trockenen Rheinbettes, häufiger und gefährlicher gemacht. Wären beide Ufer des Rheins von den Bürgern eines Staates bewohnt, und könnte eine freundschaftliche Uebereinkunft zwischen den beidseitigen Landesregierungen statt haben, so könnte diesem Uebel, welches jezt schon so beträchtlichen Schaden bewirkt, und welches sich jährlich merklich vermehrt, durch gemeinschaftliche Maasregeln auf immerhin gesteuert werden. Zu diesem Ende hin müßte dem Rhein eine gerade Richtung gegeben, und eine merklich verengerte Normalbreite angewiesen werden; dadurch bekäme der Rhein einen schnellern Lauf, würde also weniger Geschiebe abzulegen gezwungen werden, und würde bey hohem Wasserstand, insofern er nämlich stark genug eingedämmt wäre, sich sein Bett etwas tiefer ausschwemmen und so durch sich selbst sein Ufer für die Zukunft sichern. Bey gegenwärtigen Umständen aber ist nur Lokalsicherung des Landes durch Palliativmittel möglich. Zu diesem Ende hin wenn der Rhein mit seiner ganzen Kraft auf die Ufer des Ländchens Sax, Werdenberg und Warthau zuströmt, werden von den benachbarten Gemeinden frohnweise Wehre angelegt um die Ufer zu sichern. Diese Wehre werden allgemein von lockern Faschinen oder Stauden verfertigt, welche mit sehr grossen Felsenstücken beschwert werden, wodurch gewöhnlich gleich Anfangs dem Strom Einhalt gethan, und derselbe abgetrieben wird; allein dessen ungeachtet haben diese kostbaren Wehre zwey besonders wesentliche Fehler, welche von

so grossem Nachtheil für diese Gegend sind, daß die Landesobrigkeit die Abwendung desselben zu bewirken suchen sollte.

Allervorderst werden in der Gegend der Herrschaft Sax *) allgemein nur Schupfwehre statt Streichwehren angelegt: diese Schupfwehre gehen vom unmittelbaren Ufer in einem Rhein abwärts mehr oder minder spitzigen, zuweilen dem rechten nahe kommenden Winkel auf 30 bis 50 Fuß in den Fluß hinaus, und treiben also das Wasser in einem beynahe rechten Winkel in sein eigentliches Bett zurück; allein hier stößt es sogleich auf die hochaufgeschwemmten Grieß- und Sandbänke, die den Strom mit eben der Gewalt wieder zurückdrängen, und so unter dem angelegten Schupfwehre wieder an das natürliche unbekleidete Ufer antreiben, welches dann aufs neue angegriffen und in einem tief eindringenden halben Cirkel ausgefressen wird. Diese Wirkung, die sich allgemein längs dem ganzen Rheinufer der Herrschaft Sax zeigt, ist so natürlich, daß gewiß nur allgemeine hydrostatische Kenntnisse erfordert werden, um bey jenen Angaben diese vorhersehen zu können. Daher wäre es äußerst wichtig, die am Rhein wohnenden Gemeinden, die so drückend durch diese Wehre beschwert werden, anzuhalten, daß sie ihre Schupfwehre allmählig in Streichwehre verwandelten, wodurch dann theils die Ufer allgemein be-

*) Von den Bündtner Gränzen weg bey der Zollbrücke, bis an die Herrschaft Sax hin, sind lauter Streichwehre, und alle Schupfwehre seit Jahrhunderten gegenseitig bey hoher Strafe verboten.

kleidet würden, theils aber auch der Strom nicht mit solcher Gewalt, unter einem so starken Winkel, in seine Grieß- und Sandbänke hineingedrängt würde, daß diese ihn ganz unausbleiblich wieder zurückprellen und in das Ufer hineintreiben müssen.

Der zweyte äußerst wesentliche Fehler in der Beschaffenheit aller Wehre ist die elende Construction derselben: sie bestehen nämlich aus lockern Faschinen, oder vielmehr großen Stauden, die mit ihrem dickern holzigern Theile gegen den Strom auswärts gelegt, und an einigen schwachen eingeschlagenen Pfählen befestiget werden; sind nun große dicke Lager solcher Stauden vorhanden, so werden mächtige Feldsteine dahergeführt, auf diese Stauden hingewälzt, um sie zusammen zu drücken und recht vest zu halten, und hiermit ist der Damm vollendet, denn an eine weitere Bekleidung wird nicht gedacht. Kömmt nun ein etwas stärkerer gewaltsamer Strom, in einem starken Winkel, auf eine solche elende Schupfwehre zu, so ist oft in einer Stunde das Werk mehrerer saurer Gemeinde-Arbeitstage sowohl, als auch die nicht unbedeutenden Materialien des Dammes verlohren, und also das Ufer wieder gänzlich entblößt. Werden aber auch diese Wehre von solchen schnellen Unfällen verschont, so bedarf es nur der veränderlichen Witterung einiger weniger Jahre, so sind diese holzreichen Dämme vermodert, zusammengesunken, zum Theil weggeschwemmt, und die großen Steine, mit denen sie beschwert waren, von ihnen herab, in den tiefen Fluß hinaus versenkt; oft machen endlich an diesen Stellen, wo ähnliche Dämme beständig erneuert werden müssen, zuletzt diese versenk-

ten Felsenstücke eine ungleich festere und zweckmäßigere Bekleidung zur Beschützung der Ufer, als alle die künstlichen, mühsam angelegten Dämme der Menschen nicht sind: aber der Eingeborne, statt sich durch die natürliche Anlage solcher zufällig entstandnen Steindämme zu seiner weitern Beschützung belehren zu lassen, geht unempfindlich bey ihnen vorbey, und hackt gleichsam seine kostbaren Stauden zusammen, um neue Holzdämme anzulegen.

Nur in der Gegend der Gemeinde Sälez scheint jener lehrreiche Fingerzeig zum Theil benutzt worden zu seyn; denn hier sieht man zuweilen die Dämme ganz ausschließend aus großen Felsenstücken bestehen, die in einer schiefen, nicht sehr steilen Anlage, über einander hingeworfen sind, und so die dauerhaftesten Wehre verschaffen.

Da wo, wie es in diesen meisten Gegenden der Fall ist, genug große Feldsteine vorhanden sind, können vermittelst derselben weitaus die dauerhaftesten und zweckmäßigsten Dämme angelegt werden. Zu diesem Ende hin müssen die Ufer in einem Winkel von höchstens 40 Grad abgestochen, und ganz mit jenen großen Felsenstücken bekleidet werden; so wie nun solche Ufer vom reißenden Strom untergraben werden, rutschen diese großen Steine auf der schiefliegenden Fläche der Ufer herab, und senken sich tief ein, denn überstürzen können solche trockne Maurein nicht, wegen ihrer sanften Anlage, und fortgeschwemmt können ihre Bestandtheile nicht werden, weil sie ausschließend aus so großen Steinen bestehen, die ihrer Schwere wegen nicht vom Wasser weggeschwemmt werden können: sinkt nun,

wie es immer sehr bald der Fall seyn wird, eine ähnliche Uferbekleidung allmählig ein, so darf sie nur eben wieder mit ähnlichen Steinen erhöhet werden, so erhält sie durch dieses allmählige Herabsenken nur desto mehr Festigkeit, weil die erstern versenkten Steine nun der neuen Uferbekleidung als Fundament dienen. Aehnliche Steindämme, wenn sie sich allmählig gehörig eingesenkt haben, sind so feste, daß die wildesten Bergströme sie unangetastet liegen lassen. Auf diese Art ist endlich die wilde Adda im obern Veltlin gänzlich bezwungen, und die reichen Fluren von Tiran gegen ihre fürchterlichen Verheerungen geschützt worden: so hat auch Aarau endlich die Aare bezwungen, und sich vor ihren Ueberschwemmungen gesichert, da sich die Einwohner dieses Städtchens ehmals an ihren hölzernen Dämmen fast zu Tode arbeiteten, ohne sich hinlänglich sichern zu können; der Wohlthäter, welcher zuerst diese Dämme bey Aarau einführte, ward, weil seine Dämme gar nicht künstlich, sondern ganz natürlich aussahen, ausgepfiffen, seines Amtes entsetzt, und so lange geneckt, bis er vor Gram starb, seine Arbeit aber sichert ihm den Segen seiner Nachkommen.

Da, wo keine solche hinlänglich große Felsenstücke genugsam vorhanden sind, werden Dämme am zweckmäßigsten mit Faschinen gebaut: zu diesem Ende hin aber müssen wirkliche gebundene Faschinen verfertigt werden, welche dann kreuzweise so übereinander gelegt werden, daß die Ueberkleidung etwa 40 Grad Einsenkung erhalte, und daß diejenigen abwechselnden Faschinenlager, welche direkte dem Strom entgegen stehen, gedrängt liegen; diejenigen Faschinen hingegen,

welche mit dem Ufer selbst die gleiche Direktion erhalten, werden nur reihenweise in einiger Entfernung von einander hingelegt, und durch eingerammelte Pfähle bevestiget; die dadurch entstehenden Zwischenräume werden mit Dammerde ausgefüllt: hat nun durch diese Faschinenlager der Damm seine genugsame Höhe erreicht, so wird er mit Rasen bekleidet, und mit schnell wachsenden Wasserbäumen bepflanzt. Solche Faschinenwehre sind an allen denjenigen Stellen, wo es um bloße Ueberkleidungen zu thun ist, völlig hinlänglich und zweckmäßig; da aber, wo ein starker mit Geschieben beladener Strom natürlicher Biegungen wegen stark an das Ufer anprellt, ist eine Bekleidung, wie die vorgeschlagnen Steindämme geben, zu hinlänglicher Sicherung unentbehrlich.

Eben so könnten die Wasserwehre von Warthau, Werdenberg und Sax, ungemein zweckmäßig nach Umständen, theils aus Faschinendämmen, theils aus Steindämmen bestehen, und wenn ihre unzweckmäßigen Schupfwehre nach und nach in Streichwehre umgeschaft würden, so könnten diese wichtigen Rheinufer und ihre dannzumahl erforderliche Sicherung außerordentlich Holz- und Kostenersparend werden; da hingegen bey Fortdauer der gegenwärtigen Umstände, immer das Mark dieser Gegenden auf die unzweckmäßigste Beschützung desselben gegen den Rhein verwendet wird. —

Ueber die Verbesserung der steinigten und sumpfigen Wiesen.

Da sich obige beyde Arten schlechter Wiesen in dieser Gegend finden, so verdient die Frage auch noch eine Beantwortung: wären diese nicht um vieles zu verbessern?

Alle diese Gegenden sind durchaus nicht stark bevölkert, und der Geist des vorhandenen Volks ist keineswegs unternehmend. — Die Cultur und Indüstrie dieser Leute steht kaum auf der allerunterſten Stuffe, so daß daher sogar große Strecken des beßten fruchtbarsten Landes einer viel zweckmäßigern Benutzung bedürften; es wäre also eine vergebliche Mühe, wenn man hier von Verbesserung harter, steinigter oder naßer, sumpfiger Wiesen reden wollte, während dem die ungleich einträglichern Unternehmungen vernachläßigt werden. — Aber eine Bemerkung kann ich unmöglich unterdrücken: es muß doch jedem Freund unsers Vaterlandes schmerzlich wehe thun, wenn er hin und wieder einzelne Gegenden, aus Mangel an Bevölkerung und Indüstrie, unbenutzt vor sich da liegen sieht, während er das Jammergeschrey über Armuth und Mangel so vieler anderer Gegenden, die allzustark bevölkert sind, vernimmt, und ganze Kolonien aus Verzweiflung in ferne Länder auswandern sieht. — Doch selbst im Werdenbergischen wollen einzelne Haushaltungen ihre Heimath verlassen, und das, was so nahe vor ihnen liegt, in der Ferne aufsuchen! —

Drückende Noth und Armuth ist freylich eine treffliche Lehrmeisterin, wenn das Volk vernünftig und auf-

geklärt ist, oder wenn es auch nur einzelne Männer unter sich besizt, die uneigennüzig und thätig genug sind, dasselbe auf ihre Winke aufmerksam zu machen; in der Zeit der Noth kommt alsdann zu Stande, was vorher unmöglich gewesen wäre. Aber — fehlt es einem Volke zur Zeit der Noth und der Verdienstlosigkeit an Bildung und fehlt es vorzüglich alsdenn der angesehenen und reichern Klasse an Gemeinsinn und Uneigennüzigkeit, so wird es alsdann vollends abgestumpft, und wenn es auch noch einige schwache Ueberreste von moralischem Werthe besizt, so verliert es auch diese.

Von dem Ackerbau.

Weil jeder unentgeldlich den Sommer über so viel Vieh auf die Allment treiben kann, als er im Winter erhalten hat, so legt man sich sehr stark auf die Gewinnung von Heu und Oemd; und in dieser Absicht sind daher die Allmenten als Gemeinweiden der Aufnahme des Ackerbaus sehr nachtheilig.

Das Erdreich ist in dieser Gegend dem Rhein nach leicht, schleimig, mergelartig, hingegen in den etwas abhangenden Feldern z. E. von Atzmos, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und in der Herrschaft besteht es meistens aus Grienboden, der zum Getreidebau, wenn er wohl gedüngt wird, sehr gut ist; der erstere hingegen dient besser zum Wieswachs, indem das Getreide, wenn im Juny oder July starke Regen einfallen, darin sehr leicht zu Boden fällt, das ihm sehr schädlich ist.

Der Boden liegt in diesen Gegenden zwar niemals brach, allein die Getreideäcker werden von Zeit zu Zeit wieder in Wiesen verwandelt. Gesezt, ein Bauer hat im lezten Sommer 2 Dorffelder (eigenthümliche Aecker) mit Getreide angepflanzt, das eine davon mit Weizen, das andere mit Roggen, so wird er, sobald die Frucht gesammelt ist, den Weizenacker wieder umackern und mit Heidekorn ansäen, den Roggenacker aber läßt er geackert liegen und verwandelt ihn in Wieswachs; im September oder Oktober bricht er darauf wieder eine andere dem Roggenacker gleich grosse Wiese auf und besäet sie mit Weizen; den Weizenacker aber, worin er Heidenkorn hatte, pflügt er ebenfalls und besäet ihn mit Weizen oder Roggen oder Gerste. Auf diese Weise wechseln die Bauren, die mehrere Aecker besitzen, ab; drey Jahre wird ein Acker gewöhnlich gebaut, und im vierten ist er wieder Wiese, die man nach 6, 7 oder 8 Jahren aufs neue in Ackerfeld verwandelt. Die vorher umgeackerten Wiesen werden in der Folge wieder viel Heureicher, und Weizen in Aufbruch (Neubruch) gesäet, gedeiht gewöhnlich ausserordentlich gut, wenn anders der Winter nicht allzukalt und die Lage des Ackers nicht so ist, daß die Kornpflanzen erfrieren.

Einige pflügen das Erdreich, das für Sommerfrüchte bestimmt ist, zweymal, im Herbst und Frühling; andere aber pflügen dasselbe nur im Frühlinge, unmittelbar vor der Aussaat.

Die Aecker werden alle Jahre gedüngt, und auf hundert Klafter Boden rechnet man 2 Fuder Dünger.

Gewöhnlich spannt man an die hiesigen Pflüge auf ebenem Lande 4 Pferde oder 4 gute Ochsen, in abhangenden Aeckern hingegen 6 Stück; arme Bauren, die nur Kühe oder junge Stieren besitzen, setzen öfters 8 Stück vor einen Pflug. Für 100 Klafter wird 40, 48 bis 60 Kreutzer Pflügerlohn bezahlt.

Man hat hier vorzüglich zweyerley Arten von Pflügen. Die erste Art hat ein doppeltes Wegeisen (Pflugschaufel) womit man die Furchen nur auf eine Seite kehrt; sobald der Pflug am Ende des Akers ist, so wird demselben von dem Fuhrmann (Treiber) eine andere Richtung gegeben, der Pflugrädig wird nämlich gekehrt und das Säch, welches die von dem Wegeisen aufgebrochene Erde abschneidet vermittelst des hölzernen Weggen (Keils) auf die andere Seite abgeändert und festgekeilt; der Pflughalter hingegen nimmt das Riesterbrett, welches die aufgegebrochene und von dem Säch abgeschnittene Erde ableitet und umwendet, und bevestigt es auf die andere Seite des Pflugs und dann ist der Pflug wieder in der Ordnung, und dieß wird so lange wiederholt, bis der Acker ganz gepflügt ist. Diese Art von Pflügen gebraucht man nur in abhangenden Feldern, in denen man die Furchen nur auf eine Seite wälzen kann. — Die zweyte Art von Pflügen ist in allen Theilen der erstern ähnlich, ausgenommen daß sie nur ein halbes Wegeisen hat; dieser Pflug muß daher nur im Anfange zubereitet werden, dann fährt man mit demselben rings um den Acker herum, und wälzt die Furchen auf beiden Seiten hin; oder man fährt im Anfange mitten durch und fällt die Furchen

gegen einander. Diese Pflüge werden nur im ganz ebenen Lande gebraucht.

Erst kürzlich erhielt Hr. Landammann Oswald Sulzer in Atzmos einen Pflug von neuer Art von Basel, mit dem er mit 2 Pferden auf dem ebenen Lande eben so gut ackern kann, als bey der obigen Art mit 4 Pferden.

Winterweizen, Winterroggen und Wintergerste wird gewöhnlich im September und später ausgesäet; Sommerweizen, Roggen und Gerste, auch Mischelkorn (d. ist: halb Weizen und halb Roggen) hingegen zu Ende Aprils oder zu Anfange des Mays. — Auf 200 Klafter leichten Boden rechnet man Saamen 1 1/4 Viertel (1 Viertel 40 bis 44 Pfund schwer) Winterroggen und 2 Viertel Wintergerste; in abhangenden trocknen Aeckern brauchts noch mehr. Vom Sommergetreide hingegen ist halb so viel Saamen erforderlich. — In gutem fettem Dorfeld kann man dann von dieser Aussaat in schlechten Jahren 5 bis 6 Viertel, und in fruchtbaren Jahrgängen 8 bis 10 Viertel einerndten. — Obschon vorzüglich in Werdenberg und Warthau viel Getreide gepflanzt wird, so hat man bey der bisherigen Benuzung der Allmenten dennoch nicht genug eigene Frucht; obschon es keineswegs an hinreichendem Ackerfelde dazu mangeln würde.

Das Unkraut aus dem Korn wird meistens als Streue in die Ställe der Schweine geworfen; nur wenige futtern es ungewaschen dem Vieh.

Der Weizen ist dem Brand und dem Roth (der

Röthe) unterworfen, und zwar am meisten im schleimigen mergelartigen Lettboden. Gegen die leztere Krankheit, der vorzüglich der Roggen und die Gerste unterworfen ist, kennt man keine Mittel, indem diese von der Witterung abhängt. Dem Brand im Weizen sucht man hingegen vorzubauen. Da man diese Krankheit vorzüglich angeloffenem, unreifem und unvollkommenem Getreidesaamen zuschreibt, so fordert man: das Korn, das zur Aussaat bestimmt ist, soll schön reif seyn, und am ersten Tage, wenn es geschnitten wird, auf die Scheune gebracht werden, so daß es von keinem Thau noch Regen benezt werden kann; in der Scheune soll ferners je eine Garbe an die andere möglichst aufrecht hingestellt werden, damit das Korn nicht brate (in Gährung gerathe); endlich, wenn der Saame abgedroschen ist, so soll er gewaschen, getröcknet und mit einer Portion Asche, Kalk oder Vitriol vermischt werden; man glaubt nämlich die von der Gährung angestekten Körner werden durch die Schärfe der obigen Bestandtheile aufgelößt, so daß sie nicht mehr aufkeimen können. Reifer Weizensaamen ist wenigstens das sicherste Mittel gegen den Brand, und man hat darüber in der hiesigen Gegend nachstehende sehr artige Beobachtung angestellt: wenn der Weizen in erhöhten Aeckern vorzüglich stark reif ist, so kann bisweilen der heftig blasende Föhnwind einen beträchtlichen Theil der reifsten Körner ausschlagen; sind diese Aecker nun für das künftige Jahr zu Wieswachs bestimmt, so keimt im Frühjahr öfters der schönste Weizen hervor, so daß man die Wiese nicht abmäht, sondern den Weizen zeitig werden läßt und einerndtet, und in solchem Weizen

entdekt man nicht die geringste Spur von brandigen Aehren. *)

*) Die Bemerkungen und Vorschläge der ökonomischen Gesellschaft in Bern stimmen mit den obigen völlig überein; der Gegenstand verdient es, daß ich auch hier folgenden Auszug einrücke: „das beste Verwahrungsmittel gegen den Brand, dessen Ursache in der innern Beschaffenheit des Getreides liegt, ist also reiner, reifer, gesunder und trockener Saamen. Wer denselben nicht hat, muß solchen anschaffen; ist die Plage so allgemein, daß er solchen in der Gegend nicht findet, so nehme er altes Getreide dazu, hat er auch das nicht, und ist er gezwungen, brandigtes auszusäen, so muß er zu einer der folgenden Zubereitungen seine Zuflucht nehmen, durch welche sein Saamen vom Brandstaub gereiniget, vor der Ansteckung gesichert, und zugleich fruchtbar gemacht wird. Nach mannigfaltig gemachten und wiederholten Versuchen und Erfahrungen, haben folgende als die einfachsten, leichtesten, sichersten und wenig kostbarsten, die der Aermste mit wenig Kosten erhalten und mit wenig Mühe brauchen kann, den Vorzug der naturforschenden Landbauer verdient.„

„Erste Zubereitung. Am Abend, bevor man das Getreid aussäen will, legt man so viel, als man dessen zur Saat auf den morndrigen Tag vonnöthen hat, in eine Bütte, gießt Lache oder Mistwasser darüber, bis solches über jenes zu ste-

hen kömmt, rührt dasselbe mit einer Schaufel von Zeit zu Zeit um; hat das Getreid das Wasser verschlukt, so schüttet man wieder so viel zu, läßt es bis am Morgen stehen (den Weizen und Dinkel 24 Stunden), zieht es mit Körben aus, spreitet solches auf die Tenne und streuet gewitterten Kalk darüber, bis er weiß wird; sobald dasselbe zur Aussaat trocken genug ist, wird es in Säcke aufgehoben und gesäet. Der Sämann muß allzeit vom Wind säen, damit ihn der Kalkstaub nicht plage. Diese Zubereitung dienet für alle Getreidarten, düngt den Saamen, widerstehet allen Krankheiten im Getreide, und bewahret solches vor dem Angriff der Vögel, Mäuse and Insekten.„

„Zweyte Zubereitung. Zu einem Bernmütt (er wiegt in Dinkel 130-140 Pfund, zu 17 Unzen Marktgewicht) Saamen nimmt man 26 Pfund gute Asche von hartem Holz zu 30 Maaß Brunnwasser, daraus wird eine Lauge gemacht, indem man die Asche auf einem Tuch von Zeit zu Zeit aufgerührt, 5 bis 6 Tage in dem Wasser liegen, hernach abtropfen läßt, worauf man solche Lauge wohl bedekt zum Gebrauch aufbehalten kann. In gleichem Verhältniß kann man für mehrere Säcke Saamen von dieser Lauge vorbereiten. Hierauf nimmt man Lauge, so viel als zum Saamen nöthig ist, läßt den halben Theil davon in einem Kessel sieden, so daß solche mit dem andern halben Theil vermischt lau bleibt; hierauf werden vier Pfund ungelöschter Kalk in der warmen Lauge aufgelöst, die Lauge in eine Bütte gethan, mit

der übrigen Lauge durch Einrühren vermischt. In diese Lauge wird der Saamen in einem Korb etliche Mal getaucht, bis er von derselben weiß wird; hernach der Korb auf Stangen über eine andere Bütte zum Abtropfen gesezt, der Saamen auf der Tenne zum trocknen ausgebreitet, und sobald er erkaltet ist, und nicht mehr zusammenhängt, ausgesäet. Allemal, wenn man einen Korb aus der Lauge zieht, muß solche wieder mit einer Stange aufgerührt werden.„

„Dritte Zubereitung. Zu 2 Mütt Dinkel nimmt man ein halbes Pfund blauen Vitriol, und ein Viertelpfund geläuterten Salpeter; solches wird rein gestossen, in einen zweymäßigen irdenen Hafen gethan, und in anderthalb Maaß kochendem Wasser aufgelöst; dieses schüttet man in eine Bütte, und vermengt es mit 100 Maaß reinem Brunnwasser, und rührt solches mit einer Schaufel, bis es schaumet, schüttet die zwey Mütt Getreide in das Wasser, rühret sie bisweilen auf, zieht nach 24 Stunden das Getreid mit Körben aus dem Wasser, und läßt es auf der Tenne trocknen, so ist es zur Aussaat fertig. Auch diese Zubereitung verwahret den Saamen vor den Ingeren und andern Erdwürmern und Käfern. — Siehe: Nachricht an das Volk vom Brand im Getreide. In der neuen Sammlung physisch ökonomischer Schriften, herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft in Bern. Dritter Band. Zür. 1785. S. 215 – 244. Und: Schreiben des H. Stürlers von Cottens, über die Weise, den Brand im Ge-

treid zu verhüten; in den Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen von der schweizerischen Gesellschaft in Bern. 1sten Theils 4 Stük. Zür. 1760. S. 896-912.

Unmittelbar nach der Gersten- und Hanferndte säet man gewöhnlich in diese Aecker weisse Rüben (Rüben), in den Gerstenäckern werden sie zwar groß, aber meistens hart und bitter, aus den Hanfäckern hingegen sind sie schmakhaft, werden aber öfters, wenn der August und September naß und kalt ist, nicht gar groß. Verkauft werden keine.

In den Gemeinden Warthau, Sevelen und Buchs wird ziemlich viel Hanf angepflanzt, doch meistens nur zum eigenen Hausgebrauch; es wird zwar auch ein kleiner Theil davon in auswärtige Gegenden nach St. Gallen u. s. w. verkauft, doch nicht einmal so viel, als man aus der Fremde Leintuch ins Land ankauft. — In Grabs und Gams wird wenig Hanf gepflanzt, weil man sich da mehr mit dem Baumwollenspinnen beschäftigt. Zu 100 Klafter hat man gewöhnlich 21/2 Kopf guten frischen Hanfsaamen nöthig, denn unreifer oder 2 Jahr alter Saamen keimt nicht mehr auf, in gar fettes Erdreich braucht man oft etwas weniger. Man wählt hier zum Hanf gutes fettes Erdreich aus, und wechselt von Zeit zu Zeit mit demselben ab; da heftige Sturmwinde den halbgewachsenen Hanf oft fast ganz zu Grunde richten, so bestimmt man meistens solche Aecker dazu, die demselben am wenigsten ausgesezt sind. Jede Art alten star verfaulten Düngers wird dazu gebraucht, nur nicht der Abgang von Menschen, indem die Stängel davon zwar schön

und groß, aber gar nicht Hanfreich sind, auch soll diese Art Hanf vom Winde viel mehr beschädigt werden. Der Saamen wird lieber in feuchten als zu trockenen Boden gesäet, und hat deswegen auch in der Säezeit lieber feuchtes als allzutrockenes Wetter; denn wenn dir Witterung anhaltend trocken ist, so keimt der Saame lange nicht, und sehr viel davon wird von den Vögeln aufgefressen; auch ist es in dieser Absicht sehr vortheilhaft, wenn er schnell keimt, weil alsdann das Unkraut vom Hanf leicht verdrängt wird; im entgegengesezten Falle hingegen verdrängt das Unkraut den Hanf. — In der Blüthezeit, meistens im Anfange des Augustmonats, wird er gelochen (ausgezogen), an Garben gebunden, die Wurzeln von der Erde befreyt, und so bald möglich gespreitet. Nach einiger Zeit wird er umgekehrt, und bisweilen nach dem Wenden noch etliche Tage liegen gelassen, besonders wenn das Wetter nicht feucht ist, und der Föhnwind das Thau tröcknet; wird man hingegen von nasser Witterung bedroht, so nimmt man ihn öfters schon in zween Tagen nach dem Wenden weg. Muß der Hanf wegen nasser Witterung allzulange liegen bleiben, so schadet es ihm sehr; Hanf hingegen, der zu wenig lang gelegen ist, wird in feuchte gewölbte Keller gelegt, das ihm nachhilft. Einige legen den Hanf, anstatt ihn zu spreiten, in Teiche und Gräben, daß er durchgebeizt werde. — Auf dieses hin werden die Stengel geschleizt, der erhaltene zähe Bast in Zöpfe geflochten, diese an der Sonne und beym Ofen gedörrt, und alsdann unter einem grossen Stein, der vom Wasser getrieben wird,

gerie-

gerieben, bis dieselben völlig weich sind. Diese geriebenen Zöpfe werden darauf vermittelst des einen Endes an eine aufgerichtete Leiter gebunden, mit einem eisernen Klammhacken gebrochen, d. h., zerrissen, und endlich zuerst in der weiten Rauchhächel und nachher in der engern Leinhächel gehechelt, und zum Spinnen zubereitet. — Beym Hächeln macht man dreyerley Sorten, nämlich Hanf, Leinwerch und Rupp. Leinwerch ist der bessere Theil des zurückgebliebenen gröbern Hanfes; und Rupp ist der Ueberbleibsel beyder leztern Theile. Aus dem Hanf wird Tuch zu Tisch- und Bettzeug zubereitet, auch gefärbt und gedrukt zu Weiberkleidungen u. dgl. angewendet; aus dem Leinwerch wird Metzi gemacht, ein Stoff, der einen wollenen Einzug hat, und zur Kleidung der Männer und Weiber benuzt wird: man zieht auch bisweilen Leinwerchgarn in Hanfgarn ein. Ruppgarn wird nur allein gewoben; man erhält davon ein grobes Tuch zu Säcken u. dgl.

In der Herrschaft Sax wird mehr Flachs als Hanf gepflanzt, und man verwundert sich mit Recht darüber, daß man im Werdenbergischen und Warthauischen den Flachsbau nicht auch einführt. — Der Saamen, den man aus dem Tyrol bezieht, gedeiht vorzüglich, und daher bedient man sich dessen mehr zum Anfäen, als des inländischen. — Der Flachs wird meistens in das Thurgäu, Toggenburg, St. Gallen, Appenzell und Glarnerland verkauft, und ist eine der wichtigen Quellen des Gelderwerbs der Saxer. Nur in den Gemeinden Salez und Sax verkauft man jährlich über 300

Zentner Flachs das Pfund (à 40 Loth) für 10 bis 12 Batzen. — Das Abwerch oder den Kuder spinnen die Weiber des Winters, und benutzen dieses Garn zu Tuch für allerley Kleidungsstücke.

Seit dem Sinken des Verdienstes mit dem Baumwollenspinnen nimmt der Flachsbau in diesem Bezirke zu, und gerade dieser wäre vermögend manche Gegend wieder reichlich deswegen zu entschädigen.

Die Aecker in diesen Gegenden werden unläugbar am allermeisten mit Türkischkorn und Erdapfel angepflanzt. Vom ersten pflanzt man vorzüglich im Werdenbergischen und Warthauischen eine ungeheure Menge mit grossem Vortheil und macht vorzüglich überall Hausbrodt davon. — Erdapfel hat man hier ebenfalls verschiedene Arten:

Alte rothe, rauchhäutige mit vielen Augen, länglicht und rund: die beste Art.

Aeugstler, kleine rothe länglichte.

Blaßrothe, glatte mit wenig Augen, ovalförmig, von mittelmäßiger Güte.

Weißgelbe, runde, ziemlich schmakhaft.

Gelbe lange mit vielen Augen, Rübenförmige, und

Weisse runde; — diese zwey leztern Arten sind die schlechtesten; man gebraucht sie nur für die Schweine und das Vieh und pflanzt derselben immer weniger.

Man verfährt bey ihrer Anpflanzung auf die allergewöhnlichste Art. Alle werden in Reihen gesteckt; die ersten zwey Arten am nächsten, die 2 andern entfernter, die leztern aber am weitesten von einander, weil sie sehr grosses Kraut bekommen. Grosse werden zer-

schnitten, kleine unzerschnitten in die Gruben geworfen, jede erhält zwey Stücke, die theils frisch, theils zwey bis drey Tage vorher zerstückt waren. — Hin und wieder werden solche zu Vierteln ins obere Togenburg verkauft.

Ich habe schon bey der Beschreibung des Rheinthals von einer allgemeinen Ausartung der Erdapfel geredet, und hier muß ich darüber etwas weitläufiger seyn. — In einigen Jahrgängen der 1780ger Jahren wurde diese auch vorzüglich in Werdenberg und Warthau allgemein wahrgenommen; das Erdapfelkraut wurde krause, krüppelartig, verwelkte schon im Sommer und man erndtete im Herbste sehr wenige und schlechte Erdapfel ein. Man kaufte verschiedene fremde Saamenarten, und auch diese geriethen an einigen Orten schlecht, so wie hingegen der alte Saamen auch nicht an allen Orten ausartete. — Doch vorzüglich wurde das Saamenziehen von den Bollen guter und vollkommner Erdapfelpflanzen sehr empfohlen, um auf diese Weise wieder zu einer recht guten Erdapfelart zu gelangen, aber selbst die auf diese Art erhaltenen Saamen-Erdapfelart entsprach hin und wieder der Erwartung nicht. Mein Warthauer Freund schreibt mir hierüber folgendes, das ich wörtlich einrücke: „Durch „Zufall bekam ich auch Bollensaamen; in einem meiner Weingärten, den ich mit Gänsemist, der mit Erd„apfelstroh vermischt war, düngte, keimten etliche „Erdapfelstängel hervor, und ich erkannte sie sogleich als „die Folge von Bollensaamen. Da der Ruf von der „Vortreflichkeit desselben allenthalben erschallte, so nahm

„ich sie in meine Aufsicht und Pflege, und erhielt im „Herbste nur ganz kleine Erdäpfelchen davon. Im folgen„den Frühjahr steckte ich diese, und im Herbste hiengen „ungemein viel schöne Erdapfel von mittlerer Grösse „an den Stöcken. Im dritten Frühling stekte ich 4 „Reihen davon in einem Acker, in den ich auch an„dere Arten gebracht hatte, und jene zeichneten sich „schon frühe im Sommer durch ihre ungewöhnlich „grossen, und gerade in die Höhe gewachsenen Stän„gel und breiten Blätter sehr vortheilhaft vor diesen „aus, so daß der Unterschied jedem Vorbeygehenden „sogleich in die Augen sprang und ihn lüstern nach „solchem Saamen machte. Im Herbste nahm ich sie „selbst aus dem Boden, und sie gaben sehr reichlich „aus. Nun erwartete ich im folgenden Jahre eine „reiche Erndte davon, und stekte selbige selbst in einen „wohl gedüngten Acker; kaum konnte ichs abwarten, „bis sie etwas in die Höhe aufgeschossen waren; aber „wie erstaunte ich im Sommer, als diese Erdapfel„stauden wieder Krüppel, krause und verdorrt wurden, „von denen ich im Herbste wenige und schlechte Früchte „einsammeln konnte. Seither laß ich die Erdapfel „zum Stecken wieder unausgesucht vom grossen Hau„fen nehmen, und bin wieder glüklicher. Ueberhaupt „haben sich die Erdapfel in hiesiger Gegend wieder „um vieles gebessert. Ich habe auch den Versuch „gemacht, ein Stück Land nur mit grossen Erdapfeln „anzupflanzen, und ein anderes dabey nur mit Aus„wurf von ganz kleinen, allein sowohl in Ansehung „des Krauts als aber der Erndte fand ich keinen Un„terschied daran.„

Mit den obigen Beobachtungen stimmen ähnliche aus dem Glarnerlande völlig überein. Die Veränderung des Saamens hatte manche Vortheile, aber einzig dadurch wurde das Uebel der Ausartung nirgends gehoben. Dies vermochte einzig die Veränderung mit dem Erdreich. Es ist nothwendiges — namentlich durch obige Erfahrung gerechtfertigtes Erforderniß, nicht anhaltend die gleichen Aecker mit Erdapfeln anzupflanzen. Im Neubruch von vorhinigem Wieswachs erndtet man daher auch immer die meisten und schönsten Erdapfel.

In den erhöhten Dorffeldern von Warthau wird auch sehr viel Heydekorn gepflanzt, und es gedeiht weit besser in diesem, als im Riedboden. Es giebt Jahrgänge, wie z. B. der Ao. 1802, daß die zweyte Ernde so einträglich ist als die erste, nur muß man in denjenigen Getreideäckern, die man nach der Ernde noch mit Heidekorn ansäen will, noch vorher aufs neue düngen. Ein früher Reif, wie Ao. 1803, oder ein gar zu starker Südwind kann übrigens darin sehr schaden. In den übrigen Gemeinden wird wenig gepflanzt.

Der Anbau von Hirs und Fench ist sehr unbeträchtlich.

Gartengemüse pflanzt man von sehr vielen Arten, doch iedermann nur für seinen Hausgebrauch; einzig Kabiskrautköpfe werden viele ins obere Toggenburg verkauft.

Taglöhner hat man weibliche und männliche, erstere erhalten nebst Speise 8 Kreutzer, leztere 12 Kreutzer, und ohne Speise 36 bis 40 Kreutzer Taglohn. Ein Knecht hingegen erhält 36, 40 bis 50 Gul-

den Jahrlohn, je nachdem der Dienst mehr oder minder strenge ist.

Der Hülfe der Kinder von 10 bis 12 Jahren bedient man sich namentlich in dieser Gegend sehr häufig und auf verschiedene Weise. Im Frühjahr müssen sie lockere Furchen in den Aeckern aufhacken, um das aufgehakte Unkraut in diese zu legen; oder sie müssen das Getreide vom Unkraut befreyen (jätten); oder beym Türkischkorn und Erdapfelstecken den Saamen in die Erde legen; dem Stosser in den Weinreben die Stickel aufnehmen und geben; das Vieh auf den Allmenten hüten u. dgl. Im Sommer helfen diese ihren Eltern Türkischkor Erdapfeln, Erbsen u. dgl. falgen, das Unkraut ausreuten, heuen, in der Erndte den Schnittern Bänder zu den Garben machen, die im Acker abgefallenen Aehren auflesen, so oft es nöthig ist die Pferde, und hin und wieder alle Abend die Kühe ab der Weide holen. — Im Herbste kann man sie beym Einsammeln des Türkischkorns, der Erdapfel, Erbsen, des Obstes u. dgl. gebrauchen, zum Hanfschleizen, auch müssen die Knaben viele Mühe mit dem angepfählten oder angebundenen Vieh auf den Wiesen haben.

Von der Baumzucht.

Dasjenige, was ich hier über die Baumzucht bemerke, betrift zwar gröstentheils die 4 Gemeinden Warthau, Sevelen, Buchs und Grabs; doch paßt beynahe alles auch auf die Baumzucht in Gams und Sax, wo in den meisten Stücken eine völlige Aehnlichkeit mit den obigen Gemeinden angetroffen wird.

Der Obstwachs ist zwar in diesem Thalgelände sehr beträchtlich, könnte aber dennoch mit grossem Vortheil um vieles vermehrt werden. Die Bäume stehen nicht mitten in den Aeckern, sondern nur etwa an den Strassen werden solche auf das Fürhaupt gesezt: man nennt nämlich beyde Ende eines Ackers, den man daselbst ungefähr 3 Klafter breit nicht umpflügt, das Fürhaupt, gewöhnlich aber pflanzt man hier zu Lande die Bäume ziemlich enge und in grossen Haufen zusammen, und haltet die auf diese Art gepflanzten für tragbarer als die, so einzeln auf dem offenen Felde stehen, weil sie den vielen und heftigen Winden nicht so ausgesezt sind, und das Obst vom Föhnwinde weniger unzeitig abgeworfen werden kann.

Auf den Allmenten oder Auwen stehen sehr viele Obstbäume, die derjenige, der sie gepflanzt, geerbt oder gekauft hat, als sein Eigenthum ansehen und benutzen kann. Jeder Gemeindsbürger kann in bestimmten Kreisen so viel pflanzen als er will, es ist aber mit vieler Mühe und Verdruß verbunden, weil junge Stämme, die man dahin sezt — wenn man sie nicht mehrere Jahre lang mit Dornen wohl einmacht und fleißige

Aufsicht darüber trägt, vom herumlaufenden Vieh zu Grunde gerichtet werden. In Sevelen, Buchs und Grabs darf man auch Nuß- und Kirschenbäume auf die Allmenten setzen, in Warthau aber nicht. — Die Bäume auf den Auwen gedeihen sehr gut und sind überaus fruchtbar, werden aber nicht so alt, wie in den höher liegenden Dorfgütern; ein kalter Winter, besonders wenn das Erdreich vor dem Einfrieren stark mit Wasser geschwängert ist, zersprengt sie, und verursacht vielen einen frühzeitigen Tod.

Es giebt viele Bauren, die mit dem Bäumepflanzen ordentlich umzugehen wissen, allein regelmäßig angelegte Baumschulen giebt es keine. Man bedient sich dabey gar oft eines kürzern Mittels, vergrabt Träster vom gemosteten Obst in die Weinberge, woraus eine Menge junge Bäume entstehen, die man im folgenden Jahr hin und wieder in den Weingärten versezt. Die auf diese Weise gepflanzten und versezten Bäume bekommen viele Seitenwurzeln, und wachsen sehr schnell groß, so daß man sie nach wenigen Jahren entweder in das Holz oder in die Rinde zweygen kann (pfropfen und impfen); sehr viele Bauren verstehen das mehr und weniger, und einige davon verstehen es wirklich kunstmäßig, und zweygen um den Lohn; sie werden alsdann unentgeldlich bewirthet, und bekommen für jedes Zweygchen oder Aug, so anwächst, 4 Kreutzer Lohn. In andern Gegenden werden keine Bäume verkauft.

Man hat bessere und schlechtere, frühere und spätere Obstarten, allein die Benennung derselben in hiesigen Gegenden ist ebenfalls wieder sehr unbestimmt.

Oefters bringen Schwaben Bäume her, welche man sehr wohlfeil kauft, ohne den Namen oder die Beschaffenheit der Frucht vorher zu kennen, und nachher giebt der Besitzer derselben einen ihm beliebigen Namen. Bisweilen gefällt einem Baur in einer fremden Gegend, durch welche er reiset, eine Obstart; führt ihn der Zufall im Frühjahr wieder bey derselben vorbey, so nimmt er eine Zweyge oder Keime davon mit sich, und impft oder pfroft sie selbst oder durch andere auf seine wilden jungen Bäumchen, und alsdann nennt er die Frucht nach dem Ort oder der Gegend, aus welcher sie verpflanzt wurde, z. E. Zürcherbiren, Churerbiren, Mayenfelderäpfel, u. s. w. — Ich will hier nur die Namen von den bekanntesten Arten, welche man einzig in Warthau pflanzt, hersetzen, und man wird sich dann von der Verschiedenheit derselben überzeugen können. Die besten Arten will ich mit einem †, die mittelmäßigen guten mit einer o, und die schlechtesten mit gar nichts bezeichnen.

Frühe Birnen.

Heubieren, 2 Arten.
† Aeugstlen.
† Hüngelen.
† Zuckerbieren.
† Innelen.
o Rosenbieren.
Wasserbieren oder Kurzlänglen.
Rothhäffelen.
o Bisembieren.
o Bönggelen.

Frühe Aepfel.

Rheinthaler.
Bilger.
o Scheibler.
Gartenäpfel.
Süßmilter.
o Saurstreifer.
Klein Mauser.
Ranocher.

o Speggbieren.
Rummällen.

Mittlerfrühe Birnen.

o Lengelen.
● Röslen.
o Schmalzbieren.
† Römeren.
o Stadelbieren.
● Scheiblen.
o Stallrothlen.
Groß Wasserbieren.
Klein Wasserbieren.
● Landsknechtenbieren.
Würgelen.
● Hertelen.
† Ruschlen.
Spießlen.
o Weingütlen.
o Märglen.
Schmiedtbieren.
Frühhödlen.
o Ragatzer Aeugstlen.
† Büchslen.
o Kuglen.
o Kriesibieren.
Mehlbieren.
Pfundbieren.
Schliferen.
Striggbieren.
Triesnerbieren.

Mittlerfrühe Aepfel.

o Egger.
o Zürchäpfel.
o Streifer.
● Weißacher.
B'scheißling.
Klopfäpfel.
† Mauser, groß. (In Glarus Schweizerbreittech.)
Breitenäpfel.
Lederocher.
o Pflastocher.
Saurocher.

• Bagollenbieren.
Schalsbieren.

Winterbirnen.

† Rauchbieren.
† Goldbäcklen.
† Streuholzbieren.
† Groß Kulgelbieren.
Kellerbieren.

Zürchbieren.
Spathhödlen.

Spalierbirnen.

† Späthrömeren.
† Citronenbieren.
† Muskatellerbieren.
† Bergamotten.

Spätäpfel.

† Reinetten. 4 Arten.
† Karbander.
† Spathlauber 2 Arten.
† Rosenäpfel.
† Erdbeeräpfel, 2 Arten gelbe und rothe.
† Storzenäpfel.
Hartocher.
Pfaffenkäpli.
† Laueräpfel.

Edlere Aepfelarten z. E. Reinetten, Karbander u. dgl. nehmen sehr zu; mit den Birnen fährt man im alten Schlendrian fort. — Die oben unbezeichneten schlechtern Obstarten sind übrigens gleichwohl nicht zu verachten, denn einige davon sind sehr frühe, andere sehr lagerhaft und andere sehr fruchtbar; auch ist es für den Bauer sehr vortheilhaft, wenn er verschiedene Arten hat.

In diesen Gegenden wird sehr viel Obst und mehr oder minder von den meisten Arten gedörrt, jedoch unter den Birnen am meisten von denjenigen Arten, welche man am häufigsten hat; z. E. von den frü-

hen: die Rosenbirnen, Rothhäfeln, Bisembirnen; — von den mittlerfrühen: die Lengeln, Röslen, Stadelbirnen, Schmiedtbirnen, Ragazer, Aeugstlen und am meisten Kriesibirnen, die zum Dörren trefflich taugen, und von welcher Art die Bäume sehr tragbar sind; von den späten: Rauchbirnen, groß Kugelbirnen, Streuholzbirnen, theils ganz, theils verstückt, Späthödler ganz. — Spalierbirnen werden theils gekocht, theils roh verspiesen.

Von den meisten Aepfelarten werden gedörrt, am meisten aber Egger, Zürchäpfel, Bilger, Scheibler, Gartenäpfel, Saurstreifer, Süßmilter, von allen Sorten Reinetten, Karbander, Späthlauber, Storzenapfel, Hartocher, Streifer, die aber wegen ihrem zarten Fleisch sorgfältig gedörrt werden müssen, und Laueräpfel. — Am wenigsten dörrt man Erdbeeräpfel, deren man nur wenige hat, Rosenäpfel und Pfaffenkäpli, welche im Winter so hart wie Stein sind, und sich bis in den August und September hinaus frisch erhalten, daher sie sehr geschäzt werden.

Die Stubenöfen in den Baurenhäusern sind zum Obstdörren ziemlich vortheilhaft eingerichtet. Sie sind sehr weit, viereckigt und nieder und aus Lehm und Steinen aufgebaut, und oben auf demselben ruht eine röthliche Thonschieferplatte, die nahe bey dem Dorf Mels anstehend sind, und in grosser Menge in entfernte Gegenden ausgeführt werden. — Diese Oefen sind viel dauerhafter und zum Obstdörren viel bequemer als die Kachelöfen.

Bey dem Dörren der Birnen verfährt man in diesen Gegenden auf folgende Weise. Man heizt den

Ofen zu dem Ende äusserst und reinigt nachher denselben best möglichst von der Gluth nnd der Asche. Ist dieses geschehen, so bringt man in denselben auf einmal 3 bis 4 Viertel (1 Viertel hält ungefähr 50 Pfund a 36 Loth) reife nicht mehr zu rohe, sondern einige Tage gelegene Birnen. Hier müssen sie nun von der Hitze recht durchgebraten werden, damit sie inwendig schön roth, lind und fleischig werden; es kommt also auf die erste gehörige Hitze sehr viel an, und man muß daher nicht nur einen hohen Grad von Wärme in dem Ofen hervorbringen, sondern auch das Ofenthürli überall genau anliegen und vest zuschliessen lassen, damit keine Wärme herausdringen kann. Ist die Ofenhitze im Anfange zu geringe, und das Holz gesparet worden, so bleiben die Birnen inwendig allezeit weiß und zähe, und können in der Folge auf keinerley Weise mehr verbessert werden. Des anderu Tags werden die Birnen theils von kleinen Kindern, theils auf Schaufeln, wie die Becker haben (mit denen man sie aber verstößt; die erstere Methode ist daher die bessere), aus dem Ofen gebracht und verlesen, d. h., von einander gesöndert, die am meisten durchgebratenen und gedörrten, welche man Brathelm nennt — bringt man auf den Ofen, wo sie mit Tüchern gut bedekt werden, die andern aber müssen noch einmal in denselben. — Man heizt nämlich aufs neue ein, und verfährt dabey wie oben, ausgenommen daß man nicht mehr eine so grosse Menge grüne Birnen einlegt, sondern auf dieselben auch die zurükbehaltenen das vorige Mal nur halb durchbratenen aufhäuft. — An einigen dieser Oefen sind ringsherum kleine Gesimser, die man wie

einen Wandtisch auf- und ablassen kann; auf diese legt man die zuerst auf dem Ofen gelegenen Birnen, welche man halbdürre nennt, und am vierten Tag sind sie dann gewöhnlich ganz dürr. — Eine gutgedörrte Birne darf weder angebrannt noch von der Hize blatrig oder aufgetrieben seyn, sondern muß runzligt, krause und gerade wie eine gedörrte Zwetschge aussehen und inwendig fleischroth seyn. Frischgedörrte Birnen müssen übrigens nicht sogleich in einen Kasten verschlossen werden, sonst schimmeln sie. Verstossene oder angebrannte Birnen werden abgesöndert und den Mastschweinen unter ihr Futter gemischt.

Einige haben auch sogenannte Sonnendörrenen, welche den in Bündten allgemein üblichen ganz ähnlich sind. Sie bestehen aus 2 oder 3 zusammengefügten langen und breiten Brettern, die auf allen 4 Seiten mit einem niederen Brettchen eingefaßt sind, damit die Birnen nicht darüber herabfallen können. Diese Dörre ich nun so eingerichtet, daß man sie oben unter dem Dache gegen der Mittagssonne durch eine Oeffnung vermittelst angebrachter Räderchen aus- und einschieben kann. Halbgedörrte Birnen oder anderes Obst wird auf dieselbe gelegt, und von der Sonne vollends gedörrt.

Bisweilen legt man Birnen, die zum Dörren bestimmt sind, nur auf den Boden von trocknen dem Durchzug ausgesezten Kammern, und läßt sie völlig auströcknen.

Einige späte grosse Birnen werden auch in 4 Theile verstükt, und auf und in dem Ofen gedörrt; im lezten Falle bringt man sie auf hölzernen Dörrtru-

cken, die aus Brettern bestehen, welche man auf Räderchen oder Füssen aus- und einschieben kann, oder aber auf einer ähnlichen Maschin, die aus Weiden geflochten und noch zweckmäßiger ist, in denselben.— Späte Birnenarten werden daher vorzüglich auch deswegen sehr geschäzt, weil man sie nur nach und nach dörren und sich der Stubenhitze, die man im Winter gegen die Kälte machen muß, bedienen kann, da man hingegen den frühern Arten ausserordentlich einheizen und eine Menge Holz dabey verbrennen muß, das in warmen Herbsttagen den Aufenthalt in der Stube und im Hause beynahe unerträglich macht.

Die Aepfel werden meistens beschnitten und wie die Birnenschnitte gedörrt.

Aus dem Warthauischen und Werdenbergischen werden in guten Obstjahren ziemlich viel gedörrte Birnen und Aepfel in das Toggenburg und Glarnerland verkauft; die erstern kosten gewöhnlich so viel als der mittlere Kernen (Korn); Apfelschnize hingegen sind etwas wohlfeiler.

Grünes Obst wird öfters ziemlich viel in die Gegenden jenseits des Rheins und in das obere Toggenburg, oft auch ins Rheinthal ausgeführt und verkauft; bisweilen aber wird auch in die untern Gemeinden mehr oder minder Obst und Most aus dem Rheinthal eingeführt. — Je nachdem das Obst gut oder schlecht gerathen ist, wurde das Viertel in diesen Gegenden für 10, 12, 30, 40 bis 60 Kreuzer verkauft. Ao. 1802 kostete es 24 bis 30 Kreuzer, und spätere gepflükte and ausgesuchte Arten 40 Kreuzer.

Most oder Obstwein ward vor 30 oder 40 Jahren

in diesen Gegenden äusserst wenig verfertigt; hingegen in unsern Zeiten wird das Mosten auch hier immer allgemeiner. — Eigentliches Mostobst, z. E. Bergbirnen, Weinbirnen u. dgl. das im Thurgau und Rheinthal so häufig gezogen wird, hat man hier keines, daher der Most sowohl aus diesem Grunde, als aber weil man überhaupt die Verfertigung desselben nicht versteht, auch nicht so gut wird, wie aus jenen Gegenden. Man bedient sich zum Mosten eines Gemisches von verschiedenen Obstarten; den besten Most erhält man von wilden ungezweigten Apfel- und Birnenarten; auch von den oben angezeigten späten Birnen und Aepfeln, und namentlich von den Streuholzbirnen. Das Obst wird unter einem Müllsteinläufer, der in einem Trog läuft und von zween Männern getrieben wird, gekröst d. h., zertrieben, und in den Weintörgeln (Weintrotten) ausgepreßt: da man oft — sehr unzwekmäßig — mürbe gewordenes Obst mostet, so ist das Auspressen alsdann eine sehr mühsame Sache und die zerriebene Maße muß auf dem Trottbett allerorten mit Strohkränzen umgeben werden. In den Most, den man zu Anfange des Winters trinken will, mischt man kein Wasser.

Der Obsttrâst wird meistens zum Dünger gebraucht; einige destilliren ihn, und andere futtern damit magere Schweine; wovon man sich aber wenig Vortheil verspricht.

Einige

Einige kurze Bemerkungen über die Lebensart, Kultur und Industrie dieses Volks.

Die Lebensart dieser Thalbewohner, und namentlich der Werdenberger und Warthauer, ist äußerst einfach und haushälterisch, und sticht wirklich in jeder Rücksicht gegen den großen Luxus der Rheinthaler sehr ab.

Die Kleidung der Baursleute beyderley Geschlechts besteht meistens aus selbst zubereitetem Stoffe, nämlich aus Leinwand und Metzen, und ihre Hauptnahrung verschaffen ihnen Erdapfel und Türkischkorn, die jeder unentgeldlich auf seinen Neugütern und Gärten im Ueberfluße anpflanzen kann. Ein Werdenberger Wirth sagte mir letzthin: „haben wir genug Erdapfel und Türken in unsern Haushaltungen, so sind wir ausgemachte Herren!" — Treffen zu diesem noch Gerathjahre in Ansehung der Baumfrüchte ein, so bedient man sich zugleich des dürren und grünen Obstes und des Obstweins. — Jeder Bauer backt sein Brodt selbst; in Warthau und Sevelen besteht dasselbe aus Roggen- Türken- und Heidenkorn, bisweilen mischt man auch noch ein wenig Weizen darunter; in den übrigen Gemeinden, wo wenig Roggen und Weizen und gar kein Heidekorn gepflanzt wird, besteht dasselbe meistens aus Türkischkornmehl. Vermögliche Baurer und Wirthe backen jedesmahl, neben dem gewöhnlichen Hausbrodt, noch ein wenig Weizenbrodt, und vermischen den Teig bisweilen mit fein verschnittenen dür-

ren Birnen*). — Aus dem Türkenmehl wird auch häufig eine Art Brey zubereitet. Von den sogenannten Heimschkühen erhält man des Sommers die Milch für die Haushaltungen, und von dem Vieh auf den Alpen, die das Jahr hindurch nöthigen Käse und Butter. — Neben dem ist das Land gar nicht stark bevölkert, und nach Verhältniß der unübersehbar großen Strecken wagerechter Allmenten, woran alle Gemeindsgenossen Antheil haben, könnte dasselbe eine zweyfach größere Volksmenge ernähren. Alles Umstände, die, zweckmäßig benutzt, den unbedingten Wohlstand eines Volkes ausnehmend begünstigen und befördern.

Aber, dessen ungeachtet vermißt man in diesen Gegenden den eigentlichen Baurenwohlstand im Allgemeinen; die Art, wie man die Aecker, Wiesen und Weinberge benutzt, ist in vielen Stücken sehr fehlerhaft; die Landwirthschaft steht hier noch auf der untersten Stuffe der Vollkommenheit; die zweckmäßigere Benutzung der Allmenten würde allen Classen namenlose Vortheile gewähren, und, gehörig benutzt, eine unerschöpfliche, bleibende, nie versiegende Quelle zur Errichtung und Unterstützung von Schul- und Armen-Anstalten werden; aber — wer hat dafür Sinn? — In unzählig vielen Haushaltungen herrscht daher, wer sollte es wohl vermuthen? — drückende Armuth und Dürftigkeit, und jede Gemeinde hat eine größere oder

*) Die Wirthe und vermöglichern Haushaltungen im Sennwald lassen alle Wochen einige Weißbrodte von Gaiß aus dem Appenzellerlande hinauftragen.

kleinere Anzahl Bettler *); ein Fall, der vorzüglich gegenwärtig in Gams, Buchs und anderswo immer mehr eintrift, wo unzählig viele Hände, anstatt das Feld anzubauen, und Flachs und Hanf zu pflanzen und zu spinnen, sich mit dem Baumwollen Spinnen beschäftigten, das sie, bey den gegenwärtigen Handlungsverhältnissen, nicht mehr ernährt. — So sehr also diese Thalbewohner auf der einen Seite von der Natur begünstigt sind, eben so sehr fehlt es ihnen anderseits an Cultur und Betriebsamkeit, um davon den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen.

Doch, kaum wird man sich mehr über alle diese Erscheinungen wundern, wenn man einen Blick auf die ganze Erziehung dieses Volkes wirft. — Von der zartesten Kindheit an wird theils durch die rohe häusliche Verziehung (wenn ich so sagen darf), theils durch den öffentlichen Schulunterricht jeder Keim eigner Denkkraft erstickt, anstatt entwickelt. Die Wohnstuben und Schulstuben der Kleinen sind einem Kerker eher, als einer ordentlichen Wohnung ähnlich, und könnten absichtlich nicht besser dazu angelegt seyn, alles Gefühl für Ordnung, Schönheit, und Reinlichkeit in ihren zarten Herzen zu ersticken, jede Lebenskraft in ihnen zu tödten, und das Selbstgefühl völlig auszulöschen; — ihr Geist muß nothwendig unter der Last der Unreinlichkeit und der sie umgebenden Fin-

*) Vor einem Vierteljahre befanden sich nur in der Gemeinde Grabs über 50 Haushaltungen, die sich einzig vom Gassenbettel nährten, jede Haushaltung zu 8 bis 10 Personen gerechnet! —

sterniß erliegen! Der Schulunterricht ist von einer solchen Art, daß er, nebst der dabey angewandten Methode, schwerlich zweckwidriger ausgedacht werden könnte. Ich glaube wirklich, jene Schule sey noch nicht die schlechteste in diesen Gegenden gewesen, worin vor 2 Jahren jemand, der von ungefähr dieselbe besuchte, die Schulkinder unbeschäftigt, und den Lehrer der Länge nach auf der Bank liegend, und im tiefen Schlafe schnarrchend antraf! In den Schulen zu Buchs, Sevelen*) und anderswo, schicken die Schulmeister, um Raum in den von den Hausgenossen schon stark besetzten engen sogenannten Schulstuben zu erhalten, jedesmahl einige Kinder mit ihren Schriften in die benachbarten Baurenhäuser zur Stubeten (auf Besuche), voll Zutrauen: daß sie ihrer Aufsicht und Leitung nicht bedürfen. Dieß sind zwar nur einzelne Beyspiele, aber von ihnen kann man aufs ganze schließen, weil ich eine Menge ähnlicher Exempel anführen könnte. — Und was läßt sich wohl bey solchen Verhältnissen vom Neocommunikanten Unterrichte in der Religion erwarten, der in 6 bis 8 Wochen, wöchentlich in 1, 2 bis 3 Tagen, vom Ortspfarrer angefangen und vollendet wird?? **)

---

*) Ein Schulmeister in Sevelen hat für seinen Winter-Schulunterricht ein Gehalt von 8, schreibe Acht baaren Gulden!

**) Sonntags Kinderlehren oder Katechisationen kennt man in diesen Gegenden nicht einmahl dem Namen nach!

Was Wunder also: wenn weit der größte Theil von diesen Thalbewohnern zu unwissend und zu roh ist, um sein eigenes wahres Beste zu berathen, und die vorhandenen Hülfsquellen zu seinem Wohlstande gehörig zu benutzen? -- Was Wunder: wenn sich alles eigene Nachdenken verliert, und statt dessen die blindeste und hartnäckigste Anhänglichkeit an bisherige Uebungen entsteht? Was Wunder also: daß bisher die Allmenten, weit dem größern Theile nach, aus Unwissenheit, übelverstandenem Eigennutz und Mißgunst nicht besser benutzt wurden, ungeachtet Zeitumstände, Armuth, das wohlthätige Beyspiel der Neugüter u. a. m. so laut dazu aufforderten? Was Wunder endlich: wenn bey bürgerlichen Streithändeln ihre Hartnäckigkeit in einen solchen Starrsinn ausartet, daß sie eher ihr ganzes Vermögen in Prozessen aufopfern, als sich zum Vergleichen oder Nachgeben bereden lassen.

Mein Freund Escher erlaube mir, diese traurige charakteristische Skizze mit seinen eignen Worten, die er aus Veranlassung dieses Volkes niederschrieb *) enden zu dürfen: „Wahrlich! wenn wir mit Vorur„theilsfreyem Auge der Bildung und Entwicklung je„der Menschenklasse oder jedes Menschen nachspüren, „so werden wir beynahe immer den Grund der Ge„brechen, die wir ihnen mit Härte und Bitterkeit vor„werfen, in den Verhältnissen und Umständen auffinden, „in welche die gebildeteren Klassen sie hineinzwingen, „oder welche sie doch veranlassen. Kommen nun noch „gar allgemeine Fehler der Staatsverfassung, Staats-

*) Siehe seinen schon oben angeführten kleinen Aufsatz.

„verwaltung, bürgerlicher Verhältnisse u. s. w. hinzu,
„so wundert sich eher der Psycholog, daß diejenigen
„Volksklassen, welche allen diesen schädlichen Eindrük-
„ken ausgesetzt sind, nicht noch verdorbner, ungebilde-
„ter sind, als sie sich wirklich zeigen. Möchte doch
„auch gerade in Helvetien, die große Volksklasse von
„den Städtern, besonders da, wo diese die Regenten
„jener sind, mehr aus diesem Gesichtspunkte betrach-
„tet, beurtheilt und behandelt werden!

Vom Weinbau.

Der Weinbau ist in diesen Gegenden ziemlich unbeträchtlich. In Warthau sind auf tausend Klafter fettes Wiesen- und Ackerfeld, die magern Wiesen und Rieder nicht gerechnet, kaum 50 Klafter Weinberge; in Sevelen noch weniger als in Warthau; und in den untern Gemeinden beynahe keine. — Da man sich also mit dem Weinbau sehr wenig abgiebt, zudem die meisten Rebberge an abhangenden Hügeln angelegt sind, so bedurfte es hier wegen der Ausdehnung der Rebberge zum Nachtheile des Ackerbaus keiner obrigkeitlichen Verordnungen; vielmehr haben die ehmaligen Bundsgenossen den Weinbau zu befördern gesucht, und dem Pflanzer eines neuen Rebbergs den Vortheil zugesagt: daß er 10 bis 15 Jahre keinen Zehnden davon geben mußte.

Das Erdreich taugt sehr gut für die Weinberge, ausgenommen daß bisweilen eine Strecke desselben mit Wasser-Adern durchzogen ist, worin die Wurzeln der Weinreben gern anfaulen; diesem Nachtheil glaubt man

alsdann am besten dadurch abzuhelfen, wenn man tiefe Gräben durch den Weinberg hinunter ausschöpft, und solche mit Kieselsteinen beynahe zufüllt, und oben wieder mit Erde zudeckt. Die Reben werden auch in solchem Erdreich gar nicht tief gegrubet.

Die hiesigen Weinberge liegen gewöhnlich gegen Mittag und Abend; solche, die gegen Nordost stehen, geben einen sauren Wein, den man spottweise Grönländer nennt, der aber haltbarer und dauerhafter ist, als der schmackhaftere.

Die Art und Weise der Anlegung der hiesigen Rebberge ist gar nicht musterhaft. Es giebt zwar einige, die ihre Reben Reihenweise in geraden Linien angelegt haben; die meisten aber beobachten darin gar keine Ordnung, das vorzüglich in der Bearbeitung derselben sehr unbequem und nachtheilig ist.

Man hat hier vorzüglich zweyerley Arten Reben, an denen rothe Trauben wachsen; die eine trägt großes, breites Laub, und ihre Gelenken sind nahe bey einander; bey der andern Art stehen die Gelenke weit von einander, und sie hat schmales, kleines, ausgezacktes Laub, diese nennt man Spitzlaubern; sie sind nicht so tragbar, und man befördert die erstere und vermindert die letztere Art. Weinreben von weißen Trauben hat man ebenfalls zweyerley Arten, nämlich Edelweiße und Ellmelen; die erstern erfordern ein fettes Erdreich und viel Dünger, dann sind sie sehr fruchtbar, und geben einen vortreflichen und dauerhaften Wein; die letztern sind noch tragbarer, aber der Wein kömmt den erstern weder an Güte noch Dauerhaftigkeit zu.

Die meisten Weine dieser Gegend sind so, wie der Rheinthaler und Oberländer, im ersten Jahr sehr schmakhaft, werden aber in der Folge lind und trübe, und die Vermischung derselben im Herbste mit säurerem und dauerhafterem ist daher sehr wohlthätig; in gewölbten Kellern erhält er sich übrigens auch viel besser, als nur in den gewöhnlichen Baurenkellern. — Es giebt hier auch rothen Wein, der nur eine Ziegelrothe Farbe hat, welches man der Lage des Weinbergs und dem Erdreich zuschreibt, der ebenfalls mit Vortheil mit dünkler rothem vermischt wird. Ueberhaupt werden die Weine dieser Gegend sehr mit einander vermischt, da der Bauer seine kleinen Weinbergsantheile überall zerstreut hat, und die Trauben derselben mit einander abdrukt. — Weine von Weinbergen, die nicht allzustark gedüngt werden, hält man für besser und dauerhafter als solche, wo das Gegentheil statt fand. — Die Leute in diesen Gegenden sind übrigens so für den neuen erstjährigen Wein eingenommen, daß ihnen der vortrefflichste alte Wein nicht mehr schmekt.

Bey der Verfertigung der Weine verfährt man völlig wie im Rheinthal. Man macht ebenfalls auch 2 Sorten rothen Wein; den einen läßt man in der Trotte einige Tage lang am Träst stehen; den andern drückt man süß ab, d. h., die Trauben werden theils zerstossen, theils unzerstossen auf das Trottbett geschüttet und sogleich ausgepreßt; diesen nennt man süß torkleten Wein. — Bey der erstern Art muß man den obenaufkommenden Träst vorzüglich alle Tage, so lange man ihn unausgedrukt stehen läßt, mit einem Kloz etwas abwärts stossen, daß er stets feucht bleibt, und

nicht zu brathen (zu gähren) anfängt, sonst bekommt der Wein einen Eßiggeschmack, und auf diese Weise könnte also eine ganze Butte voll Wein sehr verderbt werden. Vor dem Abdrucken des Weins nimmt man daher eines Apfels groß vom Träst an den Mund und saugt den Saft daraus, um zu erfahren: ob er keinen Eßiggeschmack habe; tritt wirklich dieser Fall ein, so wird der Träst oben von der Bucte so tief abwärts weggenommen, so weit er angesteckt ist, oder wenn das Uebel alles angegriffen hat, so läßt man den darunter sich befindenden Wein ablaufen, ohne ihn mit dem Träst auszudrucken, denn dieser kann beynahe durchgehends säuerlich seyn, ohne daß der Wein darunter davon angegegriffen ist.

Aus den Gemeinden Sevelen und Warthau wird etwas Weins verkauft; der meiste kommt nach Werderberg und Grabs und in das obere Toggenburg; von Warthau wird auch davon ins Glarnerland verkauft.

Aus dem Träster wird gewöhnlich Weingeist destillirt.

Gewöhnlich werden die Reben im Merzen geschnitten. Wenn in einem Weinberge schöne junge wohlgewachsene Reben sind, so läßt man auf einer Rebe zwey Schosse (Zweige) stehen und zwar die schönsten, wenn solche nicht gar zu hoch ausgewachsen sind; in diesem Falle aber, und hat die Rebe etwas tiefer unten auch noch schöne Schoße, so läßt man diese stehen, denn die Rebe soll überhaupt nicht zu stark in die Höhe gepflanzt werden. Aus dem schönern dieser zwey Schoße macht man einen Bogen, aus dem andern einen Stürzlig oder Knecht, dem man nicht mehr als etwa 4 oder 5 Augen stehen läßt, je nachdem die Ge-

lenke eng oder weit von einander stehen; jedoch schneidet man nicht auf alle Reben Bögen, sie würden zunahe an einander stossen und bey der Zeitigung der Trauben einander schaden. Einjährige Reben erhalten gar keinen, und zweyjährige nur hin und wieder eine davon einen Bogen. -- Alte grosse und für das künftige Jahr zum Gruben bestimmte Reben müssen in der Absicht zum Voraus geschnitten werden; man läßt ihnen gewöhnlich die zwey schönsten und höchsten Schoße, jedes ungefähr einen Fuß lang, stehen; durch dieses wird die Rebe biegsamer und daher zum Einlegen geschikter; solche Reben, die man Vorschnitte heißt, sollten tüchtig gedüngt werden, damit sie schönes grosses Holz erhielten. An denjenigen Orten, wo einzelne Reben abgegangen sind, werden ein oder zwey der daran grenzenden Reben auf eine ähnliche Weise vorgeschnitten.

Vor und nach dem Schneiden werden alle Jahre eine gewisse Portion Reben in jedem Weingarten gegrubet (eingegraben;) dies sollte nämlich alle Jahr mit dem 7 oder 8ten Theil eines Weinbergs abwechslungsweise vorgenommen werden; da es aber sehr viel Dünger braucht, den man öfters nicht hat, so pflegt man es gemeiniglich länger damit anstehen zu lassen, und sehr oft werden bisweilen in einzelnen Jahrgängen und Bezirken nur 2, 5 bis 6 Stück gegrubet, wozu man alle Arten Rindvieh- Schaaf- und Ziegendünger gebraucht, doch immer lieber verfaulten als frischen. — Um das vernachläßigte Gruben einigermassen zu ersetzen, wird in dieser Gegend viel Gassenmist, halbverfaulte und vermoderte Holzstücke,

Schlamm und Sand von durch die Strassen laufenden Rühen darein geführt und getragen. -- In tiefliegenden frostartigen Weinbergen muß das Gruben öfters geschehen, als in erhöhten und abhangenden, obwohl auch diese noch bisweilen dem Erfrieren ausgesezt seyn können, wenn die Lage sehr stark nach Mittag gerichtet, und die Witterung im Merzen sehr warm ist, der Boden aber die Nacht hindurch stark gefriert. Der Gruber hat vorzüglich darauf zu sehen: daß er keine andern als recht gesunde und frische Rebengrube, und daß er weder diese, noch ihre Wurzeln beschädige; eine stark beschädigte Rebe in die Grube gelegt kann zwar noch wachsen, aber sie kränkelt immer und ist unfruchtbar. Ueber das tief oder nicht tief untergruben sind die Meynungen hier sehr getheilt, jedoch gräbt man sie überall wenigstens so tief ein, daß die Wurzeln von dem Karste oder der Spitzhaue nicht beschädigt werden. Zudem wäre es an einigen Abhängen, wo das wenige Erdreich unmittelbar auf Steinen und Felsen aufliegt, geradezu unmöglich, die Reben tief einzugraben; diese werden dann gewöhnlich alle Jahre nur mit Dünger, den man auf den Fuhrstrassen zusammenscharrt, belegt, und gedeihen davon äusserst gut. Der Gruber muß sich ferners bemühen, daß die Wände der Grube nicht abhangend sondern senkelrecht ausgegraben seyen, damit die eingelegten jungen Rebschoße an dieselbe angelehnt, aufrecht und gerade in die Höhe stehen; eine solche Rebe haltet in der Grube vest, und wird nicht so leicht mit dem Karst oder der Haue (Hacke) hervorgezogen. -- Eine in die Grube gelegte Rebe, sollte gerade die Länge

haben, daß nicht mehr als etwa 2 bis 3 Augen des neuen oder leztjährigen Holzes in den Boden kommen müßten; je nachdem das Erdreich beschaffen ist, kann dies gleichgültig seyn; in andern aber fassen die Augen des neuen Holzes Wurzeln, die man Bärte nennt, und dann fault die Rebwurzel hinter diesen Bärten ab, und die neuen Wurzeln haben noch nicht Kraft genug, Fettigkeit an sich zu saugen, und die Rebe zu ernähren; sie kränkelt also, und stirbt nach und nach ab.

Beim Zufüllen der Grube mit Dünger und Erde muß man die Vorsicht gebrauchen, daß die vorragenden Schoße oder die jüngern Reben weder unterlegt noch mit der Schaufel beschädigt werden.

Etwa 3 bis 4 Gelenke hoch über der Erde werden sie abgeschnitten.

Die Reben werden in diesen Gegenden zu Anfange des Winters nicht zu Boden gelegt, ausgenommen solche, die man im kommenden Frühjahr gruben will. Man behauptet: daß wenn man die Reben zu legen anfange, man dasselbe alle Jahr fortsetzen müsse; sie werden dadurch weichlich und erfrieren im ersten kalten Winter, wenn man es wieder unterlasse; auch faulen die Rebstickel am Boden liegend stärker, als aufrecht stehend.

Wenn das Schneiden und Gruben der Reben im Frühjahr vollendet ist, so werden die Rebschoße oder abgehauenen Zweige von Kindern zusammen gelesen und an Büscheln gebunden; dann wird das Erdreich mit einem Karst, das ein Werkzeug mit zwey 5 bis 7 Zoll langen Zanken ist, aufgehacket, d. h., man

überwälzt den Rasen, und unmittelbar darauf stoßt man die Stickel in den Boden und bindet die Reben mit Weiden an dieselben. Zu Ende des Mays oder je nachdem die Frühlingswitterung war, früher oder später, und wenn man die jungen Schoße nicht mehr zu zärtlich glaubt, so daß ihnen nicht mehr jede Berührung schadet, wird das Rebland mit Spitzhauen gefalget. — In der Mitte des Brachmonats fängt man an, die Reben zu erbrechen, jedoch muß dies nicht gerade in der höchsten Blüthezeit der Reben, entweder nach, oder — noch lieber vor derselben geschehen, indem man glaubt, daß bey nasser Witterung die Trauben an einer ausgebrochenen Rebe eher tröknen können und also weniger abreissen; jedoch kennt man Beispiele, daß Saumselige oder durch Umstände genöthigte Bauren, welche ihre Reben nicht ausbrechen konnten, eben so schöne und gesunde Trauben als die andern gehabt haben. Beim Erbrechen verfährt man, wie beim Schneiden; man läßt die 2 schönsten Schoße an einer Rebe völlig stehen, und heftet sie mit Lindenbast an die Pfähle; andere Schoße werden, wenn sie Trauben haben, etwa 2 bis 3 Gelenke vor den Trauben abgebrochen, oder, wie man sagt verzwikt, alle übrigen klein und grössern Ausschüsse hingegen hart am Stamme abgebrochen. Diese Arbeit geschieht hier durch die Weibsleute, und auf eine geschikte oder ungeschikte Erbrecherin kommt vieles an; wer gut erbrechen kann, kann sie auch gut schneiden. Im Heumonat wird aufs neue gefalgt, und im August geheftet und verzwikt, d. h., man bricht die Auswüchse aus und bindet die zwey im Erbrechen stehen gelassenen

Schoße erhöhter an den Pfahl, und diesem gleich eben oder einen halben Fuß hoch über demselben werden sie verzwikt. Zu Ende des Augusts oder zu Anfange des Herbstmonats wird das Rebland noch einmal gefalget, das man schaben nennt, und dann werden die Weinberge geschlossen, d. h., man verbietet, daß keine Arbeiter mehr in dieselben gehen dürfen, bis sie zum Wimmeln wieder geöfnet werden.

Die Kosten, welche man alljährlich auf die Bearbeitung eines Weinbergs von 100 Klaftern verwenden muß, bestehen in folgendem:

Arbeitslohn für Stickelausziehen, schneiden, Schoße aufleſen, hacken, Stickel stoſſen, binden, das man überhaupt zusammen Aufrichten nennt	fl. 4	kr. –
Für Rebstickel, ein Jahr in das andere gerechnet	1	–
Für Band	–	20.
Für 2 Fuder Dünger zum Gruben	4	–
Gruberlohn	2	40.
Für Baufuhrlohn	–	48.
Für Sommerarbeit, welches alles man die Arbeit im Laub heißt	4	–
Für Lindenbast	–	20.
Zusammen Gulden:	17	8.

Dafür kann man dann, ein Jahr in das andere gerechnet, von 100 Klaftern 12 Viertel, d. i. 96 Churmaaß Wein einerndten.

Der Ankaufspreis von 100 Klafter guten Weinbergs bestand vorhin in 200 Gulden und von schlechtem in 100 bis 120 Gulden, gegenwärtig aber ist derselbe noch

niedriger; die ersten sind sehr wohlfeil, die leztern hingegen sind beynahe für jeden Preis zu theuer.

Man kennt hier unter den Reben nur die einzige Krankheit, die man den Roth nennt. An einigen Orten nimmt sie schon im Juny, an andern Orten erst im August ihren Anfang. Im erstern Falle werden die Blätter anfangs blaß und verlieren ihre natürliche Farbe, darauf erhalten sie rothe Flecken, die nach und nach gröſſer werden, und zulezt fallen sie ab; im leztern Falle hingegen werden die Blätter nicht ganz roth, sondern nur roth gefleckt. Die frühere Krankheit ist viel schädlicher, als die spätere, denn wenn sie vor der Traubenblüthe eintrift, so reissen dieselben ab, und die noch übrigbleibenden Trauben werden schlecht und sauer. Einige vermuthen, diese Krankheit entstehe, wenn die Reben im vorhergehenden Jahre durch ein Hagelwetter stark verhackt wurden, so daß sie im Frühjahr noch kränkeln, oder wenn sie vom Winterfrost stark gelitten haben, und sich nicht völlig erholen konnten. Andere haben die Beobachtung gemacht, daß wenn im Brachmonat die Witterung sehr unbeständig ist, so daß Regen und heisse Sonnenblicke in einem Tage öfters schnell mit einander abwechseln, diese Krankheit unter den Reben am allgemeinsten seye. Völlig bewährte Mittel kennt man keine dagegen. Einige unterlassen deswegen das Falgen und gestatten dem Grase und Unkraut freyen Spielraum; andere rathen die Vermischung des Erdreichs mit andern Erdarten an, wovon man aber keine andern Versuche kennt, als diejenigen mit dem oben angeführten verschiedenen Dünger.

Von den Privat- und Gemeinwaldungen.

Hin und wieder besitzen einzelne Privaten kleine eigenthümliche Waldungen, die aus Tannen- und meistens aus Buchenholz bestehen. In Warthau ist ein einziges kleines Privatwäldli von Lerchenbäumen.

Die meisten Gemeinden dieser Gegenden haben grosse Gemeinwälder, die theils aus Weiß- und Rothtannen, theils aus Buchen und einzelnen Eichbäumen bestehen. Bauholz hat man nicht überall genug, z. B. in Sevelen, Buchs und anderswo.

In allen diesen Bezirken wird, in Ansehung der Wälder, erbärmlich gewirthschaftet, und überall ist freye Weide für Rindvieh und Ziegen in denselben; auch steht es jedem Gemeindsgenoß frey, Laub, Streu- und Farnkraut darin zu mähen, und einzusammeln.

In den meisten Gemeinden hat jeder Gemeindsgenoß genug unentgeldliches Gemeinholz für seinen Hausgebrauch. In Warthau werden keine Holztheile ausgetheilt, sondern jeder kann sich selbst nach Belieben einzelne Stämme auswählen, doch giebt es einzelne Gemeinwälder, die im Bann sind, so daß niemand kein Holz darin hauen darf.

In Warthau, Sevelen und Buchs werden die Waldungen nicht der Ordnung nach abgeholzet, sondern einige Bäume bald da, bald dort untereinander niedergehauen.

In Sevelen und Buchs kauft man viel Bauholz, das auf dem Rhein aus Bündten kommt; — auch hin und wieder kauft man ebenfalls aus Bündten lerchene Rebstickel; 50 Stück, jedes 6 1/2 bis 7 Fuß lang nennt

man

man eine Burde, und je nachdem sie lang oder kurz, und roth oder weiß sind, so kosten sie 34, 36 bis 40 Kreutzer.

Den Nutzen den man aus den verschiedenen Laubarten und von den Buchnüssen zieht, habe ich oben bey dem Wieswachs beschrieben.

Torf wird gegenwärtig noch keiner gegraben, allein hin und wieder auf sumpfigen Riedern würde man solchen auffinden können. — In künftigen Zeiten, bey unvermeidlich erfolgendem Holzmangel, wird man von dieser wohlthätigen Nachhülfe unfehlbar dankbaren Gebrauch machen.

Von der Bienenzucht.

Obschon die Bienenzucht in diesen Gegenden ziemlich beträchtlich ist, so verfährt man dabey dennoch auf die allergewöhnlichste Art. — Es giebt sehr viele Bienenliebhaber die 12, 16 bis 20 Bienenstöcke besitzen. Die Bienen werden theils in runde Strohkörbe, theils in länglichte viereckigte hölzerne Kistchen gesezt, und diese hält man den Sommer über sowohl auf Brettern aussen an den Wohnungen, als aber in eigenen freystehenden Bienenhäusern. Erst seit 4 bis 6 Jahren bedient man sich hin und wieder hölzerner Untersätze. — Wo immer möglich sezt man die Bienenstöcke an solche Orte hin, daß sie vom Nordwinde frey bleiben.

Sehr viele Bienenstöcke werden aus diesen Gegenden ins Appenzellerland und ins Toggenburg, das Stück für 7, 8, 10 bis 11 Gulden verkauft. Erstickt werden

hier keine; sondern wenn man sie nicht verkauft, begnügt man sich damit, ihnen alle Sommer eine Portion Honig zu nehmen: denjenigen, der dieses Geschäft verrichtet, nennt man den Immen, Rumer. Uebrigens wird wenig Honig auffert Lands verkauft.

Im Frühling, wenn die Bienen gefüttert werden müssen, vermischen einige den Honig mit Wein, und schieben denselben in einem Tröglein durchs Flugloch unter den Korb; andere machen den Honig und Wein unter einander warm, kehren den Korb um, und bespritzen damit den Honig.

Auch in diesen Gegenden war der Sommer des 1802 Jahrs für die Bienen ausnehmend günstig, und die ältesten Bienenliebhaber wissen sich keines ihm hierin ähnlichen Jahrgangs zu erinnern, das man den vorzüglich trockenen und warmen Juli, August und Herbstmonaten zuschreibt. — Ein erfahrner Bienenliebhaber in dieser Gegend hat auch öfters die Beobachtung gemacht, daß in Jahrgängen, in denen man viele Kirschen einsammelte, und solche auf den Dächern an der Sonne, nahe bey seinem Bienenhause dörrte, die Bienen stets arm an Honig waren; er behauptete: sie seyen alsdann auf die Kirschen geflogen, haben Kirschensaft eingesogen, den sie sehr lieben und seyen davon faul und unthätig geworden; so daß sie den edlern Blumensaft vernachläßigten.

Von dem Federvieh.

In Werdenberg und Warthau wird wirklich mit Hühnern, Enten und Gänsen, und mit diesen wie mit den Eyern von den erstern ein kleiner Handel nach Chur, ins Pfefferser Baad, nach St. Gallen und ins Glarnerland getrieben; ich muß daher denselben auch noch kürzlich erwähnen.

Die Bauren-Weiber dieser Gegenden halten wirklich sehr viele Hühner, und heißen daher nicht ohne Grund Hünder-Müttern. Im Winter füttern sie dieselben mit Kleyen und Erdapfeln, worüber jedesmahl ein wenig Türkenmehl gestreut wird, und Suppe, Buttermilch und abgerahmte Milch macht ihr Getränk aus; die Aermern, die Grüsch und Erdapfel auf andre Weise brauchen, bedienen sich der Heublumen und der Moose von den Bäumen und Steinen, die sie mit Wasser anfeuchten. Im Sommer bedörfen sie von dem ähnlichen Futter eine kleinere Portion, weil sie durch erlaubtes Finden und privilegirtes Stehlen manchen guten Bissen zu erhaschen wissen. — Als Mastungsmittel giebt man ihnen Weizen- Türken- und Heidekornmehl, Brodt, Milch u. dgl. Wenn man aber ein Huhn schnell fett machen will, so nimmt man Weizen und Heidekornmehl, benäßt dasselbe mit ein wenig Wasser, macht länglichte Kügelchen, und steckt ihnen von denselben täglich etlichemahl einige mit Butter bestrichene durch den Hals hinunter, wobey man ihnen immer hinreichendes Getränk vorstellt, und sie in einem engen Raume einschließt, so daß sie keine Bewegung haben. — Die ganz jungen aus dem Ey ausgekroche-

nen Küchlein werden mit Hirs und Türkenmehl, mit Milch angeweicht, gefüttert.

In den Gemeinden Buchs, Grabs und Warthau hält man auch Enten und Gänse, von jeder Art in jeder Gemeinde ungefähr 50 bis 60 Stük, die man meistens jung und ungemästet nach Bündten und in das Toggenburg verkauft. — Eine junge Gans kostet 15 bis 20 Batzen.

Man füttert sie gewöhnlich mit Erdäpfeln, Rüben schlechtem Obst und Kleyen; will man sie aber fett machen, so giebt man ihnen Brey von Türken- und Kernenmehl mit Wasser und Sand vermischt.

Die Zuchtgänse werden öfters 15, 20 bis 24 Jahr alt. Sie legen ihre Eyer alle Jahr im Merz und April, und zwar 10 bis 12 Stück, die sie nach vier Wochen und zween Tagen ausbrüten; im dritten und vierten Jahre hält man sie dazu am tauglichsten. Die Jungen futtert man mit Türkenbrey oder, wie man diesen nennt, mit Ribel und Wasser.

Man rupft ihnen viermal des Jahrs den Pflaum aus, und bekommt jedesmal vom Stücke ungefähr 1/8 Pf. Die Männchen haben mehr Pflaum als die Weibchen, und die Alten mehr als die Jungen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steinmüller, Johann Rudolf

Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft nach den verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone nebst einer kurzen Anzeige der Merkwürdigkeiten dieser Alpen
Bd.: 2

Winterthur 1804

Oecon. 1649-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299167-0